



BIBLIOTECA CENTRALA
A
UNIVERSITAȚII
DIN
BUCUREȘTI

No. Curent 12448 Format.....

No. Inventar 17453 Anul

Secția..... Raftul

IST DAS-DAS LEBEN?

ROMAN VON

MITTE KREMNITZ



Ist das — das Leben?

310896

Inw. 18425

Inv. 12778.

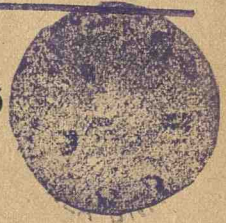
Ist das — das Leben?

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

Roman

von

Mite Kremnitz



Donațiunea Maiorescu



Berlin W. 30

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
Hermann Ehböck

17753
39771

80-31

CONTROL 1952

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI
COTA 12778

RC 133/05

CONTROL 195

1961

Alle Rechte vorbehalten.

Published 1. December 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock in Berlin W 30.

B.C.U. Bucuresti



C17753

I. Buch.

1.

Der schwarz verhüllte Leichenwagen wurde noch einmal von den Fenstern des Trauerhauses aus sichtbar, als er über die gewölbte Brücke fuhr.

Marta hatte auf diesen Augenblick des letzten Lebens gewartet: Sie heftete ihre Blicke so sehnsüchtig auf das langsam dahinrollende Gefährt, als könne sie es dadurch festbannen. Aber es rollte weiter . . .

„Präg's Dir ein,“ flüsterte sie halb unbewußt, „der letzte Abschied!“ Sie hatte sonst nichts Theatralisches an sich, aber sie war überregt. Nun starrte sie auf das trübselige Bild: Der schwarze Leichenwagen unter dem grauen Novemberhimmel Berlins, die kleine Holzbrücke über dem farblosen Wasser, entlaubte Bäume drüben auf einem Hofe und die langen armseligen Spreefähne vor ihr. Alles gehörte zu einander und zu ihr, der trostlosen Waise. Sie folgte dem Leichenwagen mit den Augen, bis die Häuser ihn verdeckten, blickte mechanisch über die Reihe der folgenden Equipagen, zusammenschauernd bei der Erinnerung an die fremden Menschen, die der Feier beige-wohnt hatten. Was wollten die bei ihrer Mutter? Dann wich die Spannung, die sie aufrecht erhalten hatte, — sie brach in Tränen aus und warf sich schluchzend auf den Fußboden. „O, meine Mutter, meine einzige Mutter!“

Bewegungslos lag sie auf dem altmodischen Teppich, in den ein Kranz von roten Rosen eingestickt war . . .

Das Fenster war offen geblieben; der kalte Wind blies ins Zimmer. Vor Frost zitternd wickelte sie sich jetzt in den Teppich, kehrte das Gesicht zur Erde und weinte laut, bis ihr Schluchzen sie betäubte und sie wie bewusstlos dalag. — War es Erschöpfung, war es Ohnmacht? Sie hatte seit drei Tagen so gut wie nichts genossen und nur geweint und geweint.

Eine Stunde verrann.

Plötzlich schlug eine bekannte Stimme an ihr Ohr. „Aber Marta! Dein Vater wird gleich wieder hier sein. Das Zimmer ist noch nicht gefegt und eiskalt, da Du das Fenster offen gelassen hast!“ —

Marta richtete sich auf, beschämt, in ihrem Schmerz ausbruch überrascht zu werden.

„Du darfst nicht an Dich denken, Kind,“ fuhr die Neueingetretene fort, „Du hast jetzt Pflichten! Für Deinen Vater ist es viel schwerer als für Euch.“

„Das weiß ich, Hedwig,“ entgegnete sie schluchzend; „was soll ohne Mama nur aus uns werden!“

Hedwig klingelte, ohne weiter auf Marta zu achten. Sie trug dem verweinten Hausmädchen auf, die Reste der Blumen und Laubgewinde vom Teppich zu fegen und Feuer im Ofen zu machen. Die Dienerin war verblüfft, daß die fremde Dame in diesem Hause Befehle erteilte; sie gehorchte aber wortlos.

Es wäre auch schwer gewesen, Hedwig Wintzel nicht zu gehorchen. Schon in ihrem Auftreten hatte sie etwas Herrisches, und ihre Stimme klang immer befehlend. Sie war groß gewachsen und bei aller Üppigkeit biegsam und elegant, nur zu stark geschnürt, so daß die Formen des Körpers über und unter der Wespentaille etwas zu voll und rund hervortraten. Ihre reife Schönheit hatte das Knospende, Mädchenhafte lange abgestreift, ja sie schien

Sogar ihre vierundzwanzig Jahre schon überholt zu haben. Sie wußte, daß sie auffallend schön war, jeder flüchtige Blick hatte es ihr gesagt, und sie hielt sich für ebenso begabt, flug und vortrefflich, wie sie begehrenswert schien. Diese Überzeugung prägte sich in jeder Bewegung aus. Eine maßlose Sicherheit charakterisierte sie; — selbstüberhebend, pflegten die neidischen Mitschülerinnen bereits vor Jahren in der Schule von ihr zu sagen. Sie fühlte sich jeder Lage gewachsen.

Wie ratlos wäre auch dies Trauerhaus ohne sie gewesen! Dieser Gedanke schien sich eben Marta aufzudrängen, denn sie trat an die ältere Freundin heran: „Was hätten wir heute wohl ohne Dich angefangen!“

Hedwig lehnte die Anerkennung nicht ab, denn sie gebührte ihr, und entgegnete: „Das hab' ich meinen Eltern auch gesagt! Ich muß hier bleiben — wenigstens noch bis Dein Vater vom Kirchhof zurückkehrt.“

Marta zuckte beim Wort „Kirchhof“ zusammen. Großer Gott, es war Wirklichkeit! Ihre Mutter war gestorben und wurde zu Grabe getragen! . . . Sie lehnte den Kopf an die Wand und schluchzte wieder laut.

Hedwig ging, ungeduldig die Schultern zuckend, hinaus und holte ihr ein Glas Wasser. Sie verstand solchen Mangel an Selbstbeherrschung nicht. „Trink' das, Marta, damit Du Dich besser zusammennehmen kannst.“

Marta hörte es kaum, denn in ihren Ohren klang: „Ach, die Gattin ist's, die teure, ach es ist die treue Mutter!“ Nie hatte sie diese Verse der Glocke ohne Bangigkeit hersagen können! War das Vorahnung gewesen? Jetzt war es ihre eigene treue Mutter . . . Dabei fiel ihr die kleine Schwester ein, und sie ging in das Hinterzimmer. Hier saß die siebenjährige Lotte an ihrem Tisch und spielte mit dem Puppenhaus. Sie sah, trotz

ihres mit Krepp benährten Kleidchens nicht eigentlich traurig aus, wenn auch die Augen vom Weinen noch gerötet waren.

„Stoß nicht an den Tisch, Marta, sonst fällt alles um!“

„Aber Lotte, wie kannst Du mit Puppen spielen, während man unsere Herzensmama begräbt,“ schluchzte Marta laut und warf sich auf das Sofa.

„Laß mir das Kind in Ruh“, entgegnete scharf Hedwig, die ihr gefolgt war; „spiel Du nur weiter, meine Kleine!“

Lottchen warf der Fremden einen dankbaren Blick zu, der Marta in die Seele schnitt. Die Mutter hatte sie oft ermahnt, milde zur kleinen Schwester zu sein, und nun hatte sie schon heute sich ungerecht und hart gegen sie gezeigt, sie, die jetzt Mutterstelle bei ihr vertreten sollte!

Im Nebenzimmer wurde der Tisch gedeckt; Hedwig hatte angeordnet, das Mittagessen solle angerichtet werden, sowie der Herr zurückkehre. Sie kannte die Wichtigkeit von Essen und Trinken bei seelischen Erregungen.

Der Geheimrat von Müllen kehrte jetzt mit seinem Bruder heim. Marta ging ihrem Vater entgegen und begleitete ihn in sein Zimmer, um ihm behilflich zu sein beim Abnehmen von Pelz und Hut. Er schwieg und sein schönes Antlitz schien verschlossener denn je. Augenscheinlich bewegte er sich nur ganz mechanisch.

„Kann ich Dir nicht helfen beim Umkleiden?“ fragte Marta leise. Er hatte die schweren Lider ein wenig gehoben und schaute abwesend auf die weiten Kohlen- und Holzhöfe, die sich hinter dem Hause ausdehnten. Ihre Frage hatte er wohl überhört, denn er blieb regungslos stehen, mit dem einen Arm ans Fensterkreuz gelehnt.

„Lieber Papa, Du wirfst Dich in dem leichten schwarzen Anzug erkälten,“ bat sie wieder. Er wandte sich ihr zu

und sah in ihr tränenüberströmtes Antlitz: „Was meinst Du, Kind?“ fragte er mit ungewohnter Weichheit.

„Ob Dir nicht kalt ist?“

„Ach nein Ich dachte eben, wie viel besser es für Euch wäre, hätte sie am Leben bleiben können und wäre ich statt ihrer dort begraben worden. — Besser für Euch — und auch für mich!“

„O, Papa“, sagte Marta schluchzend und küßte seine Hand.

„Aber das Furchtbare ist nun geschehen, wir müssen das leere Leben zu ertragen suchen, Marta! Sie hat Dich sehr lieb gehabt und war stolz auf Dich, laß Dir das ein Trost sein, mein Kind.“

Marta weinte unaufhaltsam; wie gütig von ihm, an ihren Schmerz zu denken. Da klopfte es an der Thür, Hedwig steckte den Kopf herein und sagte: „Die Suppe ist angerichtet“. Es war fast, als wolle sie Vater und Tochter nicht allein lassen, sondern selbst im Mittelpunkt bleiben.

Man setzte sich um den Eßtisch. Marta nahm auf einen Wink Hedwigs den Platz der Verstorbenen, quer vor an der länglichen Tafel, ein, neben ihr Lotte. Peinliche Stille herrschte.

„Sie haben große Zugverspätung gehabt?“ wandte sich Hedwig endlich an den Bruder des Hausherrn, um ein Gespräch zu beginnen. Marta mühte sich, ihre Tränen hinunterzuschlucken, damit sie nicht auf den Teller fielen, auf dem sie jetzt für Lotte das Fleisch zerschnitt.

„Ja, wir versäumten in Kreuz den Anschluß“, entgegnete er. „Ich fürchtete schon, zu spät zu kommen . . .“

„Wenn ich nicht irre, soll man 8 Uhr 15 dort abfahren?“ meinte der Geheimrat.

„Welch wunderbares Gedächtnis“, fiel Hedwig eifrig,

fast tollpatschig ein. „Sogar Eisenbahn-Jahrpläne behalten Sie im Kopf!“

„Man behält meistens das überflüssigste Zeug“, meinte er trübe.

„Ihnen scheint das Alltägliche freilich überflüssig“, versetzte sie mit dreister Sicherheit.

„Wie kommen Sie zu dieser Meinung?“ fragte er überrascht.

Marta zitterte: der Vater würde sich ärgern, -- aber nein, ein Lächeln huschte über sein scharf geschnittenes, unbewegliches Gesicht und verschönte es wunderbar.

„Weil Sie zu ideal angelegt sind und mit dem Alltäglichen nichts gemein haben!“ —

Marta sah ihren Vater erschrocken und beschwörend an: Wie konnte man ihm ein so fades Kompliment ins Gesicht sagen, es schien beleidigend. Wenn er es nur nicht zu deutlich zurückwies! Er blieb aber freundlich und entgegnete seufzend: „Bisher nahm man mir die Alltäglichkeit vom Lebenswege . . . sie tat es.“

Wieder herrschte das unbehagliche Schweigen. Marta besann sich, was sie sagen könnte. Auch Lotte hielt heute den kleinen Plappermund, im Bewußtsein des Außerordentlichen. Der Onkel stand auf. Seine Kopfschmerzen nötigten ihn, sich niederzulegen. Das gab eine wohlthuende Unterbrechung. Der Geheimrat fragte Marta, ob das Gastzimmer gut durchheizt sei? Hedwig antwortete: Alles sei in Ordnung.

Der Braten wurde serviert. „Dies scheint ein Hase“, sagte der Hausherr, nur um überhaupt etwas zu sagen.

„Aber er ist zu scharf gebraten“, entgegnete Hedwig. „Ich werde nachher mit der Köchin reden, sie muß auch besser anrichten . . .“

Der Geheimrat versetzte: „Das wäre sehr gütig, wenn Sie Marta in wirtschaftlichen Dingen unterstützen wollten. Wir sind gewohnt, daß für uns gesorgt wird.“

Der Diener fragte den Herrn, ob der Kutscher morgen früh anspannen solle? Hedwig wandte sich barsch zu ihm um: „Sie können doch zu einer passenderen Stunde fragen, nicht gerade bei Tisch, während Sie servieren!“

Der Hausherr begütigte sie: „Sie haben vollkommen Recht, Fräulein Hedwig, aber wir nehmen es nicht so genau.“

„Erlauben Sie, Herr Geheimrat“, fuhr sie wie aufgebracht fort, „man muß doch wenigstens Rücksicht auf Ihre Mahlzeiten nehmen, da hört doch alles auf!“

Er lächelte über ihren Eifer und sagte dann dem Diener, daß der Kutscher um halb acht vorfahren solle.

„Du willst morgen schon die Vorlesungen wieder beginnen?“ fragte Marta erschrocken.

„Ja, mein Kind.“

„Für einen Mann von der Geisteskraft Deines Vaters,“ sagte Hedwig entschieden, „gibt es nur einen Trost: Arbeit, Wirken!“ Hatte er es gehört? Sie schielte zu ihm hinüber, sein Antlitz war wie aus Stein.

Marta fragte sich, ob es nun morgen, übermorgen, alle Tage so trostlos fortgehen solle? Immer solche Angst vor jedem Wort? Ihr war, als müsse sie den Verstand verlieren in der furchtbaren Öde, die sich ihren Blicken darbot. Dies war kein Sein. Sie lebten ja auch alle nicht mehr ohne die Mutter.

„Kannst Du nicht ein bisschen mit mir spielen?“ flüsterte Lotte der Schwester zu, als sie von Tisch aufstanden. Spielen! Marta war zu Mut, als könne sie nichts anderes als weinen. Aber sie dachte daran, wie lieb es der Mutter stets gewesen war, wenn sie sich mit der Kleinen beschäftigte — so nickte sie ihr Ja zu.

„Ich will Dir die Bilderbibel zeigen,“ sagte sie und half abdecken, damit der große Tisch unter dem Gasfronleuchter schneller frei wurde. Lotte war einverstanden, und der Vater setzte sich wortlos in die Ecke des Sofas, das an der einen Wand des Eßzimmers stand. Hedwig ging in die Küche, um das Essen für den folgenden Tag zu bestimmen.

Der Geheimrat verfiel in Gedanken, während er mit halbem Ohr den Kindern lauschte. Seine Augen ruhten dabei auf den beiden, scharf von der Lampe erleuchteten Gesichtern. Marta sah der Verstorbenen doch garnicht ähnlich! Auch die Jüngere hatte keinen Zug der Mutter. Wie alt und vergrämt erschien das Gesicht der Sechszehnjährigen durch die vielen Tränen, die es benetzt hatten. Wie unschön waren doch die noch eckigen Formen des Mädchens —; und sie war das Kind jener junonisch schönen Frau mit den Veilchenaugen! — — — Doch nur mit halbem Bewußtsein hastete er an der Gegenwart, mit der andren Hälfte schaute er in die Zukunft. Er hatte sich nie ein Leben ohne Constanze denken können. — Nun lag es vor ihm. Was sollte aus den Kindern werden, wenn er von früh an in seinem Beruf, wenn er bis in die Nacht hinein mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war? Nicht einmal fünf Minuten des Tags hatte er bisher für seine Kinder Zeit gehabt. Er kannte sie eigentlich garnicht. Nur im Sommer, auf der Reise, hatte er sie gesehen. Wie sollten diese Wesen nun aufwachsen?

Ein furchtbares Unbehagen, das den Schmerz, der ihm bisher das Bewußtsein umkrallt gehalten, noch überäubte, wollte sich seiner bemächtigen. Ihm war, als könnte er nie mehr frei atmen unter dieser Last, dieser Aufgabe, der er nicht gewachsen war. Alles hatte in den

Händen seiner Frau geruht, alles hatte sie ihm abgenommen: Hauswesen und Stallung, Kindererziehung und gesellschaftliche Verpflichtungen wie Geldverwaltung. Er hatte nur seiner Arbeit, nur der Wissenschaft gelebt, keine kleine Täglichkeit hatte ihn gestört. Waren Gäste in's Haus geladen, erschien er meist als letzter, wie sie sagte, liebster Gast bei Tisch . . . Morgens beim Aufstehen, abends bei Zubettgehen hatte sie seine Wünsche erforscht, das Nötigste mit ihm besprochen. Er hatte nur Ja zu sagen brauchen. Finanzfragen, Kapitalsanlagen, Verkauf und Ankauf von Hypotheken und Obligationen hatte sie geleitet, hatte alles besser verstanden als er und die richtigen Fachratgeber gefunden. — Ihm war nur übrig geblieben, sie immer von neuem zu bewundern und seine Billigung auszusprechen . . . Jeden Reiseplan hatte sie vor der Abfahrt ausgearbeitet, Billete und Hôtelwohnungen waren bestellt, — er brauchte sich nur in den Wagen zu werfen. Seine Zeit war ihr heilig, sie wollte sie und seinen Genius — so pflegte sie zu sagen — der Menschheit bewahren, ihr nichts von ihm rauben . . .

„O Du Veilchenaug, — wie würdest Du mich bedauern, wenn Du wüßtest!“ dachte er. Das Hauswesen würde wohl so weitergehen; er hatte gute Dienstboten. Aber wer sollte ihm hinfort die Einheit im vielseitigen Leben verkörpern? Maria? Unmöglich! Sie war ein unreifes Kind, wenn sie auch viel gelernt hatte und sicher den besten Willen an den Tag legte. Sie war noch kein Mensch! Er sträubte sich dagegen, sie als Erwachsene anzuerkennen. Alles an ihr war unfertig, übertrieben, machte ihn, der an Constanzes heitere Harmonie gewohnt war, ungeduldig, nervös verstimmt. Er fand etwas von seiner eignen Art in ihr und dies reizte ihn — wie seine Karrierefatur. Sollte er, wie sein verwittweter Schwager eine so-

genannte Hausdame engagieren? Unmöglich. Er würde in seinen eigenen vier Wänden ein Fremder werden.

Wenn er seine Pflichten im Krankenhaus und in der Stadt getan, mußte er zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten Behagen im eigenen Heim haben. Er steckte mitten in seinem Lehrbuch, das in neunter Auflage erschien, — daneben drängte der Jahresbericht, der am 15. Dezember abgeliefert sein sollte . . .

Noch vor vierzehn Tagen war er der glücklichste der Sterblichen, vollkommen wunschlos gewesen, — und nun war es vorüber, war sein Leben zerbrochen! Ein Jorn, ein ohnmächtiger Jorn packte ihn: Daß gerade ihm das geschehen mußte! Warum nicht einem der Tausende, die in gleichgültiger oder unglücklicher Ehe leben, einem der noch andere Weiber neben seiner Frau kannte? Gerade ihn mußte es treffen, der nie eine andere als sie angesehen, der nie ein Weib berührt hatte, ehe er sie heimführte! Ihn, der nicht zu leben wußte mit der schweren Verantwortung für die kleine Täglichkeit und für zwei unreife Kinder! Diese hange Last der Kinder und die unerträgliche Verantwortung würden seine Kraft untergraben. Und er hatte doch noch zu leisten, zu arbeiten für die Wissenschaft!

Morgen wollte er mit seinem Bruder die Gestaltung der Zukunft besprechen. Was konnte der ihm aber neues sagen? Nichts, es gab keinen Ausweg, keine Hülfe! —

Hedwig trat in diesem Augenblick ein. Graziös und sicher ging sie auf ihn zu und bat in einer drolligen Redewendung um Geld für die gänzlich erschöpfte Wirtschaftskasse.

Es war eigen, wie dem verzweifeltsten Manne die bewegliche Linie dieser Frauengestalt sich plötzlich einprägte: In tiefaufgewühlte, von Hagelschlag zerrissene Furchen fiel durch einen vorüberfliegenden Vogelschwarm ein Samen-

forn. Er wußte es selbst nicht in seiner traurigen Erregtheit, daß ihre Stimme ihm eben wohlgetan hatte. Aber sie fühlte es sofort, fühlte es wie einen Triumph! Solch ein Mann, in solcher Lage, — und dennoch zugänglich ihrer siegreichen Schönheit! Wie sollte sie darauf nicht stolz sein? Gewöhnliche Anbeter hatte sie viele: Assessoren, Leutnants, Regierungsräte, einmal war ein kleiner Attaché gekommen. — Aber ein älterer Mann mit großer Stellung, hohen Einkünften, wahrscheinlich auch viel Vermögen, — das wäre allerdings etwas anderes! Noch dazu hatte er den von ihr lang ersehnten Adel!

Der Geheimrat stand auf, um in sein Arbeitszimmer zu gehen, wo der Geldschrank stand. Er fragte Marta, ob bei ihm angezündet sei. Sie sprang auf, um zuzusehen, lief so eifrig, daß sie nicht bemerkte, wie der Kreppbesatz ihres Ärmels am Türschloß hängen blieb und einriß.

Jornig schüttelte ihr Vater den Kopf: „Immer übereifrig und ungeschickt! Ich fragte Dich ja nur, — hingehen kann ich selbst,“ fuhr er sie an.

Hedwig wollte anfangs Martas Eifer entschuldigen, aber er war blind im Jorn und schalt weiter auf die Ungeschicklichkeit und Gedankenlosigkeit seiner Tochter, die ihn schon oft zur Verzweiflung gebracht habe. Hedwig gab ihm dann recht, und um ihn zu beruhigen, tadelte sie Martas Art noch heftiger. Als er ihr dann die verlangte Summe eingehändigt hatte, sagte sie ihm gleich Adieu. Sie müsse nach Haus, ihre Mutter ängstige sich sonst. Er drückte ihr warm die Hand, seufzte und dankte ihr kurz dafür, daß sie ihuen an dem furchtbaren Tage beigestanden habe.

Marta hatte vor der Thür gewartet und ging mit Hedwig ins Eßzimmer zurück. Sie fragte, ob der Vater noch böse sei? Hedwig meinte, es sei vorüber; sie habe

ihn beruhigt, aber Marta müsse achtsamer sein, um ihn nicht zu ärgern. Am Eßtisch fanden sie Lotte, die noch über der Bibel grübelte. „Komm schnell, Marta, und erzähl mir die Geschichte vom armen Lazarus noch einmal“, rief sie, „warum liegt er denn da an der Treppe?“

Marta erzählte, wie der Reiche herrlich und in Freuden lebte. Aber sie dachte dabei, daß schwerlich einer unglücklicher sein könnte als sie, die doch auch zu den sogenannten Reichen gehörte. Ob es viel schlimmer wäre, frank auf den Steinen zu liegen als seine Mutter begraben zu haben und dem Vater nicht recht zu sein? Lotte interessierte sich mehr für die Hunde als für die Menschen auf dem Bilde und fragte, ob es Neufundländer seien? Hedwig hielt sie für große Schäferhunde. Marta fing wieder an zu weinen. Da nahm Hedwig die kleine Lotte, in deren Augen sich auch Tränen sammelten, schnell auf den Schooß, um sie aufzuheitern. „Du mußt Lotte nicht unnötig verquälen“, sagte Hedwig leise zu Marta und schickte sie in die Speisekammer, damit sie der Kleinen Biskuits und Schokolade hole. Dann fuhr sie fort: „Deine weinerliche Stimme entnervt das Kind.“ — Es war hart für die ältere Schwester.

Lottes Bett war während der Mutter Krankheit in Martas Zimmer gestellt worden. Dort sollte es fürs erste bleiben. Hedwig brachte die Kleine zu Bett und saß neben ihr, bis sie eingeschlafen. Marta lehnte sich, auf einer Fußbank sitzend, an Hedwigs Knie. Sie fühlte sich ganz verlassen, und nun die Dunkelheit das leere Haus füllte, unfähig, weiter zu leben, weil sie ihren Pflichten nicht gewachsen war, es niemand recht machte.

Hedwig hatte geglaubt, der Geheimrat würde sich noch einmal zeigen; da er nicht kam, schickte sie sich an, das Trauerhaus zu verlassen. Sie redete der schon ganz

mürben Marta noch einmal ins Gewissen und gab ihr Verhaltensmaßregeln: „Du mußt jetzt vor allem Deines Vaters Gedanken von seiner Trauer abziehen, Du darfst im Gespräch nie etwas aufkommen lassen, was auch nur von fern an Deine Mutter erinnert . . .“

„Aber wie soll ich denn das anstellen“, warf sie ein, „alles erinnert an Mama!“

„Deine Aufgabe ist, sie vergessen zu machen.“

„Das ist nicht möglich und das wäre sogar ein Unrecht an Mama. Sie soll mit uns weiterleben“, sagte Marta lebhaft.

„Unrecht? Du bist eine sentimentale Närrin, Marta“ entgegnete Hedwig energisch.

War es Scherz oder Ärger? Sentimentale Närrin . . . Marta fühlte sich getroffen. Jetzt saß sie am großen Tisch des Eßzimmers, fassungslos, innerlich zerrissen. Durch die offene Tür hörte sie die ruhigen Atemzüge der Kleinen, aber ihr selbst kam keine Ruhe. Sie mußte sich einen Plan für ihr künftiges Leben vorzeichnen: Vor allen Dingen mußte sie erlernen, was zum Haushalt gehörte, damit der Vater die gewohnte Ordnung nicht vermisse. Könnte sie nur der Mutter ähnlicher werden! Nur sanft und weise! Aber wie? Ihr fiel ein, daß der Vater sich neulich über ihre Handschrift geärgert hatte. Vielleicht ließen sich der Mutter Schriftzüge nachmachen? Sie holte das Wirtschaftsbuch der Verstorbenen heraus und versuchte, ihre Buchstaben nachzuschreiben. Aber gerade diese geliebten Schriftzüge raubten ihr wieder alle Fassung. Schließlich schrieb sie ihren eigenen Namen zehn, hundertmal, so wie die Mutter ihn zu schreiben pflegte, legte dann schluchzend den Kopf auf die Tischplatte, — sie konnte nicht mehr! . . . Was sollte sie machen, um die Sehnsucht, den Schmerz zu ertragen?

Kremniz, Ist das — das Leben?

2

7753.



Es wurde Zeit zum Auslöschen. Schüchtern klopfte sie an ihres Vaters Thür. Als sie bei ihm eintrat, schien er so vertieft in seine Akten, — als Mitglied der Wissenschaftlichen Deputation hatte er neben allem andern wöchentlich noch einen großen Stoß Akten zu bewältigen — daß er sie befremdet ansah: „Was willst Du?“

„Ich wollte Dir nur Gute Nacht sagen“, stotterte sie.

„Gute Nacht, mein Kind.“ Sie hatte ihn leider zur Wirklichkeit zurückgerufen. „Morgen fängt das neue, lichtlose Leben an!“ setzte er seufzend hinzu.

Sie küßte ihm wortlos die Hand und ging leise ins Schlafzimmer. Müdigkeit empfand sie nicht, nur lähmende, grenzenlose Verzweiflung. „Mama, meine Mama“, sagte sie wie flüsternd, „kannst Du nicht kommen?“

Das lose Leinwandrouleau schlug, vom Wind und Regen gepeitscht, an die Fenster, als gäbe es Antwort. „Und in der kalten, nassen Erde ist sie!“ stöhnte Marta und warf sich vor ihrem Bett in die Kniee. „Nein, nein, sie muß bei Dir im Himmel sein, lieber Gott! Sie sieht mich und hört mich, wird Mitleid mit mir haben und mich gut machen, damit ich bald zu ihr kommen kann.“ Damit steckte sie den Kopf in die Kissen und betete. Während sie so dalag, übermannte sie der Schlaf.

Das Licht war niedergebrannt, als sie erwachte und sich anschickte, die Kleider abzulegen. Ihr schien vor den schlaftrunkenen Augen, als stände die große, schlanke Gestalt ihrer Mutter in langen weißen Gewändern an ihrem Bett. Wie oft hatte sie sich so über ihren Liebling gebeugt. Und nun nie wieder . . . Keine Liebe wachte mehr an ihrem Lager, über ihrem Leben.

2.

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“, so hatte der Text der Predigt gelautet. Marta wiederholte es sich, als sie von der Neuen Kirche am Gensdarmen-Markt nach Hause ging. Da ihre Mutter einst in der Neuen Kirche getraut worden war, ging sie Sonntags bis dahin und zwar zu Fuß. Sie fand es richtiger, zum Gottesdienst zu Fuß zu gehen. Im Wagen zur Kirche, das däuchte ihr Überhebung. Hedwig hatte zwar gesagt, solche Anschauungen seien kindisch. „Das dumme Kirchengelaufe“ nutze überhaupt zu nichts. Auch gegen die täglichen Kirchhof=besuche eiferte Hedwig, so daß Marta sie ihr verheimlichte.

Augenscheinlich liebte sie, Marta, Gott nicht genug, denn ihr diene nichts zum Besten! Von Tag zu Tag fühlte sie sich unglücklicher; Monate waren schon seit der Mutter Scheiden vergangen. Ihre Pflichten erfüllte sie nie zu eigener Zufriedenheit, sie konnte nichts als weinen und an sich verzweifeln. Der Vater war rauh und hart. Viel trug zu ihrem Unbehagen bei, daß sie sich fremd in der Stadt fühlte, keine Freundin, nicht einmal Erinnerungen in dem großen kalten Berlin fand. Wie eine persönliche Feindin stand ihr die Stadt und ihr Getriebe gegenüber, ihr Lärmen schmerzte sie. Marta hatte das letzte Jahr in einer Pension in Genf zugebracht, sie war nicht gern dort gewesen, war sogar an Heimweh förmlich erkrankt, hatte aber die Frist aushalten müssen. Als sie endlich nach Hause durfte, war das Elternhaus nicht mehr in Bonn; der Vater war nach Berlin berufen worden und schon dorthin gezogen. Die Hauptstadt hatte, wie lang erwartet, den erfolgreichsten Gynäkologen, der seinem

Spezialfach neue Bahnen eröffnet, durch glänzende Bedingungen an sich gezogen, sich zu sichern gewußt. Marta, die natürlich an Bonn hing, hatte das persönlich hart empfunden, sich jedoch der Auffassung ihrer Mutter, Berlin sei erst der rechte Wirkungskreis für ihren bedeutenden Vater, begeistert angeschlossen. Berlin als Stadt aber war ihr fast unheimlich. Sechs Wochen nach der Übersiedlung starb die Mutter, ehe Marta irgend welche Bekanntschaften gemacht. Denn die Bekanntschaft Hedwigs mit Marta stammte aus ihrer Genfer Zeit.

Hedwig, die in Berlin heimisch, da ihr Vater als pensionierter Obersteuerrat in Friedenau wohnte, war die Nichte der Genfer Pensionsvorsteherin. Sie war dort einmal, während Martas Schweizer Aufenthalt, bei der Tante zu Besuch gewesen. Hedwig hielt auf Beziehungen zu berühmten Leuten und benutzte jede Gelegenheit, um in höhere Gesellschaftskreise als die ihrer gut bürgerlichen Eltern zu gelangen. Nach Berlin heimgekehrt, suchte sie sofort Martas Mutter auf.

Marta hatte unter anderen Jugendtorheiten einen Kultus für schöne Menschen; sie glaubte auch Emerson aufs Wort, daß Schönheit der Stempel der Tugend sei. Darum schwärmte sie für Hedwig seit dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft. Hedwig war das gewohnt und bestärkte Marta gern in der Überzeugung, sie sei ebenso klug und gut wie schön. Marta kannte noch kein Maß und hatte sogar einmal, als die Mutter über diese Schwärmerei lächelte, gemeint: Hedwig sei ihr das Höchste auf Erden. Jetzt rannte sie bei der Erinnerung an dieses törichte Wort mit dem Kopfe gegen die Wand.... Sie war wohl irrsinnig gewesen?

Jetzt war alles anders; Martha fühlte nicht mehr wie damals; sie hielt sich für seelisch gereift durch den

Schmerz um die Mutter. Wußte sie doch, daß der Toten Pflichten auf sie übergegangen seien und sie für Vater und Schwester zu leben und zu sterben habe. Keine kindische Schwärmerei durfte mehr in ihrem ernstern Leben Platz greifen. So beschloß sie in ernster Selbstprüfung, nie zu heiraten — der Vater sollte ihre erste und einzige Liebe bleiben. Sie sah, während sie das überlegte, die langen Jahre ihrer Pflicht vor sich liegen Ein großes, ein schönes Loos In einem englischen Roman hatte sie einmal etwas Ähnliches gelesen

Allabendlich vorm Zubettgehen schrieb sie an ihre Mutter, was sie tagsüber getan und gedacht. Es war wie ein Berichterstaten. Sie war überzeugt, jedes ihrer Worte gelange zur Kenntniss der Toten, die freilich schon alles in ihrer Seele gelesen habe, ehe sie selbst es sich zum Bewußtsein brachte. Manchmal verspürte sie deutlich, wie Mutter ihr Antwort auf ihre Fragen gab und sie leitete. Aus den Verheißungen der Bibel war ihr diese Gewißheit geworden Dennoch kamen Stunden des Zweifels, leises Bangen, ob sie die Mutter auch bald wiedersehen würde? Dann meinte sie, vor Sehnsucht nicht weiter zu können.

Mit Hedwig, obgleich sie mindestens drei Tage der Woche bei Müllens zubrachte, konnte Marta von ihren Seelenqualen nicht reden. Hedwig war gut und hilfsbereit, sogar opferwillig und bewies ihr eine rührende Freundschaft. Aber der Unglücksfall war für sie abgetan! Vernünftige Menschen fügen sich in das Unabänderliche und blicken vorwärts, das hatte sie mehr als einmal scharf gesagt. Marta fragte bitter, was sie denn tun solle, um auch ein „vernünftiger Mensch“ zu werden? Hedwig wies sie auf die vielen Mängel des Haushalts hin. Vernunft sei, das Nächstliegende zu erfassen. Vielleicht war das

richtig? Marta quälte sich innerlich genug ab wegen ihrer eigenen Unfähigkeiten: Die Dienstboten sahen in ihr keine Herrin, gehorchten ihr nicht. Sie hatten sie als Kind gekannt, und Marta war viel zu freundlich, ja demütig ihnen gegenüber, im Gefühl ihrer Unerfahrenheit. Sie verstand nicht, zu befehlen. Gegen Hedwig wagten die Leute doch nur hinter ihrem Rücken zu reden, sie taten doch immer genau, was sie verlangte. Hätte nur Hedwig, so meinte Marta, wenigstens in der ersten Zeit täglich kommen können, um sie anzulernen, so wäre alles besser gegangen! Aber die Frau Obersteuerrat hatte erklärt, ihre Tochter dürfe sich nicht weiter derart für Marta „opfern“. Bälle und Gesellschaften hatten schon begonnen und Hedwig war für sie geschaffen.

Zu Weihnachten war der Vater zu seinem Bruder gereist; kein Tannenbaum in diesem Jahre, auch keine Geschenke. Die kleine Lotte hatte den heiligen Abend bei Witzels verlebt, Marta aber erklärte, sie könne keine Lichter strahlen sehen. Und man tat ihr den Willen und ließ sie allein. Hedwig hatte sogar recht piquirt gesagt: „Es ist eine große Güte von meinen Eltern, daß sie Dich unter ihrem Baume dulden wollten. Ein angenehmer Gast bist Du nicht! Mit Deinem larmoyanten Gesicht, in Deinem schwarzen Kleid! Wenn Du Dich also nicht überwinden kannst, bleib' nur zu Haus, dann bist Du unserer Güte nicht wert.“ — Hedwig konnte manchmal sehr scharf sein; Marta war dann wie erstarrt vor Schreck und konnte nichts entgegnen. Lotte, so klein sie war, fühlte sich durch Hedwigs Gunst ihr überlegen und sagte einmal dreist: sie könne Martas ewiges Geweine nicht mehr sehen und sei nur froh, wenn Hedwig käme, und sie 'mal lachen dürfe!

Mit ausgebreiteten Armen flog das Kind Hedwig immer entgegen, sicher, daß sie ihr eine Täscherei oder ein

Spielzeug mitbrächte. Niemand verstand so gut mit Puppen zu spielen und ließ sie so drollige Unterhaltungen führen wie Hedwig. Marta saß stumm dabei, während Hedwig halb zu ihr, halb zur Kleinen gewandt, alles was ihr durch den Kopf ging, erzählte, geschmeichelt, ein bewunderndes Auditorium zu haben. Denn bewundern, anstaunen mußte Marta die Fremde mehr denn je. Wie verstand sie es, den Vater in gute Stimmung zu bringen, seine Papiere zu ordnen; sie fand sich sogar in seiner Bibliothek besser zurecht als Marta und schrieb schneller nach seinem Diktat. Der Geheimrat wurde es nicht müde, die schnelle klare Schrift zu loben.

Es war nämlich von Anfang an eingeführt worden, daß Hedwig sich, sowie der Geheimrat kam, in erster Linie und ausschließlich ihm und nicht den Kindern widmete.

Den Kindern erzählte Hedwig von ihren gesellschaftlichen Erfolgen: Wie sie den einen, einen unverfälschten Prozen, der glaubte, nur die Hand nach einem schönen Mädchen ausstrecken zu brauchen, habe „abfallen“ lassen, wie sie dem eingebildeten Professor „heimgeleuchtet“, und wie einmal einer sich ihretwegen ins Wasser gestürzt habe.

Marta nahm sich darauf ein Herz und fragte, wie es eigentlich gekommen sei, daß Hedwig bei ihrer Schönheit und ihrem Geiste noch nicht den Richtigen gefunden? Zugleich gestand Marta, daß sie sich bisher vorgestellt habe, wenn ein junges Mädchen „ins Leben trete“, würden sich sofort Bewerber von allen Seiten auf sie stürzen, die so zu sagen nur auf diesen Augenblick gewartet hätten.

Hedwig lachte über diese Vorstellungen Martas; dann aber setzte sie ernst hinzu: Ihr sei es wirklich ähnlich ergangen. Doch das sei eine Ausnahme. Als sie noch ein halbes Kind,

auf der ersten kleinen Ferienreise mit dem Vater habe sich ein älterer Mann schon wahnsinnig in sie verliebt und sei ihr nachgereist, um ihr Jawort zu erzwingen. — sie habe ihm in's Gesicht gelacht. Ein Jugendfreund sei vor Verzweiflung, daß sie ihn nicht erhören wollte, an der Schwindsucht gestorben. — Schließlich sei einer gekommen, den sie wohl gemocht hätte, wenn er nur nicht ein vermögensloser Leutnant gewesen wäre, — das hätten die Eltern nicht zugegeben. Dann, — ja, das war wirkliche Tragik: Ein verheirateter Mann habe sich rasend in sie verliebt; sie hätte ihn auch lieb gewonnen, — jedoch eine andre kränken, Jemand berauben, eine Scheidung — nein, das hätte sie nicht über's Herz gebracht. Damals hätte sie aber sehr gelitten, wäre schwermütig geworden, hätte ihn Jahre lang nicht vergessen können. Im übrigen, so schloß sie ihre vertraulichen Mitteilungen an Marta, die Augen und Ohren aufsperrte, solle sich die Kleine nicht beunruhigen, Hedwig Witzel würde nicht als alte Jungfer sterben: Einer, der nur noch sein Assessor-Examen machen wolle, hoffe in spätestens zwei Monaten auf die Erlaubnis, sie öffentlich seine Braut nennen zu dürfen.

Es schwindelte Marta vor so viel Erleben, so viel Romanen!

Hedwig war also, so zu sagen, schon verlobt! Mit einer merkwürdigen Bitterkeit, die aus uneingestandener Eifersucht auf den Assessor entsprang, stieß Marta heraus!

„In zwei Monaten also werden wir auch Dich verlieren! Er wird Dir natürlich nicht erlauben, Deine Zeit uns zu opfern!“ Lotte hatte auch etwas von dem Gespräch erlauscht und fragte nun verstört: Warum Tante Hedwig nicht mehr kommen wolle? Dabei fing sie laut an zu schluchzen, und da ihr Vater gerade eintrat, sagte

sie ihm, was und wieviel sie von Hedwigs Worten verstanden hatte. Er vermied es, Hedwig, die rot geworden war und die Lotte „einen kleinen Verräter“ nannte, anzuschauen und schien den ganzen Vorfall nicht zu beachten. Als aber Hedwig am Abend fortgegangen, rief er Marta zu sich in sein Zimmer und ließ sich genau wiederholen, was Hedwig geäußert habe. „Ist schon gut, mein Kind,“ sagte er darauf ruhig und schickte sie wieder fort.

Marta war enttäuscht, daß er ihr nichts mittheilte, nichts mit ihr besprach. Ach, wenn sie nur einmal so frisch von der Leber weg mit ihm reden, ihm etwas näher treten könnte. Er stand wohl zu hoch über ihr, als daß sie das erhoffen durfte! Seit sie denken konnte, hatte sie von der Mutter nichts anderes vernommen, als daß er unvergleichlich sei, besser und größer als alle anderen Menschen. Ihn ehrfürchtig anbetend, war sie aufgewachsen. Wenn sie vernahm, daß irgendwo in der Welt etwas nicht richtig war, Mißstände, Krieg, Aufruhr, Krankheiten, — immer dachte sie unwillkürlich: Wenn nur der Vater dorthin ginge, er würde alles gleich in Ordnung bringen. Er war ein Heros.

Gekümmert um sie hatte er sich natürlich nie — dazu hatte ein so großer Mann keine Zeit! Und doch, hin und wieder hatte er sie, als sie noch klein gewesen, bei Tisch gefragt, wie es ihr in der Schule ergangen. Da war sie tief gerührt gewesen. Und jedesmal betonte Mama, wie gut es vom Vater sei, der so viel im Kopfe habe, auf den die Wissenschaft zähle, daß er nach seinem kleinen törichten Töchterchen schaue! Meist taten die Kinder bei Tisch den Mund aber nicht auf. Eines einzigen Weihnachtstags entsann sich Marta, da hatte der Vater mit ihnen Poch gespielt. Aber es hatte nicht gut geendet — Marta stieß im Eifer des Spiels etwas um;

da war Papa gleich heftig aufgebraust und in sein Zimmer gegangen. Mama aber streichelte ihr Kind und sagte: Papa wäre nervös und die Kinder möchten in ihr Zimmer gehen und ihn heute nicht mehr stören....

Wenn der Vater heftig war, zitterte Marta, seine laute Stimme machte sie tief innerlich erbeben. Mama sagte freilich immer: der arme Papa sei überarbeitet und habe vollkommen recht. Marta hingegen konnte manchmal das Gefühl nicht unterdrücken, als sei des Vaters Heftigkeit blind und ungerecht, besonders wenn die Mutter unter ihr litt. Oft sollte Mama ein Papier verlegt haben, das Papa nachher in seiner eigenen Tasche fand. Ja, wenn er seine Suppe zu heiß aß und sich an ihr verbrannte, machte er die Mutter dafür verantwortlich: das Essen dürfe nicht so heiß auf den Tisch kommen! Wenn sein Hemd zu sehr gestärkt war, trug nicht die Wäscherin, nein, Mama die Schuld; auch wenn ein Assistent unpünktlich oder unfähig war, wenn ein Pferd lahnte oder der Postbote sich verspätete — immer litt Mama darunter!... So müssen große Männer wohl sein?... Marta stockte in ihren Erinnerungen.

„Denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten“, wiederholte sie sich noch einmal, als sie zum Kronprinzen-Ufer einbog. Ihr hatte bisher nichts „zum Besten“ gedient, sie hatte also Gott nicht geliebt.... Was hieß eigentlich „Gott lieben“? Da lag der Kern der Sache... Gott so lieben, daß nichts anderes Gewalt über Einen hat... Nur das hilft... —

Sie vergaß alles, als sie aufblickte, und ihres Vaters Wagen vorm Hause halten sah. Es konnte doch noch nicht 12½ Uhr, Frühstückszeit, sein? Um Gottes Willen! Hatte sie sich etwa verspätet? War sie bei ihrem Denken und Träumen zu langsam heim gegangen? —

Der Diener öffnete auf ihr hastiges Klingeln und sagte, der Geheimrat habe schon zweimal gefragt, ob Fräulein Marta nicht zurückgekommen sei? Marta empfand sofort das innere Beben: Natürlich hatte sie irgend etwas versäumt — oder war ein Unglück geschehen . . . war er krank, daß er so früh aus der Klinik zurückgekehrt? Sie stürzte in des Vaters Zimmer. — Er runzelte die Stirn: in ihrer Aufregung hatte sie zu klopfen vergessen! „Nicht immer so kopflos! Du hast mich förmlich erschreckt durch Dein Hereinbrechen!“ Er fuhr dann ruhiger fort, ohne ihr Zeit zu einer Entschuldigung zu lassen: „Ich wollte mit Dir und Lotte auf den Kirchhof fahren . . .“ Marta glaubte, sie hörte nicht recht und doch fiel ihr trotz ihrer Ueberraschung ein, wie sie sich an das Wort „Kirchhof“ gewöhnt, das ihr anfangs, am Begräbnistag der Mutter, fast eine Ohnmacht hervorgerufen hatte. Ja, die Gewöhnung — und die Zeit!

Marta küßte ihrem Vater die Hand. Er wehrte ab. „Sorg dafür, daß das Kind warm angezogen wird“, meinte er, „und frühstückt noch schnell eine Kleinigkeit.“

Marta wußte eigentlich nicht, wie ihr geschah. Solche Güte von Papa! Mit ihnen „dorthin“ zu fahren, seine Zeit ihnen zu opfern! Unbegreiflich herablassend. Nie mehr, seit dem Beerdigungstage hatte er seine Gefühle der Tochter gegenüber geäußert, nie mehr die Mutter auch nur erwähnt. Was er litt, litt er hochmütig, stolz verschlossen allein. Sie machte sich eine Vorstellung davon, wie groß sein Leiden sein müsse, an ihrem eigenen Empfinden! Er hatte sein Schlafzimmer unverändert gelassen, das leere Bett stand neben seinem Lager — alles war so geblieben, wie es einst die Tote angeordnet hatte. Ihre Kämme lagen neben den Bürsten auf dem Toiletten-tisch, als hätte sie sie eben gebraucht, keine Stecknadel war

berührt oder fortgeschloffen worden. — Was mochte er empfinden, wenn er in schlaflosen Nächten diese Spuren der Vergangenheit betrachtete? Ob er leidenschaftliche Tränen über sie vergoß, ob er die stummen Zeugen seiner Qual haßte oder liebte?

Durch den Kutscher hatte Marta erfahren, daß der Vater öfters auf dem Grabe geweilt; mit seinen Kindern gemeinsam hatte er es jedoch noch nie besucht.

3.

Nun fuhren sie mit ihm hinaus. Der Diener hatte zwei große Kränze in den Wagen gelegt. Diese Fahrt war also vom Vater langer Hand vorbereitet worden . . .

Marta wunderte sich: Es war, als streife ihr ein kühler Wind über die Augen . . . Wozu? Warum? Sie fühlte etwas fremdes, Beunruhigendes in der Luft . . . Jrgendwo . . .

Sie nahm neben dem Vater Platz und blickte scheu zu ihm auf, wagte aber nicht, eine Unterhaltung zu beginnen. Er saß regungslos da und mit halb geschlossenen Augen sah er wie blinzelnd durch die Scheiben auf irgend ein fernes Bild, daß sich in unfasbarer Weite zu verlieren schien . . . Sie hing gebannt an diesem weltfernen Blick . . . Was mochte er denken? Beschäftigte ihn ein wissenschaftliches Problem? Oder ein besonderer Fall? Oder sein eigenes Leid?

Marta konnte nicht umhin, auch sein schönes Profil und seine Haltung zu bewundern — selbst seinen tadellosen Anzug. Er war so ein großer Mensch, jede Kleinigkeit an ihm bewies, daß er aus anderm Holz als die Übrigen.

Imposant und unnahbar. Und dabei ihr Vater! Das Herz klopfte ihr laut: dieser herrliche Mensch ihr Vater, ihr das Nächste auf Erden!

Die Kränze rutschten immer herab, und während der ganzen Fahrt machten sie Marta zu schaffen. Lotte saß da wie ein verängstigtes Hündchen — ohne einen andren Gedanken als den, daß sie still sitzen müsse.

Ob der Vater die Absicht hatte, auf dem Grabe irgend etwas mit ihnen zu sprechen? Marta glaubte es eigentlich nicht. Aber sie überlegte immer von neuem: Wozu? Warum? Stumm gingen sie miteinander den ansteigenden Weg zum Grabe.

Entsetzlich dieser winterliche Kirchhof, ohne winterliche Stille, ohne Frieden! Schrill piffen die Lokomotiven rechts und links vorüber: die ganze Luft zitterte, dröhnte und rasselte von den schweren endlosen Zügen . . . Immer noch neue! In unzählbarer Reihenfolge, einer nach dem andren, bald rechts, bald links, jagten sie unaufhaltsam vorüber. Eine Ewigkeit, eine Unermeßlichkeit in diesem Getöse — aber welche!

Marta hatte Lotte an die Hand genommen; die Kleine machte den Weg zum ersten mal. Leichenblaß vor Erregung, flüsterte sie der Schwester Fragen zu, auf die Marta garnicht so schnell antworten konnte: „Liegt Mama hier? Zwischen den andren? Ist dies der ganze Kirchhof? Kommt noch was? Sind wir nun da? Weiter nichts?“

Marta nickte mit tränenden Augen. Weiter nichts . . . weiter nichts! Und es war ihre Mutter gewesen, mit der endlosen Güte, der unermeßlichen Liebe, in ihrer unvergänglichen Schönheit . . . Was war daraus geworden? Weiter nichts als dieser kleine Erdhügel?

Es lag etwas Benehmendes in der kalten Januarluft. Oder war es nur Ehrfurcht und Schrecken, was auch sie, Marta, betäubte, lähmte? O, diese Gräber mit vereisten, verwelkten, entfärbten Kränzen — Sterben auch noch im Tode? Wie furchtbar, daß ihre Mutter da lag, in diesem Graus hinwelfender toter Blumen.

Die Mädchen legten die frischen Kränze leise schluchzend auf den Hügel. Der Geheimrat stand an den Eisenpfosten der Umfriedung gelehnt mit unenträtselbarem Ausdruck im Gesicht. Nicht gerade Jorn, aber doch etwas dem verwandtes lag auf seiner hochmütigen Schönheit, sie schien zu sagen: „Wie konntest du Schicksal, du Gottheit, mir das antun?“

Marta, hingerissen von ihrem leidenschaftlichen Empfinden, warf sich plötzlich in die Kniee. Da runzelte ihr Vater die Brauen: „Unsinn, aufstehen“, rief er hart. „Ist das im Sinne Deiner Mutter? Kommt sofort zurück zum Wagen.“

Er wandte sich um, und die erschrockenen Mädchen folgten ihm. Marta war voll von Selbstvorwürfen, daß sie seine Andacht gestört habe. Sie schluchzte leise in einem Gemisch überwältigender Gefühle. Sollte aber, erlöst, daß dies vorüber war, empfand etwas wie Überhebung: Marta war manchmal wirklich nicht recht gescheut, wie Tante Hedwig neulich schon 'mal gesagt hatte!

Sie atmeten auf, als sie wieder im Wagen saßen. Stumm wie die Hinfahrt verlief auch der Rückweg. Wozu? Warum?

Als sie die Treppe zur Wohnung hinaufstiegen, sagte der Vater, wie aus tiefen Gedanken aufwachend: „Marta, komm' gleich mit mir in mein Zimmer, ich habe mit Dir zu sprechen.“ Wollte er über das Niederknien am Grabe sprechen?! Wenn der Vater ahnte, daß sie

tagtäglich dort war und oft ihr ganzes Gesicht in den feuchten Erdhügel grub — nur um der Mutter näher zu kommen . . .

Lotte glaubte, Maria solle noch die verdienten Schelte bekommen. Aber Marta selbst fühlte jetzt an ihrem Herzklopfen, daß es sich um ganz etwas anderes handelte.

Alles Bisherige war nur Vorbereitung gewesen — jetzt sollte sie es erfahren, das Wozu und Warum? Eine Blutwelle stieg ihr in den Kopf und betäubte sie, dann schien das Herz plötzlich still zu stehen . . . Was konnte es nur sein?

In ihrer bebenden Angst küßte sie schnell und verstohlen Lotte, dann trat sie hinter ihrem Vater in sein Zimmer ein. Wie groß und hoch, wie ernst und still war dies Gemach. Wie war ihr seine heilige Arbeit so imponierend erschienen. Wie klein und erbärmlich stand sie vor ihm, dem großen selbstbewußten Manne, der Tausenden geholfen und dessen Name dankbar in der Wissenschaft genannt wurde. Wie glücklich war sie, solch einen Vater zu haben, und wie unwürdig dieses Vorzugs, sie, mit ihrem zerrissenen Wesen, ihrer inneren Unklarheit, die nie aus und ein wußte, und ihrer äußeren Häßlichkeit, der Unscheinbarkeit ihrer Gestalt . . .

„Setz Dich hin, mein Kind“, begann er und nahm Platz. „Du wirst wohl selbst gefühlt haben“, fuhr er fort, sah aber nicht sie an, sondern gespannt durchs Fenster, als sei am Lehrter Bahnhof etwas Merkwürdiges geschehen, „ . . . Du wirst gefühlt haben, daß es so nicht weiter geht . . .“

„O Papa, bist Du unzufrieden mit mir?“ fiel sie ein und gleich stürzten ihr wieder die Tränen aus den Augen. Es ärgerte ihn, er konnte das Weinen nicht vertragen, aber er beherrschte sich.

„Nein, durchaus nicht“, beschwichtigte er. „Du tust, was Du kannst. Ich sehe immer Deinen guten Willen, auch wo er nicht ausreicht. Aber Du sollst nicht meine Wirtschafterin sein, sondern meine Tochter, — Du bist zu jung, um einem großen Hausstande vorzustehen, zu jung, um Lotte zu erziehen. . . mußst selbst noch vieles lernen. . .“

Martha entgegnete nichts, sie wußte nur zu genau, wie unfähig sie war. Sie weinte still weiter und fühlte in ihrer Seele etwas Neues, das sie mitten im Schmerz Wunder nahm. Nicht mehr die entsetzliche Angst, die sie in jener Todesnacht der Mutter gespürt und an die sie noch jetzt nicht ohne Grauen denken konnte, aber eine starke Erschütterung, als weite sich etwas in ihr, als sei ein Hemmnis gelöst. Und nun blickte sie, trieb es sie ins Unabwendbare, Hoffnungslose. Es gab Dinge, die sie nie geahnt, an die sie nie gedacht. Was war es nur? Es nahte, sie sah es kommen. . . .

„Und auch ich“, fuhr der Vater energisch fort, als gäbe er sich einen Ruck, „ich kann derart nicht weiter leben! . . . Lange habe ich gehofft — und hoffe es noch — daß der Tod mich erlösen würde.“

Sie schluchzte laut auf und sank zu seinen Füßen nieder: „O nur das nicht, nur das nicht!“

Er machte ihr ein Zeichen aufzustehen, es war nur, als winke er einer Demonstration ab, die er erwartet hatte, aber er wollte nicht gestört und unterbrochen werden. „Wenn ich weiter leben soll, so kann es nur unter einer Bedingung geschehen, unter einer einzigen — daß Hedwig sich bereit findet, unser Los zu teilen. . . .“

Marta starrte ihn mit großen Augen an . . . Gewiß, sie wollte Hedwig bitten und beschwören . . . Gewiß, sie selbst hatte nur noch nicht daran gedacht . . . „Aber ihre Eltern werden es nicht zugeben“, stieß sie altflug heraus.

Vor sich sah sie im Geiste dies düstre Heim und dann das lebensfrohe Mädchen, und verglich sie . . . Nein, das ging nicht, gehörte nicht zusammen. Die Art paßte nicht zu einander . . . Sie fühlte etwas unvereinbares. Solch ein Opfer könnte auch nur ein Engel vom Himmel bringen . . . Hedwig wollte zu ihnen ziehen? . . . Nein! . . .

Der Vater fuhr fort: „Wie gesagt, fürs erste liegt mir der Tod noch näher . . . Falls aber meine Lebenskraft sich wider Vermuten einfinden sollte, so würde ich meinen Entschluß ausführen . . . Bis zum Sommer hat es noch Zeit und kann vieles geschehen . . . Hedwig jedoch wünschte, daß ich es Dir schon jetzt mittheilte . . . Vor Dir, meiner guten, ältesten Tochter wollten wir keine Geheimnisse haben.“

Marta errötete: er hatte sie seine „gute“ Tochter genannt! —

„Es wird Eure Stellung zu einander in keiner Weise ändern, Hedwig bleibt Dir eine ältere Freundin; aber ihre Stellung in meinem Hause wird dadurch natürlich schon jetzt eine andere . . .“

„Natürlich“, sagte Marta eifrig, ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, um was es sich handelte. In Gedanken überlegte sie, welches Zimmer der Wohnung der opferwilligen Freundin eingeräumt werden könnte . . . So hatte also Hedwig wirklich auf ihr eigenes Glück verzichtet, um sich wie eine barmherzige Samariterin ganz den Verwaisten zu widmen. Sie war doch größer und edler als Marta je gedacht hatte.

Der Geheimrath fing wieder an: „Hedwig wird heut Nachmittag selbst mit Dir sprechen . . . Ihr werdet Euch schon verstehen . . . Jetzt wollen wir aber zum Frühstück gehen. — Es ist höchste Zeit“, er zog seine Uhr heraus.

— „Ich habe um zwei eine Konsultation in der Rauchstraße.“

Er reichte ihr die Hand und nickte ihr gütig zu — solch einen warmen Blick hatte sie noch nie erhalten. Sie küßte seine Hand — die Audienz war beendet.

4.

Hedwig kam am Nachmittag, als der kurze Winter- tag schon in die Nacht überging. Marta kamte ihr Klingeln und lief ihr entgegen, um die Türe selbst zu öffnen.

Als der Diener kam, sah er die beiden Mädchen eng verschlungen im Korridor stehen. Marta hatte der älteren Freundin garnicht Zeit gelassen, Hut und Mantel abzu- legen; sie küßte ihr die behandschuhten Hände und weinte, indem sie immer nur flüsterte: „Du Engel, Du Engel! Papa hat mir alles gesagt.“

Hedwig bemerkte den Diener, entwand sich der Lieb- fassung und reichte ihm etwas hochmütig Mantel und Hut zum Aufhängen. Daß Marta doch nie sah und hörte, was um sie herum vorging! Oder es in ihrer Gefühls-Überschwänglichkeit nicht beachtete!

Hedwig ging in's Wohnzimmer, um erst Lotte zu begrüßen, für die sie einen reizenden kleinen Dackel mit- gebracht hatte, der einen Maulkorb aus wirklichem Leder trug. Wo Hedwig nur immer so besonders schöne Spiel- sachen fand, die Lottes Herz erfreuten!

Auch heute gab die Kleine lachend und jubelnd ihrer Dankbarkeit Ausdruck.

Dabei bemerkte Hedwig von neuem, wie viel sympathischer ihr die Kleine war als Marta, die wieder mit großen, fragenden Augen geistesabwesend dastand und es nicht erwarten konnte, mit Hedwig allein zu reden.

Heute hatte es allerdings einen besonderen Grund, und auch in Hedwigs eigenem Interesse lag es, sich mit Marta auszusprechen, ehe der Geheimrat um fünf Uhr nach Hause kam. Die Sache mußte einmal erledigt, dies von Gefühlen überströmende Mädchen „abgemacht“ werden.

So nahm sie also Marta beim Arm und trennte sich, mit dem Versprechen gleich wieder zu kommen, von Lotte. Hedwig konnte übrigens auch überschwänglich sein: dreimal ging sie von der Tür wieder zu Lotte zurück und nannte sie einen „zu herzigen kleinen Fratzen“, indem sie sie abküßte. Aber es war mehr aus einem Gefühl der Überhebung gegen Marta als aus spontanem Bedürfnis. Es gab ihr eine Befriedigung, fast eine Schadenfreude, Marta im Herzen der Kleinen vollkommen ausgestochen zu haben.

Als Hedwig nun mit Marta allein war, begann sie mit leisem Hochmut: „Ich weiß, liebe Kleine, daß Dein Vater Dir heut mitgeteilt hat, wie es mit uns steht . . . Er wird Dir wohl auch gesagt haben, welcher schweren Kampf es mich gekostet hat.“

„Hedwig“, unterbrach Marta, die nicht fühlte, wie Selbstsucht und Eitelkeit bei Hedwig überquollen, „Du darfst Dich nicht so opfern, Du mußt auch an Dich denken, nicht nur an uns!“ . . .

Hedwig lächelte nicht. Sie war überzeugt, daß Marta, indem sie ihr die selbstlosesten Motive unterlegte, sie nur gerade richtig beurteile. Sie verspürte sogar in diesem Augenblick eine große, spontane Wärme für das kluge Mädchen. Darum entgegnete sie: „Meiner Natur ist das Opfern Bedürfnis . . . Der schlimmste Kampf steht uns noch bevor: Heute Abend werden Dein Vater und ich mit meinen Eltern reden.“

„Das wird freilich schwer werden . . . sie sollen Dich hergeben!“

„Ja, die armen Eltern!“

„Und der Assessor?“ meinte Marta.

„Auch er wird den Schlag kaum verwinden . . . Ich habe lange gekämpft,“ wiederholte Hedwig noch einmal. „Aber meine Pflicht liegt eben hier, bei Deinem Vater. Er kann nicht weiter leben ohne mich.“

„Du bist ein Engel,“ sagte Marta noch einmal, tief ergriffen.

„Weißt Du,“ nahm Hedwig wieder das Wort, „ich hab es Deinem Papa auch schon gesagt: Wenn meine Eltern durchaus nicht wollen, geschieht es eben ohne ihren Consens. Ich werde einfach auf mein Alter pochen! Mit vierundzwanzig Jahren kann ein Mädchen ohne Erlaubnis der Eltern heiraten. Geben Sie nicht nach, so lassen wir uns in England trauen.“

Das Blut fauste Marta durch die Ohren: „Heiraten? — — Trauen?“

Sie konnte kein Wort über die Lippen bringen. Hedwig merkte es nicht. Sie sprach von einer Bekannten, die sich in Helgoland habe trauen lassen. Dann erzählte sie, was sie der Mutter zu entgegnen dachte, falls sie ihr des Geheimrats Alter vorrücken sollte . . .

Schon lange hörte Marta nichts mehr. War sie eine Irrsinnige, ein Idiot gewesen, daß sie bisher nichts verstanden, oder ließen ihre fünf Sinne sie jetzt im Stich. Heiraten wollte ihr Vater? Und wen? Hedwig? Unmöglich. Dazu konnte er sich doch nicht herablassen! Hedwig war doch nicht seinesgleichen . . . Ihr Vater wollte sich wieder eine Frau nehmen? Ihr war, als müsse sie etwas Widerliches abschütteln, was auf sie heraufgekrochen war . . . Ihr Vater eine andere Frau als ihre Mutter? Nein. — Unmöglich. Sie hatte aber doch in Büchern oft von zweiten Ehen gelesen . . . Gewiß.

Das gab es. Sie besann sich . . . Gewiß. Nur gerade der Vater . . . Gerade ihrer Mutter Mann . . .

Dabei überkam es sie fast wie Mitleid mit Hedwig. Eine zweite Frau zu werden, die man doch nicht mehr lieben kann, weil alles schon vergeben ist und vorüber . . . Welch ein Schicksal für solch ein stolzes Mädchen. Es war doch nichts rechtes, war, als ob man sich an eine abgeessene, schmuckberaubte Tafel niedersetzte . . . Denn lieben konnte der Vater Hedwig nicht, der Vater liebte nur die tote Mutter. Das wußte Marta klar und genau. Zu oft hatte sie das: „Meine Konstanze“ gehört . . . Das Ganze war ein Irrtum, mußte ein gräßlicher Irrtum sein.

„Hedwig“, sagte Marta plötzlich laut, „wie sollst Du das aushalten . . .“

Doch sie verstummte, obgleich sie in sich eine Mahnung fühlte, die Freundin zu warnen. Sie erschien sich älter und einsichtiger als die Anderen, die an diesem Trauerspiel beteiligt waren . . .

Ein scharfes Doppelflingeln . . . Der Vater. Hedwig stürzte ihm entgegen. Zum ersten Mal blieb Marta wie beschämt im dunklen Zimmer zurück. Durch die halboffene Tür sah sie absichtslos in den hellen Korridor, sah, wie ihr Vater überrascht und erfreut schien, daß Hedwig ihm öffnete, sah ein Lächeln auf seinem Antlitz, das sie noch nie erblickt hatte. Und dann legte der Vater, nachdem er sich umgeschaut, ob der Diener auch nicht etwa schon gekommen, einen Augenblick den Arm um Hedwigs Schulter und drückte sie an sich.

Marta hielt sich beide Augen zu. Sie wollte nicht etwas gesehen haben, was sie sich nicht zum Vater reimen konnte, was ihr den Atem raubte . . . was sie nicht aushalten konnte. Gewiß war es anmaßend von ihr, daß

sie sich erdreistete, ihn überhaupt zu beurteilen, aber sie konnte nicht anders.

Sie schlich leise, wie mit wunden Füßen in ihr Zimmer, riegelte die Thür zu warf sich verzweifelt vor ihrem Bett in die Kniee. Ihr war, als habe sie selbst eine Schuld auf sich geladen, als könne sie nie mehr einen freien Atemzug tun.

Sie wollte im Geist den Schatten ihrer Mutter heraufbeschwören . . . Doch da fiel es ihr wieder ein. Nur das nicht! Wenn sie es nur noch vor der Mutter verbergen könnte.

War das aber möglich? Sie sann, sie überlegte. Wenn ihre Mutter im Himmel war, wußte sie es längst. Dann war alle Vorsicht vergebens. Dann hatte sie aus den Gefilden der Seligen hinabgeschaut bis in die Herzen ihrer Lieben. So hatte Marta es sich ja bisher vorgestellt: ihre Mutter las jeden ihrer Gedanken, leitete und bewahrte jeden ihrer Schritte. Sie hätte garnicht weiter leben können nach der Mutter Tode, wenn sie nicht fest an diese Beziehung zwischen Himmel und Erde, zwischen Mutter und Tochter geglaubt . . .

Und jetzt?

Einen Augenblick war ihr, als stände ihr Denken still. In weiter Ferne sah sie eine Ahnung dämmern, die sie noch nicht klar erfassen konnte. Sollte alles, was man sie gelehrt, alles, was sie gedacht, woran sie geglaubt, eine Täuschung — vielleicht nur ein Symbol — gewesen sein? Es war . . . wie sich im Äther verlieren . . . ihr entschwand der Boden unter den Füßen. Ihr Denken versagte. Sie konnte nichts als weinen. Sie riß sich die Kleider ab und legte sich ins Bett.

Nach einer Weile stand sie auf, um zu klingeln.

Vom heftigen Weinen tat ihr der Kopf so weh,

daß sie ihn nicht hochhalten konnte. Das sagte sie dem Mädchen und setzte hinzu: falls Fräulein Witzel nach ihr fragen sollte: sie habe sich mit Migräne zu Bett gelegt.

Wohl eine Stunde verstrich.

Lotte kam auf Zehenspitzen herein, tauchte ihr Taschentuch in den Wasserkrug und legte es auf Martas Stirn. Sie wußte noch von früher, daß Mama der Schwester Umschläge gemacht hatte. Es rührte Marta tief, und wenn das viel zu nasse Tuch ihr auch Kopfkissen und Haar unangenehm benetzte, so küßte sie doch dankbar die kleine Schwester.

Nach einiger Zeit sah auch Hedwig sich nach ihr um, schalt laut, daß die Lampe nicht beschattet, kein Eisbeutel geholt worden sei. Sofort nahm sie die Krankenpflege ordnungsmäßig in die Hand. Das Thermometer wurde angelegt. Da es unter 36 zeigte, verordnete Hedwig, Marta müsse trotz ihres Widerwillens Nahrung zu sich nehmen. Marta hörte, wie Hedwig im Nebenzimmer zum Vater, der nicht zu ihr eintrat, sagte: das Mädchel litte einfach an Unterernährung, sie äße nie genügend, wahrscheinlich weil sie es schön fände, klapperdürre zu bleiben.

Als nun Marta nach der eingezwungenen Nahrung Erbrechen bekam, hielt Hedwig das für pure Bosheit der Kranken.

Mit der Feinhörigkeit, die ihr bei Migräne eigen war, hörte Marta, wie sie dem Geheimrat sagte: „Das ist Eigensinn, jetzt plage ich mich nicht weiter mit ihr.“

- Und ihr Vater, der ihre Migränezustände doch kannte, sagte kein Wort zu ihrer Verteidigung.

Bald nahmen Martas Schmerzen so zu, daß ihr alles gleichgültig erschien. Weit ab lag Ungerechtigkeit und Leid. Nur der Schmerz, der betäubende, rasende Schmerz war um sie, in ihr, über ihr, als wolle er nie mehr weichen.

5.

Am nächsten Morgen jedoch war er vorüber. Marta sah sich beim Erwachen verwundert im Zimmer um — alles war unverändert, nur in ihre Seele war irgend etwas unbegreifliches eingedrungen. Wie und wann würde sie es erfassen? . . . Ihr Vater und Hedwig . . . Noch hatte sie es nicht begriffen.

Sie bereitete das Frühstück für den Vater, der durch eine Bestellung noch aufgehalten wurde. Die ihm eingeschenkte Tasse Tee war dadurch zu kühl geworden, was er scharf monierte, als er endlich erschien. Noch ehe er sie ausgetrunken, traf ein Eilbrief ein. Vor der Thür hielt neben des Geheimrats Wagen ein zweiter, in dem ein verzweifelter Mann saß, der den berühmten Arzt noch schnell, vor Beginn der Klinik zu seiner bereits aufgegebenen Frau holen wollte . . . Würde der Vater gehen? Marta beobachtete ihn schein. Er hatte nicht Ja, nicht Nein gesagt, wies jedoch Martas Bitte, ein Stück Schinken zu essen, schroff zurück.

Marta sah ihm beklommen nach. Er stieg in das Coupé des Harrenden, sein Wagen fuhr leer hinterher. Gott sei Dank, dachte Marta, nun bringt er Rettung.

Von demselben Fenster aus hatte sie vor wenig

Monaten der toten Mutter nachgeschaut. Sie fröstelte. Dem Vater würde doch nicht etwa was geschehen?

Ihr war noch schlecht zu Mut . . . Nach ihrem Befinden hatte der Vater nicht gefragt. Natürlich nicht, in jedem Augenblick stürmte Wichtiges auf ihn ein . . . Sie hatte ja überhaupt keine Bedeutung für ihn. Seit gestern wußte sie es. Seit der Mutter Tod war sie ihm nur im Wege. Und sie, sie liebte ihn mehr als alles auf dieser Welt.

Wie anders hatte sie sich ihre Jugend ausgemalt! Noch vor kurzem hatte sie so phantastische Begriffe vom Leben gehabt, von einer Wichtigkeit geträumt, die sie, die älteste Tochter des berühmten Arztes, in der Welt erlangen sollte. Gern hätte sie studiert, der Vater hatte es aber schroff verweigert. Sie sei nicht dazu geeignet.

Und was war nun an die Stelle ihrer Träume getreten? Nichts. Kein Leben. Nur Trauer, Schmerz und innere Qualen.

Sie hatte sich in einen Schaukelstuhl geworfen, der vor einem Spiegel stand und ihr gestattete, ihr eigenes Bild zu prüfen. Wie eine Romanheldin sah sie nicht aus. Vielleicht lag es daran, daß sie nichts erlebte? Und doch! Eigentlich hatte sie den Mitmenschen immer gefallen. In der Pension mußte sie bei lebenden Bildern die Hauptpersonen darstellen — ihre „Coreley“ war berühmt geworden. In der Tanzstunde war sie die Umworbenste.

Mama pflegte freilich zu betonen, die Leute seien nur ihres Vaters wegen freundlich gegen sie. Doch ihrer Schulfreundinnen Brüder wußten nicht viel von ihres Vaters Bedeutung, wenn sie ihr nachliefen und sie beim Spiel immer küssen wollten. Sie hatte Jungens sonst recht gern beim Spiel gehabt, wenn sie nur nicht immer an's Küssen dächten! Das hatte ihr die dummen Bengels

verleidet — denn daraus machte sie sich garnichts. So hatte sie aber gedacht, daß es sein und bleiben müsse: die Jungens alle reißen sich um sie und sie lacht alle aus und macht sich aus keinem etwas. Die ganze Schulzeit durch war es derart zugegangen. Das hatte sie wohl eitel und überhebend gemacht? Nun war alles fort, in Schmerz und Tränen fortgeschwemmt. In Genf hatten die Lehrer sie auch ausgezeichnet — nicht nur, weil sie alles am besten wußte. Und dort hatte sie für einen Professor mit einem langen graumelierten Bart eine richtige Schwärmerei gehabt . . . Ach, damals, wenn sie nur an ihn dachte, hatte etwas in ihr gezittert . . . Aber seit der Mutter Tod dachte sie heute zum ersten mal wieder an ihn, und zwar wie an einen Verstorbenen. Nichts mehr zitterte in ihr . . .

Ein scharfes Läuten schreckte sie auf. Im ersten Augenblick wußte sie garnicht, wo sie war. Da stürzte der Diener herein: ein Zettel, von des Geheimrats Hand, der Kutscher habe ihn überbracht.

Sie sollte einige Instrumente heraussuchen und ihm schicken.

Ängstlich suchte sie im Instrumenten-Schrank. Da sie ihrer Sache nicht sicher, schickte sie einige Kasten mehr als verlangt waren. Würde er böse sein? Im Geist hörte sie ihn schelten: „Natürlich, zu nichts zu brauchen!“

Es war richtig, ihr fiel immer alles zu spät ein, weil sie sich so ängstigte.

Dennoch hatte es ihr wohlgetan, wenigstens zu einer Handreichung da gewesen zu sein . . . Bald würde sie nicht einmal mehr das dürfen . . . Sie griff sich an den Kopf. Es war kein Hirngespinnst . . . Aber ihre Gedanken waren Anklagen und fielen wie Steine auf ihren Vater: Wie konnte er nur so handeln? Doch was er auch

tat, mußte für sie das Richtige sein, sie durfte nicht anfragen oder urteilen. Das mußte ihres Denkens Richtschnur bleiben. Was immer er auch tat, mußte ihr, seinem Kinde, heilig sein. Keine Zweifel aufkommen lassen, sonst lebte sie nicht im Geiste ihrer Mutter weiter.

Gerade, als sie sich das gesagt, wie eine Probe aufs Exempel, meldete ihr der Diener Frau Winzel, Hedwigs Mutter . . .

Marta mochte sie nicht leiden. Sie fand sie lächerlich in ihrer kleinlichen Manier, in Kleidung und Haltung . . . Aber empfangen mußte sie sie.

„Mein gutes Kind“, begann die Dame, „Du wunderst Dich gewiß, daß ich so früh komme . . .“

Marta schwieg. Es schnürte sich in ihrer Kehle etwas zusammen, schon beim Ton dieser Stimme. Sie warf es sich vor — es war Hochmut — und so bat sie sie möglichst höflich, Platz zu nehmen. Frau Winzel sah sich aber erst im Zimmer um und ihrem geschulten Auge entging nicht, daß hier noch nicht gereinigt war. Sie konnte ihrer Neigung das zu mißbilligen, nicht widerstehen.

„Fängt der Diener bei Euch immer so spät mit der Arbeit an oder ist dies Zimmer das letzte an der Reihe? Ich meine nur so . . .“

Frau Winzel meinte oft „nur so“, wartete keine Antwort ab, sondern fuhr fort: „Dies war das Zimmer der lieben Mama, nicht wahr?“ Sie hielt sich für diplomatisch geschickt, diesen Übergang gefunden zu haben. In Martas Seele aber verhärtete sich etwas, als von diesen Lippen „die liebe Mama“ erwähnt wurde.

„Ja, es war meiner Mutter Zimmer,“ entgegnete sie kühl.

„Ach Gott, daß sie so jung sterben mußte,“ fuhr

Frau Winzel fort. „Gottes Ratschlüsse sind eben unerforschlich“ — sie gab sich sonst nicht viel mit dem lieben Gott ab, aber bei ähnlichen Gelegenheiten gehörte es sich so. „Und darum, mein gutes Kind“ . . . Sie stockte vor Martas eifriger Teilnahmslosigkeit . . . „Du tust mir furchtbar leid,“ brach es dann aus ihr heraus, „und ich finde es einfach unglaublich, daß sie Dir, in erster Reihe Dir, das mitteilen mußten . . . Bin überhaupt empört über mein Fräulein Tochter . . . Wer hätte das gedacht . . . freilich! Einmal ist es mir durch den Sinn gegangen . . . So an zwei Monate ist's her . . . Vielleicht entsinnst Du Dich, wie ich 'mal abends angestürzt kam? In dieser Erregung, so dachte ich mir damals — kann allerlei geschehen! Hedwig stellte sich nämlich, genau wie Dein Vater, so an, als ob noch nie einem Mann seine Frau gestorben sei . . . Also da sagte ich, daß ich Hedwig abholen wollte, eigentlich geschah es aber nur, um nach dem Rechten zu sehen. Da saßet Ihr, Hedwig, Du und Lotte, so friedlich beisammen, und der Vater arbeitete drüben bei sich allein . . . Ich beruhigte mich . . . Und nun haben wir doch die Bescheerung! Eins aber kannst Du wissen, mein Kind: Mein Mann und ich sind absolut dagegen . . .“

Marta horchte auf. Ein Zwiespalt kam ihr zum Bewußtsein: Der Familienhochmut sagte: Was? dieser pensionierte Obersteuerrat will meinem Vater die Hand seiner Tochter verweigern? Aber das Herz klopfte vor Entzücken: Diese Heirat käme nicht zu Stande, sie behielte ihren Vater, er ginge ihr nicht verloren . . . Ach, wie wollte sie ihm dienen, auf jeden seiner Atemzüge lauschen, damit er Hedwig nicht vermissen sollte . . .

„Als der Geheimrat gestern Abend höchstselbst meine Tochter nach Hause brachte, war ich schon pass — aber erst, als er mir sagte, er müsse mich allein sprechen! Wir

saßen gerade behaglich am abgedeckten Tisch, Vater und ich — er hatte mir aus der Zeitung vorgelesen . . . es ist uns die liebste Stunde am Tage . . . in die schneiten sie nun hinein . . . Sie hatten es vorher abgemacht: Hedwig sollte ihren Vater herumkriegen, der Geheimrat mich. Ich gelte nämlich immer für die Härtere — aber ich versichere Dich, mein Kind, mir wär's auch bequemer, wie Vater, stets nur Ja und Armen zu sagen . . . Einer muß aber Nein sagen können . . . Also der Geheimrat — eigentlich müßte ich ja wohl „Rudolph“ sagen“ . . .

Es schwirrte Marta alles durch den Kopf: diese Frau wagte über ihren Vater, ihren großen, unnahbaren Vater in dieser Weise zu reden? Und sie, Marta, mußte das schweigend anhören?

Frau Witzel hatte den Faden verloren, Marta aber war so gespannt, daß sie fast rauh fragte: „Was sagte Ihnen mein Vater?“ „Ach ja, richtig . . . Mir war also bei seiner Bitte, mich allein zu sprechen, blümerant geworden . . . Herrgotte doch, dachte ich, was kann nur in dem Unglücks-haus wieder geschehen sein? . . . Mein Mann spaßt und neckt nämlich gern und hatte sich's angewöhnt, Hedwig, wenn sie so überregt von hier heimkam, einfach damit aufzuziehen: „Nichts geschehen im Unglücks-haus? Schade!“ . . .

Marta fühlte bei dieser Taktlosigkeit etwas in sich zucken, aber sie rührte sich nicht, wiederholte nur wie ein Automat: „Was sagte Ihnen mein Vater?“

Das „gute Kind“ fing an, Frau Witzel ernstlich zu mißfallen.

„Dein Vater fing vom Sterben an und sprach eine Menge Unsinn, wie viel lieber er tot wäre — so daß ich schon dachte, es wäre nicht mehr ganz richtig mit ihm. Da kam es raus: Er hätte es mit Hedwig bereits ab-

gemacht, zum Sommer würden sie heiraten. Wenn ich etwas dagegen hätte, würde es ohne meine Einwilligung geschehen. Warum fragten sie da noch? Zuerst wußte ich nichts anderes zu sagen, als daß Hedwig mit dem Börner doch so gut wie verlobt sei. Da kam ich schöne an . . . Ich wurde ausgelacht . . . Wie ich so etwas hätte glauben können. Hedwig wäre doch zu gut zu einer einfachen Amtsrichter-Frau! Als Hedwig dazu kam, warf sie nur so um sich mit „höchsten Anforderungen des Lebens, Pflicht ein Genie der Menschheit zu erhalten“, dann redete sie von wissenschaftlichen Fortschritten, als stünde sie selbst auf dem Katheder . . . Ich mag zu all dem zu dumm sein, denn begreifen tu ich sie alle Beide nicht . . .“

Sie blickte vor sich hin, faltete die Hände und schüttelte den Kopf. Marta fragte sich, wozu Frau Witzel gerade ihr dies alles sagte?

„Mir zu gut mögen sie tun, was sie nicht lassen können“, fuhr sie fort. „Zu meiner Zeit nahm ein Mädchen, wenn sie die Wahl hatte, lieber einen jungen Mann als einen älteren Witwer mit Kindern . . . wenn er auch noch so gut situiert war. Und dann diese Eile. Man muß sich ja rein totschämen vor den Bekannten! . . . Nach dem Gesetz kann ein Witwer freilich nach sechs Wochen wieder freien . . . Das wurde mir sofort versetzt — als ich muckte. Aber das Trauerjahr pflegt man in unsern Kreisen doch abzuwarten . . . Wie gesagt, ich mag ja kleinlich und lächerlich sein und in lauter bürgerlichen Vorurteilen stecken, daher die Ausnahmemenschen nicht begreifen!“ —

Frau Witzel hatte sich in einen starken Ärger hineingeredet. Marta begriff nun auch, wie sie zu diesen Konfidenzen kam: Sie galten garnicht ihr, die Frau mußte

sich nur überhaupt aussprechen, da achtete sie garnicht darauf vor und zu wem.

„Und wie steht es denn eigentlich mit den Möbeln und mit der Wäsche?“ begann sie von neuem. „Wenn schon geheiratet werden soll, so möchte ich mir die Ausgaben doch ein bischen überschlagen! Mein Fräulein Tochter meint zwar, sie würde mit ihrem Rudolph alles allein besorgen. Aber schließlich bleib ich doch die Mutter und weiß, was meine Sache ist, wenn sie als künftige Geheimrätin — sie träumt sich ja schon Erzellenz, sich auch tausendmal weiser vorfindet.“

Frau Witzel schlug Marta vor, sie in den ganzen Haushalt genaue Einsicht nehmen zu lassen. „Da sie zufällig gerade da sei“, könnte sie vielleicht die Wäsche-Vorräte gleich inspizieren?“

War das des Pudels Kern gewesen? Neugier? Besitzergreifung? Marta kam sich wie eines Amtes enthoben vor. Aber wortlos schloß sie die Schränke auf. Sie hatte ja über ihrer Mutter Hinterlassenschaft nichts mehr zu sagen — eine andere war Herrin über alles.

6.

Am ersten Märzsonntag sollte die Familie Müllen zum ersten Mal in Friedenau bei Witzels speisen. Es war eine halboffizielle Anerkennung der Zusammengehörigkeit, wenigstens vor den Kindern. Seit dem Tage, wo Frau Witzel sich mit Marta „ausgesprochen“ und ein Inventar des gesamten Hausstands aufgenommen hatte, war in der Routine des häuslichen Lebens am

Kronprinzenuser nichts geändert werden. Marta hatte nichts mehr zu sagen.

Der Geheimrat war sehr in Auspruch genommen; er konnte oft die Zahl der Kranken in seiner Sprechstunde kaum in drei Stunden bewältigen. Hedwig jammerte, daß er seine eigene Gesundheit durch Überarbeitung gefährde . . . Sein Leben sei wertvoller als das von Millionen . . .

Hedwig war immer da, wenn der Vater zu Hause war. Sie ging jetzt direkt in sein Zimmer, erbrach die für ihn eingelaufene Korrespondenz und erledigte sie sogar oft, ehe er eintraf. Marta wagte garnicht mehr, zu ihrem Vater zu gehen, seitdem sie einmal gesehen, als sie unerwartet eingetreten, daß Hedwig an seinem Halse hing. Damals hatte er ihr zwar ganz freundlich zugerufen, als sie sich zurückziehen wollte: „Komm nur, Du störst uns nie . . .“

„Uns“ auf ihn und Hedwig angewandt, nicht mehr auf sie und ihren Vater. Es tat bitter weh. „Uns“, es stellte einen Gegensatz fest, als gehöre sie nicht mehr dazu.

Nun also das erste „familiendiner.“ Marta hatte in der früh einen wichtigen Brief erhalten. — Seit der Mutter Tod führte sie die Korrespondenz mit allen Verwandten. Bei Tisch wollte sie dem Vater davon Mitteilung machen. Die einzige, ältere Schwester der Mutter nämlich, die an einen Hofrat Peetz in Wien verheiratet war, schrieb, daß ihr Mann zu Ostern an einem Chemiker-Kongreß in Berlin teilnehme. Sie, Tante Anna, wolle ihn begleiten, um die Kinder ihrer geliebten Konstanze und ihren armen Schwager wiederzusehen. Es würde eine wehmütige Freude sein, in den Räumen zu weilen, in denen noch der Geist ihrer verklärten Schwester hause . . . Eine große Bitterkeit stieg in Marta auf:

Ihrer Mutter Geist weilte nicht in den Räumen, in denen nicht einmal ihr Name mehr genannt werden durfte! Ein fremder, ihr feindlicher atmete dort.

Die Wiener Tante hatte ihrer Gesundheit wegen nicht zur Beerdigung kommen können, Onkel Otto war damals krank gewesen Nun aber sollten sie nach langer Ebbe ihr eine Flut von Vergangenheit zurückbringen.

Ostern fiel auf Mitte April. Schon in wenigen Wochen durfte Marta sich mit der Tante aussprechen. — freilich, was sie am meisten drückte, durfte sie ihr nicht anvertrauen; der Vater hatte es damals verboten. Aber es war dennoch ein Glück, der toten Mutter Schwester zu umarmen, ihren Duft zu spüren — fast ein Stück der Mama selbst schien heimzukehren . . .

Voll dieser Gedanken kam Marta bei Winzels in Friedenau an — etwas zu früh, da sie die Entfernung nicht richtig abgeschätzt hatte. Freudige Erwartung hatte sie nicht dorthin getrieben. Sie fühlte genau, daß sie für Hedwigs Eltern ein unbequemes Zubehör zu der „guten Partie“ war, die ihre Tochter machte. Von den Dienstboten, von Gott weiß woher, aus Nähateliers — immer war ihr dies gemeine Wort „gute Partie“ zugetragen worden, und ebenso oft drang das Bedauern des „unbequemen Zubehörs“ an ihr Ohr. Sie glaubte es aber auch zu hören, wo es nicht gesagt wurde.

Eine geräuschvolle Erregtheit herrschte schon im Flur der Winzelschen Wohnung. Man merkte, es war „was los“. Wie in einer Pöffe, dachte Marta. Frau Winzel war noch nicht angezogen und lugte durch einen Spalt ihrer Schlafzimmertür: „Ach, Du bist es nur, ich dachte, es wäre schon der Papa! Geh derweil nach vorn.“

Das war der erste Willkommensgruß.

Der zweite erfolgte „vorn“. Da hielt sich Hedwigs

vierzehnjähriger Bruder Hans auf, der sich den Sonntags-
sport machte, zum Fenster hinaus auf die Straße zu spucken.
Er ließ sich durch Martas Eintritt nicht stören. Mädchen
im Allgemeinen waren ihm zuwider, Marta im Speziellen,
mit ihrem „Leichenbitter-Gesicht“. In der Früh hatte
er schon erklärt: wenn er bei Tisch neben der sitzen sollte,
müsse er ihr mindestens die Suppe übers Kleid gießen.
Hedwig hatte über diesen „drolligen“ Einfall ihres Lieblings-
gelacht, die Mutter, um ihn auf andere Gedanken zu
bringen, ihm aber erlaubt, seinen Freund Lorenz, der in
der Nachbarschaft wohnte, einzuladen. Die Jungens sollten
sich gegenseitig im Zaum halten — dachte sie.

Der besagte Lorenz erschien auch gleich nach Marta.
Die Jungens steckten die Köpfe zusammen, und Hans er-
öffnete darauf Marta, sie möge gefälligst aus dem Zimmer
gehen, sie störe ihn und seinen Freund.

Marta stand auf und ging in den Flur zurück. Als
sie die Tür schloß, sah sie, daß die beiden großen Jungen
hinter ihr her die Zunge ausstreckten. Es berührte sie
weiter nicht, aber zum Behagen trug es nicht bei.

Wenige Minuten darauf ein scharfes Klingeln . . .
Ein Schutzmann! . . . Die beiden Knaben hatten mit der
Gießkanne von oben den Cylinder eines Vorübergehenden
begossen. Sie fanden den Witz ganz gelungen. Frau
Winkel außer sich: daß nur ihr Mann es nicht erführel
Sie bot Geld . . . Die Sache wurde erledigt, Hans aus-
gezanft, aber der Hauptzorn ergoß sich auf Marta: Sie
hätte doch auf „die Kinder“ aufpassen können, um solchen
Anfug zu verhindern. Vergebens warf sie ein, Hans
habe sie fortgeschickt . . . Man läßt sich eben nicht fort-
schicken! . . .

Endlich verstummten alle, der Geheimrat erschien, und
man ging zu Tisch. Ungewollt verbreitete er stets Un-

behagen. Heute, wo er sich an dieser Familientafel etwas deplaciert vorkam, wo ihn die sogenannte „Gemütlichkeit“ des Hauses einengte, vor der er an und für sich einen Widerwillen empfand, tat er es besonders stark. Frau Witzel nötigte ihn mit devoter Höflichkeit zum Essen, betonte stets von Neuem: so gut wie die seine sei ihre Küche freilich nicht — was ihn verstimmte. Er bedauerte, daß sie so viele Umstände gemacht habe.

Kein Gespräch kam in Fluß, jeder Faden riß sofort wieder ab. Selbst Marta, die den besten Willen hatte, kam über ein „Ja“ oder „Nein“ auf ihres Nachbarn, des jovialen Hausherrn, Fragen nicht hinaus.

Beim Braten kniff ihr plötzlich jemand so ins Bein, daß sie aufschrie — mehr noch aus Schreck als aus Schmerz. Allgemeine Empörung — gegen sie! Hans hatte sich unter dem Vorwand, seine Serviette sei zur Erde gefallen, unter den Tisch geduckt und diesen geschmackvollen Scherz ausgeführt. Papa Witzel fuhr ihn scharf an und gab ihm eine Ohrfeige. Die Stimmung aber wandte sich gegen Marta. Hedwig schalt sie laut eine Angeberin; der Geheimrat zog die Brauen finster zusammen, blickte sie jornig an und schüttelte den Kopf.

Marta war dunkelrot geworden; Hans flüsterte ihr drohend zu: „Wart, Dir werd' ichs heimzahlen . . .“

Um das eingetretene Schweigen zu brechen, wandte Marta sich über den Tisch an ihren Vater und teilte ihm mit, daß sie aus Wien einen Brief erhalten habe. Hedwig, immer noch aufgebracht, daß Hans in Ungemach geraten war, fiel Marta scharf in's Wort: „Wohlerzogene Töchter reden nur, wenn sie gefragt werden.“

Der Geheimrat nickte seiner Braut begütigend zu und fragte Marta, was die Tante wolle?

„Sie kommt zu Ostern zu uns.“

„Was?!“ Der Geheimrat hob die Arme in einer ihm sonst fremden theatralischen Geste, faltete die Hände und sagte: „Dann zieh ich aus!“

Marta war so verblüfft, daß sie glaubte, ihr Vater habe sie nicht richtig verstanden: „Onkel Otto hat hier auf einem Kongreß zu tun.“ —

„Auch der will mich beglücken?“

Hedwig, wie immer dreist und vorlaut, fiel ein: „Sind das etwa die unausstehlichen Verwandten, von denen Du mir erzählt hast, die immer alles besser wissen wollen?“

Der Geheimrat bejahte und fragte weiter: „Wann steht uns denn dieses Unheil bevor?“

„Anfang April.“

„Länger als drei Tage sollen sie es hier nicht aushalten“, meinte Hedwig lachend, „dafür laß mich sorgen.“

Frau Winzel fragte mißbilligend, was das für Leute seien? Der Geheimrat entgegnete, sie hätten das Geschick, alles falsch anzufangen, im Kleinen wie im Großen. Er sei ein berühmter Mann in seinem Fach, verdiene aber wenig, lebe in bescheidenen Verhältnissen. Sie ziehe sich direkt lächerlich einfach an . . .

Marta saß wie auf Kohlen, als nun alle auf Kosten ihrer Verwandten Wiße machten. Sie hatte das Gefühl, als müsse es aus ihr herausbrechen: „Ich lasse meiner Mutter Schwester nicht verhöhnen!“

Aber was würde es nutzen? Man würde sie aus dem Zimmer schicken, bis sie bessere Lebensart gelernt hätte.

Die Stimmung hatte sich sichtlich erwärmt. Hedwig fand immer neue Bosheiten gegen die ihr nur vom Hörensagen bekannten Wiener Verwandten und ließ ihre scharfe Zunge nur so tanzen. Selbst Hans warf ein freches Wort in's Gespräch, das belacht wurde.

„Peß ist wieder da!“ wiederholte der Hausherr, der

reichlich getrunken hatte und sehr gut aufgelegt war. Er fragte Marta, ob der Bengel nicht wirklich Wiß habe? Sie schwieg. Hedwig hatte sie aufs Korn genommen: „Hörst Du dummes Mädel nicht, daß mein Vater so gütig ist, mit Dir zu reden?“

„Ja,“ entgegnete sie ausweichend. „Er ist sehr freundlich gegen mich.“

„Dann mach nicht solch ein Mops Gesicht.“

Der Obersteuerrath hatte nur auf das letzte Wort geachtet und remonstrirte gutmütig: „Nein, ein Mops-Gesicht hat sie nicht, wenn sie auch nicht so schön ist wie mein Döchtling. Mädchen in den Jahren wachsen sich noch aus . . . Das gute Kind kann noch eine beauté werden. Denk doch an Deine Kousine Ella, Hedwig! Wie sah die mit fünfzehn, sechszehn Jahren aus! Das ganze Gesicht voll Ausschlag . . . und eine dicke rote Nase. Nein, Marta ist garnicht übel! Wenn sie nur erst diese verdammte Trauer ablegen wollte“ . . .

Marta war tief gedemütigt, daß ein relativ Fremder ihre äußere Erscheinung so öffentlich bezutachtete. Auf die letzte Bemerkung wegen der Trauer erwiderte sie unbedacht: „Meine Mutter ist erst seit vier Monaten tot.“

Sowie sie es gesagt hatte, wußte sie, daß es tactlos war, gerade hier, in diesem Hause. Sie hätte sich verkriechen mögen. Glücklicherweise hatte ihr Vater es nicht gehört, da Frau Winzel gerade die Tafel aufhob.

Für Hedwig war Marta von diesem Augenblick an Luft, und so drückte die Kleine sich unbehaglich zwischen den Andern herum, bis der Wagen kam, der sie alle nach Hause bringen sollte.

Hedwig fuhr natürlich mit nach dem Kronprinzen-ufer; sie hatte für den Geheimrath noch allerhand abzuschreiben. Marta und Lotte saßen auf dem Rücksitz.

Kaum waren sie im Wagen, als Hedwig zum Geheimrat gewendet anfang: „Du hast keine Ahnung, wie Du meine Eltern bezaubert hast! Mein Vater sagte: So etwas von Güte und Größe und keine Spur Hochmut bei solcher Bedeutung! Er war fassungslos über Deine vornehme Einfachheit. Die Tränen standen ihm in den Augen, als er mir immer wieder sagte: „Solchen Mann, mein Töchterchen, kannst Du ja garnicht verdienen!“ Und weißt Du, was ich ihm geantwortet habe: Wenn Du ihn erst wirklich kennst, Papa, sein Genie erfaßt hast — dann wirst Du noch ganz anderes reden! Er hat nicht seines Gleichen auf Erden!“

Der Geheimrat winkte mit der Hand und bat sie, ihn nicht schamrot zu machen. Sie fuhr aber fort: „Und Mama!! Eigentlich müßte ich direkt eifersüchtig auf meine Mutter werden! Sie ist komplett vernarrt in Dich! Rudolph hier und Rudolph dort, etwas anders als Rudolph zählt in der Welt nicht mehr!“ . .

Marta hatte natürlich jedes Wort gehört. Sie schloß die Augen, als könne sie dadurch auch das Ohr schließen. Ihr Vater hatte heute weder Geist noch Güte dokumentiert oder dokumentieren können. Wie durfte man ihm mit so groben Schmeicheleien kommen? Er war gewiß der Erste, Höchste aller Sterblichen, aber es war beleidigend, es ihm ins Gesicht zu sagen. . .

Den Abend hatte Marta allein für sich. Natürlich nahm sie sich einen Roman aus dem Bücherschrank und las. Sie konnte nichts anderes mehr lesen als Romane, bei ernster Lektüre schief sie einfach ein. Dabei hatte sie das Gefühl, etwas Verbotenes zu tun, einer „Lust zu fröhnen“ — wovor der Geistliche in den Predigten so oft gewarnt hatte. Sie vergaß Essen, Trinken, Zeit und Ort, wenn sie las: sie mußte sich, wenn das Buch zu

Ende war, immer erst besinnen, wer sie eigentlich sei. Lesen war für sie entschieden „die verbotene Frucht,“ von der überall geschrieben steht. Es war so süß, daß es sicherlich unerlaubt sein mußte. Marta hatte schon lange den Grundsatz vom Leben abstrahiert, daß alles, was ihr angenehm, nicht gestattet sei in der moralischen Weltordnung, daß der Mensch nur dazu da sei, das zu tun, was ihm möglichst schwer falle. Schon in der ersten Kindheit, in der Mädchenschule in Bonn hatte man ihr das im Religionsunterricht beigebracht; Selbstüberwindung sei die erste Christenpflicht. Wer sich nicht freiwillig selbstentäußert, den zwingt das Leben mit Gewalt dazu! . . . Wie das sie geängstigt hatte! Dies „Leben,“ diese „Gewalt!“ Manchen Abend hatte sie deshalb nicht einschlafen können. . . Damals, als achtjähriges Kind hatte sie einen Klavierlehrer gehabt, der ihr sehr unsympathisch war. Nachdem sie gelernt, der Mensch müsse stets das tun, was ihm am schwersten falle, marterte sie sich damit ab, ob sie wohl je vom „Leben“ gezwungen werden könnte, diesen unappetitlichen Mann zu küssen? . . .

Gut sein heißt, sich selbst überwinden. Gut aber wollte sie werden, um in den Himmel zu kommen . . .

In den Himmel kommen! Marta dachte jetzt wieder darüber nach, als sie ihren Roman durchgelesen hatte.

In den Himmel! Zu Mama!

Sie zweifelte jetzt stark daran, daß es einen Himmel gäbe. Freilich, die alte Gewohnheit ließ sie immer noch aufwärts blicken. Aber die Zuversicht, die Freudigkeit war fort. Alles so leer. Immer wurde ihr schwindelig, wenn sie nachdachte. Wozu war nur das ganze Leben? Nur zum Leiden?

7.

Frau Wintzel sagte ihrer Tochter, daß Marta ihr garnicht gefiele, sie sei bleich und mürrisch. Das Mädchen dürfe solch einsames Nichtstuer-Leben nicht weiter führen. Sonst würde sie für Hedwig eine wahre Zuchtrute werden. Die kleine Lotte sei ja mit der französischen Bonne, die Hedwig verschrieben hatte, gut versorgt, sei überhaupt harmloser, Marta aber täte immer, als sei sie die lebende Vertreterin der toten Mutter.

Hedwig entgegnete, obgleich sie sich bisher keine Gedanken über Marta gemacht hatte, daß sie alles längst besprochen habe.

Seitdem ihre kühnsten Träume Gestalt angenommen, seit der bedeutendste Mann, der je in ihren Gesichtskreis gekommen, völlig im Banne ihrer üppigen Schönheit lag, war es ihr unmöglich, zuzugestehen, daß es irgend etwas gab, was sie nicht besser wußte als alle andern. Mit beherzter Lüge nahm sie das Gespräch in die Hand: sie hätte schon mit Rudolph beraten, ob das Mädchel nicht noch einmal in eine Pension müßte . . .

„Unmöglich,“ fiel Frau Wintzel ein. „Dein Verkehr dort im Haus wird nur durch Marta gedeckt. Was würden die Leute sagen, wenn Du ein- und ausgingest, während die Tochter fortgeschickt wird! Selbst später würde das Odium auf Dich fallen.“

„Das überlaß Du mir, meine liebe Mama,“ entgegnete Hedwig piquiert, weil sie sich eingestehen mußte, daß ihre Mutter entschieden klüger und weitsichtiger sei als sie. Aber Frau Wintzel ließ sich auch nicht immer von ihrer Tochter ducken:

„Jetzt steht dort der Verwandten-Besuch in Aussicht, da ist Marta unabkömmlich. Ist der überstanden, so heß' doch das törichte Mädchel 'mal auf die höhere

Bildung. Vielleicht will sie ihr Examen machen? Das ist doch jetzt Mode. Oder Kinderhort? Italienisch, Malen, all den Kram kannst Du ihr leicht in den Kopf setzen. Auf ein paar hundert Mark monatlich mehr oder weniger kommt es in dem Hause doch nicht an."

"Nein, Gott sei Dank, nicht," antwortete Hedwig schnippisch. „Rudolph hat noch nie weniger als zweihundert Tausend Mark im Jahr eingenommen.“ Es war eine Mutmaßung Hedwigs. Der Geheimrat hatte zu ihrem Ärger keine Silbe über seine Geldverhältnisse je verloren. Für ihn war Geld so nebensächlich. Aber die erwähnte Summe berauschte Mutter und Tochter. Die Mutter hatte ihr ganzes Leben lang mit minimalen Mitteln haushalten müssen. Das Los der Tochter machte sie fast schwindelig, und die Achtung vor Hedwig wuchs unablässig. Hedwig selbst empfand eine Art unstillbaren Dursts; sie wollte alles für sich behalten, nicht einmal ein paar hundert für Marta abgeben. Sie wollte sich nach der langen Misere im Elternhaus am Reichtum erlaben. Endlich sollte ihr Geschmack für Luxus sich entfalten können; mit duftenden, berauschenden Blumen, hohen Lilien wollte sie ihre Zimmer füllen, nur schöne Kleider tragen! Wie erbärmlich hatte sie sich behelfen müssen, wie würde ihre Schönheit später erst zur Geltung kommen. . . . Alles sollte rauschen an ihr. — Und kostbare Pelze. . . Rudolph würde ihr nichts verweigern, er war leidenschaftlich in sie verliebt. Sie war betäubt von seiner Glut. Sie hatte es anfangs nur auf seine Stellung abgesehen gehabt, jetzt aber war sie dem Zauber seiner starken Männlichkeit ehrlich verfallen. Es war allmählich auch eine heiße Liebe in ihr erwacht, und sie redete sich ein, nicht seinen Reichtum, nicht seine äußeren Vorteile habe sie gewollt, nur ihn selbst.

Marta mußte sie bald aus dem Hause schaffen. Vielleicht konnte sie unter ihren früheren Anbetern ihr einen Mann finden. Aber eigentlich gönnte sie ihr keinen. Es war ihr gegen die Natur, anzunehmen, daß irgend Jemand Marta näher stehen sollte als ihr. Auch sollte sich Keiner trösten, alle sollten ihr nachtrauern. . . Hedwig konnte den Tag nicht erwarten, wo sie mit ihrem Glück öffentlich prahlen durfte. Diese dumme Rücksicht auf die Konvenienz! Fünf Monate war Rudolph schon Witwer. Erst Ende Juli sollte aber die Trauung stattfinden, um allen Vorurteilen zu genügen. Bis sie dann von der Hochzeitsreise heimkehrten, wäre das Trauerjahr fast um. Über diese Hochzeitsreise sprachen sie täglich stundenlang. Sie sollte sie zuerst in die Pyrenäen, dann September und Oktober nach Paris und London führen.

Der Geheimrat freute sich so darauf, der jungen Frau, die er auch künstlerisch für hochbegabt hielt, die schöne Welt zu zeigen, sie, die, nach ihren Worten, immer gedarbt hatte, in Eleganz und Wohlleben schwimmen zu lassen. Wie ein großes Kind setzte er sich hin und berechnete, wie groß die Summe wohl sein müsse, die sie dazu gebrauchten. Ob sie mit hundert Mark pro Tag und pro Person auskämen?

Und wieder berauschte sich Hedwig an Ziffern und kam dann nach Haus und versprach ihrem jungen Bruder goldene Berge, wenn sie erst verheiratet wäre. Er entnahm daraus die Berechtigung, hinter die Schule zu gehen und noch mehr Unfug als bisher zu treiben. Ein Rad hatte der Geheimrat sofort geschenkt, da Hedwig es angeregt hatte; jetzt rechnete er auf ein Pferd.

Hedwig hatte die Absicht, reiten zu lernen, sie hatte es sich immer gewünscht, und da ihr Mann kaum Zeit haben würde, sie zu begleiten, wäre nichts reizender, als

daß ihr junger Bruder es täte . . Es gab nichts, was sie sich hinfort zu versagen brauchte. Vor allem wollte sie viel Bedienung haben. Der alte Diener Friedrich, ein Familien-Inventar, mußte sofort fliegen. Er war unbrauchbar auf dem Boock beim Besuchemachen.

Hedwigs Wünsche wuchsen täglich. Nur haben, haben! Ihre großen Augen bekamen förmlich einen Ausdruck von Gier. Doch die Eltern fanden sie unglaublich viel schöner geworden und sprachen davon, sie malen zu lassen, da sie nie wieder so gut aussehen würde.

Der Geheimrat wies diesen Vorschlag schroff zurück. Er war eifersüchtig, wollte es aber nicht scheinen. Der Gedanke, ein Maler könne stundenlang seine schöne Verlobte anschauen, brachte ihn außer sich.

Als er erfuhr, daß es sich nur um eine Malerin gehandelt hatte, nicht um einen Mann, beharrte er, aus Besorgnis, man könne sonst seine Beweggründe durchschauen, auf seinem Nein — so gern er auch ein Bild von ihr besessen hätte. Ihre vollen roten Lippen, ihre heiße Blut, diese zitternde Beweglichkeit ihres rosigen Fleisches ließen sich aber garnicht wiedergeben.

Schließlich merkte Hedwig, daß er sich trotz allen Zeugens nach einem Bilde von ihr sehnte, und da sie selbst nichts mehr wünschte, als recht verführerisch gemalt zu werden, womöglich auf die Ausstellung zu kommen, ließ sie sich für ihn zur Geburtstagsüberraschung in einem stark defolletierten Gesellschaftskleid portraitieren.

Zu diesem Geburtstag, Mitte April, der in die Osterwoche fiel, wollten nun aus besonderem Zartgefühl die Wiener Verwandten eintreffen, damit ihr „armer Rudolph“ den schweren Erinnerungstag nicht ganz allein vertrauere . . Er haßte alles, was nach Feiern aussah, ignorierte absichtlich alle Gedenktage — es war als hätte

man ihm einen besonderen Schabernack antun wollen. So erwiderte er laut scheltend, als Marta ihm den Brief mit dieser Ankündigung reichte. Außerdem habe er einige schwere Fälle, die ihm die Seele abdrückten, setzte er hinzu.

Marta wagte deshalb nicht, ihn wegen der Gastzimmer für die Verwandten zu fragen, sondern wartete Hedwigs Kommen ab. Ihr teilte sie dann ihre Befürchtungen — auch daß der Vater vor den Gästen Hefigkeits-Ausbrüche haben könnte — mit.

„Hefigkeits-Ausbrüche hat Dein Vater überhaupt nicht mehr“, entgegnete Hedwig hochmütig. „Ich brauche ihn nur anzusehen, dann schwindet sein Ärger, und er findet seine volle Selbstbeherrschung wieder. Hast Du das noch nicht bemerkt? Deine Mutter hat es eben nicht verstanden, sonst hätte er es sich längst abgewöhnt . . . Verlaß Dich nur auf mich; so lange die Verwandten hier sind, werd' ich auch zu jeder Mahlzeit kommen. Du mußt nur dafür sorgen, daß Dein Vater und ich ein paar Stunden für uns haben, — er hält es sonst nicht aus. Im Übrigen werde ich schon mit diesen Leuten fertig werden“ . . .

„Diese Leute? Meine nächsten Verwandten!“ warf Marta tief gereizt ein. Der Hinweis auf ihre Mutter, die es „nicht verstanden“ haben sollte, hatte ihr Blut in Wallung gebracht.

„Du unverschämte Liese“, erwiderte Hedwig zornig. „Erlaube Dir noch ein einziges Mal eine solche Frechheit, und Du fliegst hin, wo Du hingehörst . . . Deine Verwandten!! Wer bist Du denn?“ Damit ging Hedwig fort und warf die Thür zu.

Marta zitterte vor Zorn und Empörung. Was hatte sie denn getan? Sie hörte, wie drinnen im Zimmer Hedwig ihrem Vater gegenüber weiter tobte . . . Was mochte sie ihm sagen?

Abends erfuhr es Marta.

Der Geheimrath theilte ihr mit, er sei tiefbetrübt über ihre Lieblosigkeit. Hedwig habe sich bitter beklagt, daß sie ihr nicht die gebührende Achtung erweise. Er hoffe, es sei mehr Unüberlegtheit als Schlechtigkeit von Seite seiner Tochter. Sonst könne sie morgen sein Haus verlassen . . . Er erwarte, daß Hedwig nie mehr den geringsten Anlaß zu einer Klage habe, und daß Marta in ihr eine zweite Mutter verehere . . . Nach all den Beteuerungen von Liebe und Hingabe, die Marta ihm bei jeder Gelegenheit mache, wundere er sich höchlich, daß sie sich so etwas zu schulden kommen lasse. Durch die That solle sie beweisen, daß sie ihn liebe, nicht durch leere Worte . . . Seine Stimme wurde immer lauter, seine Miene immer drohender . . . Und wenn sie es nicht aus Liebe täte, so solle sie es aus Angst tun. — Er würde unerbittlich sein, wenn Hedwig noch je zu klagen habe . . . Nun hatte er sich in den furchtbaren Zorn hineingeredet, die Eingeweide zitterten Marta vor Angst. Er drohte ihr, er fluchte ihr, sie glaubte jeden Augenblick, er würde sie niederschlagen. Hätte sie gemuckst, wäre es auch geschehen; sie schluchzte laut . . . immer maßloser, immer schrecklicher wurde er. Endlich warf er die Thür zu — und zwar so, daß er sie fast einflemmte, und verschwand. Bevend am ganzen Körper eilte sie in ihr Zimmer und verriegelte es. Sie weinte laut, schlug mit dem Kopf gegen die Wand; wie mit Schmach bedeckt fühlte sie sich: Ihr Vater, ihr geliebter hoher Vater konnte so namenlos ungerecht sein, aufgestachelt, aufgehetzt von einer Lügnerin! . . .

Am liebsten hätte Marta sich zum Fenster hinausgestürzt. Auf ihrer Brust lag eine Last, die sie nicht tragen konnte. Was blieb ihr auf Erden: Die Mutter

tot, der Vater ihr entfremdet, feind, der kleinen Schwester Herz lang geraubt. Für sie gab es nichts mehr als den Tod . . . Wie sollte sie es machen? Immer leidenschaftlicher malte sie es sich aus . . . Sie konnte, o sie konnte dies Leben nicht ertragen . . . Sich verhungern lassen? Mit einem Messer würde sie sicher daneben stechen, eine Schießwaffe hatte sie nicht . . . „Mama, Mama“, schluchzte sie und biß in ihr Kissen . . . „hole mich, erlöse mich . . .“

Aber keiner kümmerte sich um sie. Der Abend, die Nacht verging. Gegen Morgen schlummerte sie ein.

Als sie aufwachte, war die leidenschaftliche Verzweiflung fort, aber müde und elend fühlte sie sich, als könne sie kein Glied regen. Sie mußte an die Ankunft der Verwandten denken, an sich hatte sie nur zu lange schon gedacht. Es war noch viel zu tun: Blumen in die Zimmer stellen, Marken für den Schreibtisch, Cigaretten für den Onkel, der keine Zigarren rauchte . . . Auch mußte sie dem Diener einschärfen, Briefe und Zeitungen nicht in der Hand sondern auf dem Teebrett zu bringen — er hatte sich so vernachlässigt und alle Dressur abgestreift.

Beim Gedanken an die Verwandten klopfte Martas Herz trotz aller Lebenslast doch vor Freude . . . Tante Anna sah der Mama ein bisschen ähnlich! . . . Sie war nur viel älter.

Der Geheimrat hatte vorgeschrieben, Marta solle pünktlich, mit Friedrich auf dem Bock, vor der Klinik sein, um mit ihm zum Friedrichstraße-Bahnhof zu fahren. Der Zug käme um halb Zwölf an. Leider müsse er ja seine kostbare Zeit dem Anflug des Abholens opfern. Sonst würde dieser liebliche Besuch gleich mit einer Verstimmung

beginnen — wie er, bei der Kleinlichkeit dieser Menschen, sicher mit einer Verstimmung enden würde.

Hedwig wollte sich um halb Ein Uhr zum Frühstück im Hause des Geheimrats einfinden.

8.

Der Zug fuhr in den Bahnhof der Friedrichstraße ein. Aus dem Schlafwagen der ersten Klasse winkte eine müde Frauenhand. Aus Kreppschleiern heraus nickte ein schmales, verweintes Gesicht.

Als Tante Anna ausgestiegen, ihren Schwager, der sich steif zurückbog, flüchtig, Marta lange umarmt hatte, bekam sie einen förmlichen Weinkrampf. „Nannichen, ich bitte Dich, um Gottes Willen, nimm Dich zusammen“, bat ihr Gatte. Der Geheimrat runzelte finster die Stirn.

„Es ist zu viel, dies arme, elende Kind hier in ihrem Trauerkleidchen zu sehen, sie ist ja der Mutter so ähnlich geworden . . . Ich bitte Dich, Rudolph, was hat denn Marta? Sie ist kaum wieder zu erkennen . . . Was würde Konstanze zu dem Kinde sagen! Hustet sie? Sie ist ja nur Haut und Knochen“ . . .

Nichts hätte den Geheimrat mehr gegen Marta verstimmen können als dieser versteckte Vorwurf, den seine Schwägerin ihm schon im Augenblick der Ankunft machte. „Sie ist blutarm, wie die meisten jungen Mädchen, ist nichts vernünftiges, weil sie immer herumnascht“ . . .

„Ich? Papa“ . . . unterbrach Marta, schwieg aber sofort, denn drohende zornsprühende Augen begegneten den ihren.

„Du siehst auch nicht zum Besten aus, mein Lieber,“ meinte Hofrat Peetz, um zu beschwichtigen. Er wußte

wohl, sein Schwager war gewohnt, überall die Hauptperson, der einzige Gegenstand des Interesses zu sein. „Ein Wunder ist es nicht: bei all dem Leid noch so viel Arbeit. Du scheinst ja aber glänzende Resultate mit Deiner neuen Methode erzielt zu haben. Ich sprach noch vorgestern mit Schmettko, der war einfach begeistert von Dir und sagte: Keiner in Deutschland könne Dir das Wasser reichen. . . Höchstens in England sei man Dir auf den Hacken. . .“

Er nahm dabei seines Schwagers Arm und ging voran. Tante Anna folgte ihnen mit Marta. Die Tante fragte nach Lotte, während Friedrich das Gepäck besorgte. Da es etwas langsam von statten ging, fuhr der Geheimrat, der augenscheinlich sehr nervös war, ihn ein paar Mal mit „alter Esel“ an. Marta wurde es heiß und kalt: Eine Szene, hier auf dem überfüllten Bahnhof, zwischen den Menschen, die sich alle bestürzt umsahen! Hedwig mußte schon stark gegen Friedrichs Langsamkeit gehetzt haben, daß der Geheimrat plötzlich entdeckte, wie ungeschickt sein alter Diener sei. „Konstanze hat ihn verwöhnt, es war ihre Manier, alle Leute zu verwöhnen“, brummte der Geheimrat jetzt und wiederholte damit das ihm von Hedwig vielfach Vorgesagte.

„Ist Papa immer so aufbrausend?“ fragte die Tante.

„Ach nein . . . er ist wohl nur so erregt über Eure Ankunft. . . Sonst ist er so gut und viel milder, seit er . . . seit er uns Mama ersetzen will.“ . . Während sie es sagte, glaubte sie es, und ein Strom von Liebe für ihren Vater durchglühte sie — O, wie wollte sie zu ihm halten! Doppelt treu sein, weil er sie so verkannte. Vielleicht würde er es einmal merken, einmal ihrer Liebe gerecht werden, wie King Lear der Cordelias. . . Der

Fall hatte dort freilich ganz anders gelegen . . . Aber eine Cordelia wollte sie doch werden: Lieben und schweigen. Es gab ihr förmlich Kraft, daß ihr das Vorbild eben eingefallen war.

Nun saßen sie im Wagen, und es ging nach dem Kronprinzenufer. Die Herren sprachen über Kollegen. Dem Einen war ein Kind krank, der Andere hatte im Herbst einen unglücklichen Fall getan — lauter Menschenmiserie.

Die Tante streichelte Martas Hand und erkundigte sich leise, ob Lotte noch so ganz in ihren Puppen aufginge? Sie habe ihr natürlich eine Puppe mitgebracht. Der Geheimrat, der mit seinem feinen Ohr alles hörte, warf ein: „Es wird wohl die zweihundert zwei und zwanzigste sein!“

War es Scherz oder Mißbilligung? Ihm war es immer höchst zuwider, wenn man seinen Kindern Geschenke machte.

„Und womit beschäftigst Du Dich, mein Martachen?“ fragte die Tante weiter. Wenn Marta ihr auch keine günstige Antwort geben konnte, denn eigentlich beschäftigte sie sich mit nichts — so tat es ihr doch wohl, daß jemand sie einmal danach gefragt, und daß sie das „Martachen“ wieder hörte, das ihr stets wie eine Prämie für gutes Betragen aus Mamas Munde geklungen hatte.

Zu Haus angelangt, überreichte die Tante zuerst der Kleinen ihre Puppe. Am Logierbesuch war für Lotte das „Mitgebrachte“ noch das wichtigste. Dann ging Frau Anna wehmütig durch die Räume: „Also hier hat meine Konstanze die letzten Monate gelebt und ihren süßen Atem ausgehaucht.“ —

Der Geheimrat, der den Führer durch die geräumige Wohnung abgegeben hatte, sah zum Fenster hinaus.

Marta empfand ein starkes Mißbehagen, ein Gefühl, als sei sie in einem Netz von Falschheit eingefangen, froch über sie. Und doch waren die Tränen, die ihr bei der Tante Worte über die Wangen rollten, so echt, so echt. Sie dachte an ihrer Mutter „süßen Atem;“ er hatte etwas vom Blumenduft, von ersten Veilchen gehabt. . .

Es war angerichtet; der Diener bat zu Tisch. Gedek und Service waren tadellos; Tante Anna nickte Marta zu: „Du bist ja eine prächtige Hausfrau geworden, Du arme Kleine!“ Wieder spürte Marta, daß es den Vater verstimmte, ihr Lob zu hören. Sie wagte kein Wort zu sagen. Das Gespräch drehte sich um die Reise, um den bevorstehenden Kongreß. Während sie noch beim Braten saßen, klingelte es. Der Diener meldete: „Fräulein Winzkel.“

Der Geheimrat machte Marta, die sofort aufgesprungen war, ein Zeichen, Hedwig entgegen zu gehen. Ehe sie das Zimmer verließ, hörte sie noch, daß der Vater sagte: „Eine ausgezeichnete, jüngere Freundin unseres Hauses, die Marta in den fünf Monaten treu beigestanden hat, und ohne die wir nicht so weit wären, wie wir sind. . .“

Da war Hedwig schon im Zimmer. In einer neuen, eng ihre Gestalt umschließenden blauen Sammettoilette, dazu einen großen Hut mit lang herabwallender Feder auf dem Kopf, sicher, mit süffisantem Lächeln, begrüßte sie die ihr völlig fremden. Man sah, es machte ihr Freude, sie so recht von oben herab zu behandeln Marta wurde rot vor Entrüstung.

„Lassen Sie sich nur nicht stören, ich bin hier wie zu Haus. . . Der Braten ist wohl nach der Gepflogenheit der vortrefflichen Köchin zu stark gebraten. Der Salat? zu viel Essig!“ — so begann sie und rückte sich nach der förmlichen Vorstellung einen Stuhl an den Tisch. „Na, Kinder,“ sie nickte Lotte zu. „Was habt Ihr seit gestern

gemacht? Sind die Puppen auch brav gewesen?“ dann zur Tante gewandt: „Sie werden Berlin recht verändert finden, gnädige Frau, wenn Sie längere Zeit nicht hier waren.“

Die Tante entgegnete kühl, sie wäre nicht der Stadt wegen gekommen. Der Onkel rückte sich seine Brille zurecht und räusperte sich. Er fand die Person außerordentlich schön, das sah man ihm an. Bei nächster Gelegenheit flüsterte er dies Marta zu. „Aber etwas zu forsich — die nimmt es sogar mit den Wienerinnen auf!“

Der Hausherr fragte seine Gäste nach den Plänen für den Abend. Er habe leider medizinischen Verein, den er heute besuchen müsse. Marta wußte, daß dies der Vorwand war, unter dem der Vater ein paar Stunden mit Hedwig allein erübrigen wollte. Sie erschrak daher, als der Onkel sagte: eventuell ginge er mit.

Tante Anna meinte, sie sei müde von der Fahrt und wolle sich früh schlafen legen.

Nachdem sie von Tisch aufgestanden, fragte sie, ob der Kirchhof sehr entfernt läge? Sie habe Blumen aus Wien mitgebracht und wolle sofort an Konstanzes Grab fahren. Hedwig verhehlte in ihrer Art und Weise durchaus nicht, daß sie diese Erwähnung der Toten beim Kaffee, im Salon, höchst taktlos fand. Onkel Otto bat seine Frau, sich zu schonen und nicht gleich nach dem Essen aufzubrechen. . . . Sie entgegnete scharf: ihre erste Rücksicht gelte Konstanze. Es war schon eine feindliche Atmosphäre im Haus. Merkte denn der Vater es nicht? Marta wußte sich kaum zu raten.

Hedwig hatte ihr zugeflüstert, durch das Mädchen habe sie erfahren, „diese Schweine“ hätten sich nicht einmal nach der Reise gebadet, sondern sich „mit all ihrem Schmutz“

zu Tisch gesetzt. „Gewaschen haben sie sich,“ fiel Marta empört ein. „Zum Baden war gar keine Zeit.“

Aber Hedwig fuhr fort: „Nimm Dich in Acht, daß dies Gesindel uns nicht Läuse ins Haus bringt — das Haar Deiner Tante sieht mir ganz danach aus.“

Marta war tief gekränkt über solche Unverschämtheit, sie mußte aber ein ruhiges Gesicht behalten, da Tante Anna gerade an sie herantrat.

Endlich war sie mit ihr allein auf dem Wege zum Kirchhof. Sie ließ ihren Tränen freien Lauf, schmiegte sich eng an sie und gestand, wie sehr sie sich nach ihr gesehnt, wie lichtlos, unerträglich das Leben ohne die Mutter sei. Frau Anna streichelte sie sanft und ließ sie sich ausklagen. Erst auf dem Heimweg fragte sie, aber ganz wie nebensächlich: „Wer ist eigentlich das Fräulein Witzel?“

Marta erklärte ihre Pensionsbekanntschaft . . . „Ach so“ . . . erwiderte die Tante. Marta sprach dann von Hedwigs opferwilliger Freundschaft in den ersten schweren Wochen, von der Dankbarkeit, die sie ihr schulde und setzte etwas verlegen hinzu: „Gefällt sie Dir?“

„Ich habe sie ja kaum gesehen,“ entgegnete die Tante, „ein Urtheil über sie kann ich mir noch nicht anmaßen.“

Drei Tage darauf brachen Onkel und Tante ihren Besuch ab — sie hätten eine Nachricht erhalten, die sie unerwartet nach Wien zurückriefe.

Vor ihrer Abreise rief die Tante Marta in ihr Zimmer, verriegelte es und kam auf diese Frage zurück. Nachdem sie ihrer Nichte das Versprechen abgenommen, diese Unterredung ihrem Vater nicht mitzuteilen, redete sie sehr ernst mit ihr. Sie begann, daß sie dies Fräulein Witzel nun beobachtet habe — die Gelegenheit habe nicht gefehlt, sie sei ja immer anwesend gewesen. — Auch

habe sie durch eine Freundin über sie Erkundigungen eingezogen. — Und nun müsse sie Marta auf das dringendste vor diesem Umgange warnen. „Deine liebe Mama war noch fremd hier, sonst hätte sie die Freundschaft ihres kleinen Mädels mit dieser als oberflächlich und leichtfertig bekannten Person nicht geduldet. Sie mag sich wohl vor Mama verstellt haben, oder vielleicht ist ihr erst jetzt der Kamm derart geschwollen, daß sie absolut frech ist in ihrem Auftreten . . . Wie Du es machen mußt, kann ich Dir natürlich nicht vorschreiben, aber daß Du es machen mußt, weiß ich: Dies Fräulein Winzel darf nicht mehr ins Haus kommen! Ich versichere Dich, Marta, es gibt sonst ein Unglück!“ —

Marta war verstört und wollte sich auf ihre sechzehn Jahr berufen . . . Einen Augenblick fragte sie sich, ob sie der Tante nicht eingestehen solle, daß Hedwig mit dem Vater längst verlobt sei . . . Aber sie durfte doch nicht reden, mußte ihm die Treue wahren. Die Tante fuhr fort: „Ich weiß es positiv, daß sie schon seit zehn Jahren, seit sie kaum den Kinderschuhen entwachsen — sie ist übrigens sechsundzwanzig, nicht vierundzwanzig, wie sie sagt — auf eine reiche Heirat ausgeht. Der verwitwete Schwager meiner Freundin, ein Beamter in sehr hoher Stellung, empfing öfters den Besuch dieses Fräuleins Winzel in seiner Wohnung . . . Das sind Dinge, die zu peinlich sind, um sie einem jungen Mädchen zu erklären. Aber Du kannst mir aufs Wort glauben: es ist kein Umgang für Dich! Du mußt Deinem Vater erklären, daß Du nicht ferner duldest, daß diese Person Eure Schwelle überschreitet.“ —

„Ich? Tante! Ich? Dem Vater? Kannst Du es nicht tun, liebe Tante?“

Sie schwieg einen Augenblick.

Ihre Gesundheit, ihr krankes Herz einer Scene mit Rudolph aussetzen Dann entschied sie: „Nein! Als Deine Freundin hat sie sich in dies Haus eingedrängt, Du mußt dafür sorgen, daß Ihr sie wieder los werdet.“

„Das ist nun alles zu spät,“ murmelte Marta verzweifelt. Die Tante hatte ihr so Angst gemacht; sie wußte wirklich nicht mehr, was ihre Pflicht war.

„Dein Onkel wird in demselben Sinne mit Papa reden, aber das Wohl des Hauses, Eure Zukunft liegt jetzt in Deiner Hand. Du mußt stark und energisch alles Unreine fortfehen.“

Marta stand vernichtet da. Sie und stark! Man würde sie fortfehen, wenn sie nur den Mund zu öffnen wagte. In ihre Hand war nichts gelegt. . . .

Sie hörte gar nicht mehr genau, was die Tante sagte — lauter Verdächtigungen, merkwürdige Andeutungen über Hedwigs Vergangenheit. Jetzt sprach sie schließlich noch über die Toilette, die sie am ersten Tage getragen: „Dieser Ausschnitt vorn — alles berechnet, die Männer zu reizen, alles gemeine Effekthascherei.“ . . . „Gemein ist sie durch und durch, und Du mußt dafür sorgen, daß sie ihren Zweck nicht erreicht. Die Männer fallen leicht in so grobe Netze — und nun Dein Vater, der ja das reine Kind ist und nichts von der Welt weiß, trotz all seiner Gelehrsamkeit und seines Genies! Es ist auch Konstanzes Schuld: sie nahm ihm alles ab, verwöhnte ihn so, daß er nun das Nächste nicht sieht.“

Derart ging es weiter. Für Martas Ohr waren es unverständliche Dinge, die sie berührte. Plötzlich glaubte nämlich Marta, den Schlüssel zu allem gefunden zu haben und ging nun ihren eigenen Folgerungen nach: Da die Tante nicht wußte, daß Hedwig bereits verlobt war, hielt sie es für „gemein“, daß sie so intim im Hause

eines Witwers verkehrte! Das mußte es sein. Tante Anna würde sicher anders über Hedwig urteilen, sowie sie erführe, daß die Heirat längst beschlossen wäre. Marta beruhigte sich damit etwas.

Was der Onkel mit ihrem Vater geredet hatte, erfuhr sie nie. Als sie mit dem Geheimrat vom Bahnhof nach Hause fuhr, fragte er nur, ob sie sich auch der Tante gegenüber mit keinem Wort verraten habe? Sie versicherte ihm: „Gewiß nicht, wie sollte ich! Du hättest es mir doch verboten!“

„Erwähne nicht Hedwig gegenüber,“ fuhr er fort, „was Tante Anna, die, unter uns gesagt, immer etwas phantastisch war — Dir vorgeschwatzt zu haben scheint.“

Marta fiel ihm eifrig, und nur zu froh, ihm einen Dienst erweisen zu können, ins Wort: sie habe sofort begriffen, daß die Tante alles unter einer falschen Voraussetzung gesagt habe. . . .

Der Geheimrat nickte.

Er hätte gern genau gewußt, was die Frau gegen seine Braut vorgebracht hatte. Aber er war zu hochmütig, um direkt zu fragen. Weitere Bedeutung hatte es nicht, denn Marta war ja verläßlich und ihm ergeben. Sie würde keine Klatschereien machen.

Hedwig mußte durch ihren Verlobten doch etwas erfahren haben, denn sie sprach fortan nur wutschnaubend von Marta's „schweinishen“ Verwandten. Umsonst remonstrierte Marta, sie wurde nur beschimpft, wenn sie den Mund öffnete.

Sie zählte jetzt die Tage bis sie, von diesen Heimlichkeiten befreit, endlich ihren Verwandten würde mitteilen dürfen, wie die Sache gelegen habe. Sie sehnte sich nach Tante Anna, empfand es schmerzlich, ihr gegenüber nicht

offen gewesen zu sein und noch schmerzlicher, daß die Tante ihren zärtlichen Brief nicht beantwortet hatte.

Aber einer festen Richtschnur muß man sich anbequemen, und sie hatte eine, an die ihr sie Leben hielt: für den Vater leben, nur für ihn, keine andere Rücksicht als die auf ihn kennen und befolgen.

9.

Endlich tagte Hedwigs Hochzeitstag. Da der letzte Juli auf einen Freitag fiel, hatte Frau Winkel, die zwar selbst keinen Aberglauben zu haben meinte, aber es doch für rätlich hielt, auf den anderer Leute Rücksicht zu nehmen, verlangt, daß die Trauung auf den ersten August verschoben wurde. Durch das kirchliche Aufgebot waren schon einige Bekannte acht Tage früher von dem Ereignis in Kenntnis gesetzt worden. Aus diesem Grunde hatte der Geheimrat Marta den Auftrag auch schon gegeben, Anna ihrer Tante die bevorstehende Heirat mitzuteilen. Sie kam dem Auftrag gern nach. Der Vater hatte gewünscht, sie möge einige Worte einfließen lassen über das Glück, das ihr selbst erblühe durch die Hoffnung, dies freudige Ereignis würde ihren Vater dem Leben wiedergeben. „Du kannst mir den Brief übrigens vorlegen, ehe Du ihn abschickst“ — sagte er.

Er stellte so große Anforderungen an Briefe, konnte so ärgerlich werden über irgend eine Nachlässigkeit in der Form — wenn sie zu hoch anfang oder nicht genügend Rand ließ — daß dieser Brief für Marta eine Examensarbeit wurde. Sie schrieb ihn natürlich mehrere Mal ab

und hatte schließlich so viel daran verbessert, daß er einem korrekten Exerzitiu glich.

Troßdem war der Vater zum ersten Mal ganz zufrieden. Er schrieb sogar noch ein Postskriptum darunter: Ob die Tante gestatte, daß Marta während der Hochzeitsreise der Eltern auf einige Wochen zu ihr nach Wien käme. Es war ein Veröhnungsgeschenk, das er seiner Schwägerin anbot.

Frau Witzel hatte sich bereit erklärt, auf des Geheimrats Kosten mit Lotte und ihrer französischen Bonne eine Reise in den Harz zu unternehmen, natürlich auch mit Hans. Marta aber sollte lieber wo anders als bei ihr untergebracht werden. Natürlich freute sich Marta, zu ihrer Tante nach Wien zu reisen. Phantasien von einem neuen, schönen Leben tanzten ihr vor Augen. Sie sollte heraus aus ihren selbstquälerischen Skrupeln, sollte einmal nicht so viel gescholten, bedrückt, eingeengt sein!

Aber die Enttäuschung kam schnell. Die Antwort der Tante war ablehnend: Da sie hinfort jeden Verkehr mit ihrem Schwager abbreche, stelle sie es ihm anheim, ob er ihr die Tochter ihrer armen Konstanze anvertrauen wolle. Täte er es, müsse es für immer geschehen. Sie erkläre sich bereit, Marta zu sich zu nehmen, unter der Bedingung, daß jeder fernere Verkehr mit dem Elternhaus aufhöre. Die Person, die hinfort diesem Hause vorstehen würde, sei in ihren Augen eine, mit der ein anständiger Mensch nicht verkehren könne.

Der Geheimrat sagte kein Wort, als Marta ihm sprachlos diesen an sie gerichteten Brief hinreichte. Er zerriß ihn nur, in der richtigen Voraussetzung, daß sein Kind ihn doch nicht verstanden, und warf die Papierstreifen in den Kamin. Ja, er zündete sogar selbst noch

ein Schwefelholz an und ließ sie sorgfältig ganz verbrennen.

Eine Stunde später stürzte Hedwig dennoch wutentbrannt in Martas Zimmer. „Was ist das? Was hör' ich? Zeig den Brief her! Das Bettelpack Deiner Verwandten hat sich erdreistet, Kritik an Deines Vaters Wahl zu üben? Was schreiben sie?“

„Der Brief ist schon verbrannt,“ entgegnete sie ausweichend.

„Diese falsche Katze,“ tobte Hedwig weiter. „Weil der Herr Hofrat, ihr Mann, mich schön fand, mußte sie vor Eifersucht ja krazen. Glaub nur nicht, daß ich es nicht damals schon durchschaute. Er war ja beim ersten Blick schon weg und sie, die alte, verhuzelte Schachtel, wurde grün und gelb vor Ärger. . . . Daß Du mir den Namen dieser infamen Kreatur nie mehr erwähnst, hörst Du. Sie wird ja sowieso bald krepieren, pfiß ja nur aus dem letzten Loch. . . Die ganze Familie Deiner Mutter ist durchseucht. . .“

Hedwig wußte garnicht, was sie in ihrer verletzten Eigenliebe alles herausstieß. Nichts schien ihr grob und beleidigend genug. Da Marta dabei stumm blieb, ging sie auch direkt auf sie los, denn sie fühlte wohl, daß Marta innerlich Partei für die Jhren ergriff. Es war erschreckend, welche Ausdrücke Hedwig im Zorn fand. „She is no lady“ sagte Marta sich innerlich und kniff die Lippen zusammen, damit es ihr nicht entführe. Jhres Vaters künftige Frau no lady! Hatte sie es denn früher nicht gesehen, oder hatte Hedwig sich derart verändert? Kann man sich so verändern? Dann wollte sie doppelt auf sich achten, um nicht auch so abstoßend zu werden. Nichts ist schrecklicher als ein Mensch ohne Selbstbeherrschung!

Und als Hedwigs Zorn verrauchte, brach erst der

Ärger darüber, aus daß man nun nicht wußte, wohin mit Marta für die nächsten drei Monate.

Sie saß stumm auf einer Stuhlecke. Was für ein Leben! Niemand wollte sie, jedem war sie zur Last. Jrgend einen Entschluß mußte sie fassen. Aber ihr waren Hände und Füße gebunden. Ihr Vater würde sie nicht aus dem Hause lassen, damit die Welt nicht sagen konnte die zweite Frau habe die Kinder der ersten sofort herausgedrängt. — Frau Wintzel und Hedwig hatten ihr das schon einige Mal deutlich gesagt.

Unter fremde Leute gehen? dazu hatte sie nicht einmal genug gelernt, und sie war immer noch sechzehn Jahr alt. Wär' sie doch wenigstens zwanzig, um nicht mehr „zu jung“ für alles zu sein.

Hedwig beschloß, daß „schlimmstenfalls“ Marta eben mit Frau Wintzel in den Harz müsse. Vorher wollte der Geheimrat aber noch bei seinen Verwandten versuchen, ein Obdach für sie zu finden. Sein Bruder, der zur Hochzeit kam und hoch in Hedwigs Gunst stand, seit er diese Heirat als seinen „tiefften Herzenswunsch“ bezeichnet hatte, wegen seiner kränklichen Frau kam nicht in Betracht. Zu Marta sagte er freilich, wenn das Leben für sie mit „dieser Kanaille von Wintzel“ unerträglich wurde, sollte sie sich an ihn wenden. Aber da Marta kurz vorher mit angehört hatte, wie er Hedwig schmeichelte, wußte sie, was von seinem Wort zu halten war.

Frau Wintzel hatte es durchgesetzt, daß die Mädchen zu ihres Vaters Hochzeit die Trauer ablegten. Trauer hätte doch wahrhaftig keinen Sinn mehr, sei direkt beleidigend für „die junge Mama“ — so motivierte sie es. Lotte war auch Feuer und Flamme für ein weißes Kleid mit roten Schleifen. Marta wurde hart angefahren, mit „taflos“, „herzlos“, als sie zu protestieren versuchte. Sie

hatte kein eigenes Geld, nicht einmal ein kleines Taschengeld. Hedwig bestimmte über sie, hatte ihr schon vor einigen Monaten ein graues Kleid gekauft, denn sie könne das Schwarz nicht mehr sehen und es sei höchste Zeit, die Trauer abzulegen. Marta kämpfte mit sich selbst. Sie wollte nicht kleinlich sein. Was lag an der Farbe eines Kleides? Dennoch fragte sie sich, ob es nicht charakterlos sei, treulos gegen Mama, daß sie alles geschehen ließ? Was sollte aber aus ihr werden, wenn sie sich nicht fügte? Ihr Vater würde sie verstoßen, und sie würde nicht einmal ihre letzte kleine Lebenspflicht, ihn von fern zu behüten, erfüllen können.

In einem weißen Kleid mit blauem Bande wohnte sie also der Trauung bei, die im Hause Wintzel, im Zimmer von Hedwigs Vater, stattfand. Ein Altar war dort recht geschmacklos improvisiert worden.

Derselbe Geistliche, der ihrer Mutter Hülle eingesegnet hatte, vollzog die kirchliche Handlung. Marta sah ihn groß an. Sie war überregt, hatte den Morgen am Grabe der Mutter zugebracht. Wie konnte nur dieser Geistliche, der doch ein Hüter der ewigen Moral sein sollte, diese Trauung vollziehen? Wußte er denn nicht, daß sie der Sitte Hohn sprach? Glaubte er denn nicht an das ewige Leben, an das Wiedersehen, die Wiedervereinigung, die er vor wenigen Monaten ihnen allen an der Mutter Sarg versprochen hatte? Glaubte er überhaupt nichts von dem, was er sagte? Oder war es ihm gleichgültig, daß die Mutter drüben im Himmel vielleicht Seelenqualen erduldet, weil man ihr ihr Recht stahl?

Marta hätte ihn gern gefragt, denn sie schämte sich, daß sie gegen ihn trotz seines würdigen Gewandes ein Gefühl der Verachtung im Herzen trug. Sie schämte sich überhaupt vor allen Anwesenden. Es war ihr, als

wohne sie einer verpönten, sündigen Handlung bei, als lade sie eben eine Mitschuld auf sich. Ein Gefühl der Schmach kroch über sie; gedemütigt war sie, ohne zu wissen, woher, warum — nur weil dies alles unwürdig war. Sie konnte ihrem Vater nicht in die Augen sehen. Sie war verlegen, ihn da neben der aufgedonnerten, dummstolzen Person zu sehen, die wie ein Puter den Hals verdrehte, um den ein Schmuck von Perlen und Rubinen glänzte. Ihr Brautkleid war weit defolziert, das Halsband hatte der Geheimrat ihr erst gestern gebracht. Einst hatte es auf der weißen Lilienhaut von Martas eigener Mutter gefunkelt.

Frau Winkels Urteil über dies Geschenk war höchst abfällig gewesen. Sie hatte keine Ahnung, wie kostbar die Steine und ihre alte Fassung waren, so sagte sie zu Marta: „Ehrlich gestanden, meine schöne Tochter hätte doch etwas Neues verdient! Ich hatte mich auf ein anderes Brautgeschenk von einem so reichen Manne gespitzt! Mein älterer Schwiegersohn, das heißt“ — sie verbesserte sich boshaft lächelnd — „der Mann meiner älteren Tochter, denn an Jahren ist der Geheimrat ihm weit voraus — hat sich bedeutend mehr angestrengt.“ . . Die Schwester Hedwigs und deren Mann waren nicht zur Hochzeit erschienen, da sie die frühe Heirat des Witwers nicht billigten. Ihre strengen Grundsätze (der Mann war Geistlicher) ließen es nicht zu.

Hedwig hatte gewiehert vor Lachen, als sie diesen Bescheid erhalten. „Wenn Benno“ — so hieß der Pastor — „würde, wie froh ich bin, sein Schafsgesicht nicht zu sehen, er hätte mir sicher nicht die Freude gemacht! Der ganze Mensch, ein Dreikäsehoch, ist nämlich nur aus Widerspruchsgeist zusammengesetzt. Daß er und Liese mir

mein Glück bei ihrem dünnen Kaffee nicht gönnen, wußte ich im Voraus, Neidhammel sind sie."

Auch das hörte Marta stumm mit an. Sie erwiderte nie etwas auf die abgerissenen Konfidenzen, die ihr bald der Eine, bald der Andere aus der Familie machte, — wenn gerade niemand anders zur Hand war und ihnen die Galle überlief. Und ein Verwundern über die Welt füllte ihre ganze Seele. Waren alle Menschen so . . . so — gemein? Hörte ihr Vater etwa auch solche Dinge mit an und empörte sich nicht? Nein, das war unmöglich. Vor ihm wagte keiner etwas Triviales zu sagen! Das hatte Marta schon ein paar Mal bemerkt, wie sich alle, auch Hedwig, vor ihm zusammennahmen. Er flößte selbst diesen sonst so wenig feinfühligem Menschen Achtung und Verehrung ein; nichts Kleinliches kam an ihn heran . . .

Selbst hier, während der Zeremonie, selbst heute, an der Seite des feisten Mädchens, das ihm angetraut wurde, blieb er der Hohe, Reine, aus einer anderen Welt. Gab es nicht eine Legende von einem Heiligen, der unberührt durch die lohenden Flammen schritt? So erschien er seiner Tochter. Unter diesem Symbol sah sie ihren Vater, während die Trauung vollzogen wurde.

Ihr folgte ein allgemeines Umarmen. Hans flüsterte Marta liebevoll „Alte Schaute“ zu und: „Nun bin ich Dein Onkel!“ Dabei kniff er sie in den Arm. „Alte Schaute“ hatte er sie schon vor einiger Zeit getauft. Marta hatte den Ausdruck früher nie gehört, fand ihn aber besonders unschön — schon weil er aus Hans' Mund kam. Dieser ungezogene freche Junge war die Plage ihres Daseins. Sie hatte ihm nie das Geringste zu Leid getan — im Gegenteil, ihm oft Gefälligkeiten erwiesen, ihm immer, wenn er Geld forderte, aus Furcht so viel sie hatte gegeben. Dennoch verfolgte er sie mit seiner Bosheit.

Marta saß beim Hochzeitsmahl, zu dem die große Tafel im Salon gedeckt war, zwischen zwei entfernten Verwandten der Braut. Einer, ein junger Offizier, Sohn einer Cousine von Frau Witzel, war zum ersten Mal im Hause und war nur seines Namens wegen eingeladen worden. Frau Witzel hatte ihren eigenen Familienstolz und wollte den Müllens, die sich entschieden für viel vornehmer hielten, zeigen, daß in ihrer Familie auch Adlige und Offiziere waren, daß sie dem Umstande aber keine Bedeutung beilege.

Der junge Herr von Lachus saß also rechts von Marta, links von ihr Kurt Rietburg, ein anderer Verwandter Hedwigs.

Der junge Offizier — er zählte noch nicht einundzwanzig — begann die Unterhaltung sehr schnodderig; aber er begann sie doch wenigstens.

„Es muß doch ein drolliges Gefühl sein, mein gnädiges Fräulein, wenn man auf der Hochzeit der eigenen Eltern dabei sitzen kann.“

Marta wollte eigentlich nichts erwidern, aber sie konnte sich doch nicht zurückhalten: „Drollig?“ wiederholte sie und sah ihn groß an. „Die Vorbedingung zu dieser Drolligkeit ist doch ein Trauerfall!“

„Gewiß, gewiß,“ entgegnete er verwirrt. „Gewiß, ich meinte es auch nicht so. Sie haben vollkommen Recht, mein gnädiges Fräulein, Sie dürfen es nicht wörtlich nehmen, es frappierte mich nur eben so“ . . .

„Sie haben wohl noch beide Eltern,“ sagte Marta, um einzulenken. Es tat ihr leid, so schroff gewesen zu sein, er hatte es sicher nicht böse gemeint.

„Ja wohl, ja wohl, Gott sei Dank! Meine Mama ist sogar eine noch ganz junge Frau. . . Ich versichere Sie, die Kameraden haben sie für meine Schwester gehalten!“

Und sie hat mich erst vor drei Monaten mit einem Brüderchen beschenkt!“

Marta wußte darauf nichts Rechtes zu sagen und meinte nur, es müsse doch sehr nett sein, noch so kleine Geschwister zu haben

„Auf diese Freude können Sie sich ja nun auch gefaßt machen, mein gnädiges Fräulein! Cousine Hedwig ist ein pompöses Weib und wird gewiß nicht lange auf sich warten lassen.“ . . .

Marta war starr. Worüber, wußte sie selbst nicht, sondern blickte nur nachdenklich in ihren Suppenteller. Was meinte der dumme Bengel? Mein Gott! Daran hatte sie wahrhaftig noch nicht gedacht, und davon sprach doch kein anständiger Mensch! . . .

Wenn Leute verheiratet sind, bekommen sie meist Kinder. Wie das zusammenhing, darüber hatte sie sich früher oft den Kopf zerbrochen — besonders als eine Freundin ihrer Mutter viele Monate nach dem Tode ihres Mannes noch ein kleines Mädchen bekommen hatte. Das bewies, daß der Mann in keinem direkten Zusammenhange mit dem Kinderbekommen stand. Und dennoch galt es immer für etwas Ungehöriges, wenn ein Mädchen ein Baby hatte. . . . Daß es die Frauen waren, die Kinder bekamen — wie Kätzchen Junge — und daß nicht der Storch sie brachte, das wußte sie lange. Mein Gott, ihr Vater war ja gerade Frauenarzt und hatte etwas Besonderes, Neues auf diesem Gebiet entdeckt — daher war er ja so berühmt! Ihr hätte man mit dem Storch schon lange nicht kommen dürfen. Sie hatte freilich manchmal darüber nachgedacht, warum man es bei Frauen natürlich fand, bei Mädchen aber entschieden irgend etwas dabei sein mußte. Schließlich hatte sie es sich so zu rechtgelegt: Bei der Hochzeit bekommt die Frau irgend

etwas ein — unwillkürlich dachte sie dabei an die braune Medizin, die man ihr stündlich bei den Masern eingeflößt hatte — und diese wirkt dann allmählig, wirkt aber unregelmäßig, nicht auf alle gleich. Denn einige bekommen viele Kinder, manche nur wenige oder gar keine. Dies würde auch den Fall mit Mamas Freundin erklären: Auch sie hatte eben, wie alle, bei ihrer Verheiratung diese Mixtur bekommen, und nun erschien das Kind lange nach dem Tode des Mannes, wo sie also so zu sagen nicht mehr verheiratet war. . . .

Wenn ein Automat in Ordnung ist und richtig eingestellt, fällt etwas heraus, sowie man zieht. — Ungefähr so hatte sie sich die Mechanik in der Frau gedacht, und nicht weiter geforscht. Das Thema war ihr nie sehr interessant gewesen. . . . Viel mehr hatte sie darüber gegrübelt, woher gut und böse kam, und ob ein böser Mensch nichts tun könne, um nicht für immer verdammt zu werden.

Und nun sprach plötzlich dieser Tischnachbar von Geschwistern, die sie bekommen würde . . . Nein, das schien ihr unmöglich. Solch eine Art Heirat wie die von ihrem Vater mit ihrer Mutter gewesen war, nach der drei Kinder geboren wurden, konnte doch diese nicht sein? Eine „zweite Ehe“ ist doch ganz etwas anderes. . . An die Möglichkeit, daß Hedwig auch, wie ihre eigene Mama, Kinder haben könne, hatte sie nie gedacht. Der dumme Mensch neben ihr verstand wohl nicht die feineren Unterschiede. Dies war ja sozusagen eine Ersatzheirat, nicht eine wirkliche, wie wenn zwei Menschen in einem Roman sich lieben und sich kriegen. . . .

Sie beruhigte sich wieder. Entschieden wußte sie es besser als er.

Da sie nichts erwiderte, wandte der junge Offizier, der sich äußerst weltgewandt vorkam, weil er stets etwas zu sagen wußte, an seine andere Nachbarin. Man hatte ihm eingepaukt, in Gesellschaft müsse man immer lächeln und reden: lieber etwas Dummes sagen als garnichts.

Marta sah nun erwartungsvoll auf „Herrn Referendar Kurt Rietburg,“ dessen Tischkarte sie eben gelesen. Er hatte ein hübsches, sympathisches Gesicht, aber er hatte seinen Mund bisher zum Reden nicht aufgetan.

Hochzeiten in der Verwandtschaft waren ausschließlich dazu da, daß junge Vettern sich das gute Essen schmecken ließen, hatte er zu Hause oft verkündigt. Aber er merkte, daß seine Nachbarin von ihm unterhalten zu werden erwartete.

Da die Suppe nach den Austern nun auch absolviert war, begann er ganz harmlos:

„Wie kann man sich in unsern Tagen und mit unsern Überzeugungen eigentlich noch dieser barbarischen Zeremonie eines Hochzeitschmauses unterwerfen!“

„Aber es ist doch schließlich nichts so Schmerzhaftes,“ meinte sie lächelnd.

„Es ist doch unter anderem eine große Farce!“ Er liebte es, junge Mädchen der Gesellschaft zu chokieren, es amüsierte ihn ganz besonders.

Sie sah ihn verwundert an.

„Es fränkt Sie doch nicht persönlich?“ fuhr er fort.

„Mich? Nein, warum?“

„Weil Sie doch irgendwie verwandt sein müssen mit dem würdigen Herrn, der hier augenblicklich Bräutigam spielt? Ich las ihren Namen auf der Platzkarte.“

„Es ist mein Vater,“ sagte sie.

„Ach, verzeihen Sie! Für seine Eltern ist man jedoch,

soweit meine schwachen Rechtskenntnisse reichen, nicht verantwortlich oder haftpflichtig.“

„Also können wir ruhig über die Sitte oder Unsitte des Hochzeitschmauses reden; mein Vater hat sie zudem nicht erfunden,“ fuhr sie beherzt fort. Sein Ton weckte ihren verschlafenen Humor.

„Na ja, wie für oder wider Ansichtskarten,“ entgegnete er scheinbar ernst.

Sie lachte. Und das Lachen stand ihr sehr gut. Sie hatte wunderschöne kleine Zähne, die man nur beim Lachen sah. Kurt blickte einen Augenblick so gebannt in ihren Mund, daß sie es merkte und übermütig fragte:

„Sind Sie etwa nebenbei noch Zahnarzt?“

Sie erschrak über ihre Frechheit, sowie es heraus war. Aber es hatte das Eis zwischen ihnen gesprengt.

„Heutzutage, wo man den Kindern schon Gold in die Zähne hämmert,“ meinte er nonchalant, in komisch dozierendem Tone, „wundert man sich wirklich, wenn man Zähne wie die Ihrigen sieht. . . . Ich habe nämlich so meine Ideen: „Der Charakter des Menschen ist am deutlichsten in seinen Zähnen ausgeprägt!“

Marta amüsierte sich köstlich: „Hab ich einen guten Charakter? Ich wüß' es selbst gern!“

„So einfach ist das nicht, wie Sie in Ihrer unreifen Jugendlichkeit meinen, Fräulein Marta von Müllen! Gute Zähne = guter Charakter! O nein! So einfach ist die Wissenschaft denn doch nicht! Es fordert ein Studium höchst komplizierter Theorien.“

„Aha,“ fiel sie ein, „Theorien übers Hochzeiten, Theorien übers Zahnen. . .“

„Wie alt sind Sie eigentlich, daß Sie sich erlauben, mich derart lächerlich zu machen, Fräulein Marta von

Müllern? Ich gebe Ihnen kaum sechzehn Jahre!“ entgegnete er und dachte „Eine kleine fixe Dirn!“

„Die Sechzehn, die Sie mir geben, hab ich mir schon letzten Herbst genommen!“ triumpierte sie und erfuhr dann, daß er dreizehn Jahre älter sei und noch kein Assessor!

Sie estimiere nur Männer über Dreißig, erklärte sie ihm darauf; die unter Dreißig seien doch eigentlich nur dumme Jungen!

Damit kam denn das Gespräch prächtig in Gang.

Frau Witzel, die an der anderen Seite des Tisches saß und durch ein Blumenarrangement hindurch Marta genau beobachtete, wunderte sich, wie strahlend das Mädchen aussehen konnte. Schade, daß sie Marta nicht vorher gesagt hatte, daß der Rietburg nichts habe. Die Kleine verschloß ihr Pulver ganz umsonst. Viel besser wär's gewesen, wenn sie sich an den kleinen Lachhus gehalten hätte, dessen Eltern waren recht vermögend. . . .

Als die Tafel aufgehoben wurde, wachte Marta wie aus einem Traume auf. Sie hatte sich wunderbar amüsiert. Wie seit der Tanzstunde nicht — vielleicht sogar wie noch nie. Kurt Rietburg hatte sprühenden Witz, hinreißenden Humor, und er war so gut, fast väterlich gut zu ihr gewesen. . .

Und dabei war dies ihres Vaters Hochzeitsmahl gewesen. Das Henkersmahl ihres einstigen Glücks, ihres ganzen bisherigen Seins. Sie hatte scherzen und lachen können mit einem Wildfremden. . . . War sie nicht eigentlich ein ganz oberflächliches, leichtsinniges Wesen?

Trotz dieser Selbstvorwürfe wandte sie sich noch einmal zu ihrem Tischherrn um und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich so reizend unterhalten haben.“ Sie konnte nicht anders, sie hatte ein so warmes Gefühl für ihn im Herzen.

Frau Witzel hörte zufällig — beim Aufstehen hatte es in den engen Räumen ein Gedränge gegeben — diese kleine Ansprache und dachte sich ihr Teil: Dies Mädchen mit dem „Leichenbitter-Gesicht“ war eine ganz verteufelte Kokette und verstellte sich nur so. Mit was für Augen hatte sie den Rietburg eben angeschmachtet! Da mußte man ja diebisch aufpassen, sonst geschah mit der noch was. . . . Die arme Hedwig! Die hatte sich etwas aufgeladen! Wie glücklich hätte sie mit dem Börner sein können. Aber nein! Dies Getue mit Vornehmheit und Pracht war ihr zu Kopf gestiegen! Es mußte ein älterer Mann sein, damit sie bald Erzellenz würde!

Ob sie es nicht noch einmal bereuen sollte?

10.

Das Brautpaar hatte sich zurückgezogen, um sich umzukleiden und mit dem Eilzug 7 Uhr 30 vom Anhalter Bahnhof die Hochzeitsreise anzutreten.

Marta gewahrte plötzlich, daß ihr Vater unter den Anwesenden fehlte. Sie stürzte durch die Zimmer in den Flur, mit einem Gefühl solcher Verzweiflung, solcher Hilflosigkeit, daß sie am liebsten mit dem Kopf gegen die Wand gerannt wäre. Wie eine Ausgestoßene kam sie sich vor. Er war fort, hatte sie allein gelassen, allein in der fremden schrecklichen Welt, die sie wie ein Meer umtoste. . . Und Wochen und Monate würde er fern bleiben. . . .

Zum ersten Male schien es ihr wirklich, daß sie ihn verloren hatte, daß er nicht zu ihr, sie nicht zu ihm gehörte, unauflösbar wie einst Mit einer fremden

Dame ging er in die weite Welt. Mit „wir“ und „uns“ meinte er jetzt immer sie und sich, nie mehr, nie mehr seine Kinder und sich.

Und ohne Abschied war er gegangen, ohne daß sie ihm noch einmal die liebe schöne Hand geküßt hatte . . . In ihrer Verzweiflung heute würde sie mehr getan haben, würde sie gewagt haben, den Arm um seinen Hals zu werfen und sein starres, geliebtes Antlitz zu küssen! . .

Aber es war gewiß zu spät.

Ihre Tränen rannen, sie schluchzte laut und stürzte durch die Tür ins Treppenhaus . . .

O, gerade noch im letzten Augenblick!

Er stand schon einige Stufen tiefer. Hedwig lag noch oben, am Beginn der Treppe, in den Armen ihres Vaters. Vom Champagner war Vater Witzel etwas rührselig und klopfte ihr zärtlich auf die Schulter. Hans und Frau Witzel standen am Treppengeländer.

Marta stürzte auf ihren Vater zu: „Papa, Papa, Adieu und glückliche Reise!“ Sie weinte, weinte

Er küßte sie. Sie wußte vor Glück kaum wie ihr geschah. Er sah sie ganz weich und gütig an. Sie hätte aufschreien können vor Wohl und Weh.

„Sei brav, mein Kind! Ich hab noch eine Überraschung für Dich; Mama Witzel wird sie Dir nachher geben. . . . Nun ist aber genug,“ er wandte sich nicht mehr an sein Kind. „Hedchen, Hedchen, wir kommen noch zu spät.“

Hedwig hatte sich aus ihres Vaters Umarmung gelöst und stand neben ihrem Gatten.

Fassungslos vor innerer Bewegung folgte Marta mit den Augen ihrem Vater . . . Wie schön war er, wie wunderschön! Wie stolz seine Haltung. „Leb wohl,“ flüsterte sie leise, leise.

„Hedwig, Hedwig!“ rief plötzlich laut und schreckhaft Hans den Davoneilenden nach, gerade als sie unten die letzte Stufe erreicht hatten. Sie glaubten, es wäre etwas geschehen und hielten ängstlich an.

„Du, Hedwig, schreib auch mal!“ setzte er fichernd hinzu.

Marta wandte sich voll Ärger ab. Dieser triviale Bengell Vater Wintzel fand den Witz köstlich . . . Dann gingen sie zu den Gästen zurück.

Marta versteckte sich hinter einen Schirm im Entree. Sie konnte sich noch nicht sehen lassen, mußte erst ihre Tränen verschlucken . . . Immer sah sie sich selbst wie ein Wrack auf hoher See hin- und hergetrieben . . . Allein im feindlichen Element. Durch ihren Kopf sauste ein Wind — fast als solle sie ohnmächtig werden, sie mußte ihren Kopf anlehnen. Und im Herzen — großer Gott, diese Sehnsucht: Papa! Mama!

Beide fort. Beide hatten ihr Kind verlassen . . .

Als sie nach einer Viertelstunde wieder in die „Festfäle“ trat, hatte Leutnant Lachus die Jugend schon zum Tanz organisiert. Kurt Rietburg stand rauchend in der Tür. Die Zigarre war gut — er verstand sich auf alle Genüsse des Lebens. Wie er Marta sah, blickte er sie scharf an. Infolgedessen ging sie etwas unsicher und verlegen durchs Zimmer bis in seine Nähe. Sah er die Spuren der Tränen?

„Was ist Ihnen denn geschehen, Fräulein Marta?“ fragte er. „Ausgescholten worden?“

„Ach, nichts“ . . . wehrte sie ab.

„Wissen Sie, was man möchte, wenn man Sie so schüchtern hereingleiten sieht? — Am liebsten drückten Sie sich ja die Wand entlang — Wissen Sie, was man da möchte?“

„Nein“ . . .

„Sie unter eine Glasglocke stellen“ . . .

„Wie einen übelriechenden Chester,“ fiel sie etwas bitter ein.

„Ich dachte eigentlich an die Glasglocke des Gärtners über zarten Pflänzchen,“ entgegnete er, höchst amüsiert, in einem Gefühl wohlthuender Überlegenheit. Daß sie stachlich war, schmeichelte ihm. So klein und schwächlich stand sie da, mit einer Hand hätte er sie hochheben können.

Durch sein Lächeln gereizt, sagte sie: „Schade! Sehr schade!“

„Was?“

„Sie haben augenscheinlich den Champagner nicht vertragen — er ist Ihnen zu Kopf gestiegen.“

Er sah sie verblüfft an; wie wund mußte sie innerlich sein, um beinahe grob zu werden. „Armes kleines Mädel,“ dachte er. „Sie ist wohl nicht daran gewöhnt, daß man ihr den Hof macht.“ Darum sagte er einfach: „Das war aber nicht nett von Ihnen!“

„Nein,“ erwiderte sie rasch, „garnicht nett, ich bitte auch um Verzeihung. Mir ist nur so“ . . . Tränen kamen ihr in die Stimme . . . „Man weiß ja manchmal garnicht, was man sagen soll.“

Frau Witzel sah in diesem Augenblick, daß Marta schon wieder hinter dem Kurt Rietburg her war. Es verstimmte sie um so mehr, als sie diesen Müllenschen Kindern heute Abend noch ein Opfer bringen sollte. Sie hatte ihrer Tochter versprochen, mit Marta und Lotte in des Geheimrats Wohnung zu fahren und dort zu bleiben bis zum Beginn der gemeinsamen Reise. Ihr eigenes Haus sollte sie in dieser furchtbaren Unordnung zurücklassen — nicht einmal das Silber gezählt und wieder verschlossen, wie doch sonst nach jeder Gesellschaft! Auch

hätte sie sich gern mit ihrem Manne über alles ausgesprochen. Es war doch ein wichtiger Tag. Die zweite Tochter verheiratet und reich versorgt!

Doch selbst Oskar sagte, sie müsse Wort halten, wenn sie es einmal versprochen und sich den fremden Kindern opfern!

In dieser wenig rothigen Stimmung steuerte sie auf Marta zu. Warum ihr das Mädchen so zuwider war, wußte sie nicht, wohl aber, daß sie es ihr war.

„Warum tanzt Du nicht, mein Kind?“ Die Hauptsache war, das tête à tête zu stören.

„Tanzen könnte ich heute wirklich nicht“, entgegnete Marta verletzt. „Nach Tanzen ist mir nicht zu Sinn.“

„Immer fahren,“ versetzte zornig Frau Witzel und wandte ihr den Rücken.

Es tat Kurt leid, dies mit anzuhören. Zwar glaubte auch er, es handle sich nur um eine Laune des Mädchens, aber die Art und Weise war doch rücksichtslos.

„Kommen Sie, Fräulein Marta,“ sagte er ganz väterlich. „Mit mir werden Sie schon tanzen, ich hab's viel geübt — in meiner Jugend!“

Sie sah ihm voll in die Augen und schüttelte langsam den Kopf:

„Ihnen ist die Mutter nicht vor neun Monaten gestorben.“

„Sch, Sch“ . . . sagte er beschwichtigend. Allerdings, da er den Witzels nicht sehr nahe stand, hatte er nichts näheres über die Familie Müllen gewußt, hatte nicht geahnt, weshalb dies fest für die kleine Marta noch besonders schmerzlich war. Aber nun wollte er sie beruhigen: „Man muß nie auf äußere Formen geben. Es gibt Völker, die tanzen sogar bei Beerdigungen. Und Ihnen, gerade Ihnen, Fräulein Marta, würde es so

hübsch stehen, alle eigenen Gefühle aus Rücksicht auf Andere zu unterdrücken. — Dies ist doch nun 'mal eine Hochzeitsfeier, für die Meisten ein Fest —“

„Gerade mir, warum würde es gerade mir anstehen?“ fragte sie.

„Weil ich Sie für sehr gut halte — für fast zu gut.“ . . .

„O“ . . . sie war dunkelrot geworden, „ich . . . ich bin wohl nur — charakterlos.“ Damit legte sie ihren Arm in den seinen, und er tanzte ein paar Mal mit ihr herum. Sie waren beide graziöse Tänzer, aber sie waren nicht in der Stimmung, noch weiter zutanzten. Die Gesellschaft fing auch bereits an, sich zum Heimweg anzuschicken.

Als Marta in ihres Vaters Wagen nach Hause fuhr — neben ihr Frau Witzel, ihr gegenüber Mademoiselle und Lotte, beide vom Fest begeistert — wunderte sie sich, daß sie so gefaßt war. Sie hatte sich den Abend dieses Tages doch so unerträglich vorgestellt. Aber sie schlief ruhig ein, wenn sie auch die Arme im Bett weit vorstreckte und sehnend nach ihrem Vater seufzte.

11.

Kurt Rietburg hatte seinen Cylinder bei Witzels vertauscht. Er mußte also durchaus am Tage nach der Hochzeit wieder in Friedenau vorsprechen.

Gerade als er an der Etagentür klingeln wollte, kam sein Onkel Witzel mit Hut und Stock heraus, im Begriff zu seiner Frau ans Kronprinzenufer zu fahren.

„So Strohwitwer sein, wenn man eben auch seine Lieblingstochter hergegeben hat, ist zu bitter,“ sagte er zu Kurt. „Komm doch mit, mein Junge. Ein bißchen Luft wird Dir auch nichts schaden. Sie haben dort am Ufer einen großen Balkon, auf dem kannst Du Dir einbilden, daß Du über den Lehrter Bahnhof her die ganze Seeluft spürst.“ . .

Kurt ließ sich nicht zweimal bitten: diese Seeluft vom Lehrter Bahnhof her schien ihm höchst anziehend.

Herr Winzel war froh, den weiten Weg nicht allein machen zu müssen. Nichts war ihm so zuwider wie das Alleinsein, denn er war nun 'mal ein unterhaltbarer Mensch. Zuerst fragte er nach Kurts Examen. Erst im November! Schade. Die Zeit vorher ist rein verloren, man kann doch nichts anderes denken. Dann wandte sich das Gespräch naturgemäß auf die gestrige Hochzeit. Vater Winzel war überzeugt, daß „das junge Paar“ nicht nach Dresden abgedampft sei, sondern in irgend einem feudalen Hotel Berlins die Nacht zugebracht habe. Er kenne seine Pappenheimer.

Darauf redete er humorvoll darüber, wie viel Opfer doch so ein Vater zu bringen habe. Seine Frau müsse überall aushelfen. Wenn die Pastorsleute die Bevölkerung mwerehrten — und Benno ließe sich das für seine geringe Befoldung viel zu sehr am Herzen liegen — so reise seine Miele hin, um zu pflegen. Bei Geheimrats ginge es nun sogar schon am Hochzeitstage mit den Kindern los! Seine Frau müsse sich um die Stieftöchter kümmern, und er käme dabei zu kurz. Für alles und jedes solle Miele einspringen. „Mich glaubt der hohe Herr denn auf Abschlag entschädigt zu haben, wenn ich an seiner ungemütlichen Tafel raffinierte Speisen und schwere Weine, die mir nicht bekommen, genossen habe. Mir ist's aber viel

wichtiger, meine Frau für mich zu haben, als selbst die Seeluft auf seinem zugigen Balkon zu spüren."

Er lachte über seine eigenen Witze und blieb in bester Stimmung.

Auch Kurt Rietburg lachte, aber etwas zerstreut.

Er hatte an etwas anderes gedacht: War es nicht merkwürdig, daß er heute durch einen unerwarteten Zufall Marta wiedersehen, sogar in ihr Elternhaus eingeführt werden sollte?

Gestern früh noch hatte er von ihrer Existenz nichts gewußt, gestern Abend hatte er sich gesagt: Wer weiß, ob ich sie wiedersehe, und jetzt stand er im Begriff, ein paar Stunden mit ihr in der größten Intimität zu verbringen.

Als Herr Witzel kaum geklingelt hatte, stürzte ihm im halbdunklen Treppenschlur seine Frau schon entgegen. Sie hatte ihn vom Balkon aus ins Haus treten sehen.

"Gott sei Dank, daß Du kommst. Ordentlich gebangt hab ich mich in der maßlosen Ungemütlichkeit hier nach Dir und unserer hübschen Wohnung". . .

"Ich hab noch eine Überraschung mitgebracht". . . fiel er ihr ins Wort. Kurt war etwas zurückgetreten. . . daher noch nicht erkannt worden.

"Meinen süßen Hans?" fragte sie.

"Nein, der ist um sechs mit Lorenz zum Baden gegangen, er wollte nicht herkommen, da er morgen doch mit Dir abreist. . . Aber hier ist der gute Kurt Rietburg. Das Kerlchen hat gestern seinen Hut bei uns vertauscht. Gutes Zeichen für Deine reichlichen Weine, Mielchen!"

Unterdess waren sie eingetreten.

Durch die offenen Türen hatte Marta, die in einem kleinen Zimmer ihren Koffer packte, vernommen,

wer da war. Und ein unbeschreibliches Wohlgefühl durchrieselte sie: Kurt Rietburg! Das galt ihr.

Ihr erstes Gefühl war, ihm direkt entgegen zu laufen. Dann aber besann sie sich. Das war gewiß nicht schicklich. Sie mußte sich doch eine Art Ansehen, Würde geben, hier im Elterhause. Darum klingelte sie schnell noch dem Diener, er solle überall das Licht andrehen. Dann erst trat sie möglichst ruhig den Herren entgegen, die schon mitten im Salon standen. Kurt war so natürlich und unbefangen wie gestern. Er schien gar nicht zu sehen, daß diese Räume sehr elegant und alle Salons ihm zu Ehren erleuchtet waren.

Frau Winzel machte ihrem Mann ein Zeichen, das ausdrücken sollte, wie unwillkommen ihr der von ihm mitgebrachte Gast sei. Marta verstand es, doch Papa Winzel beachtete es garnicht, sondern forderte nur energisch seinen Abendschoppen.

Im Hause des Geheimrats wurde kein Bier getrunken. Der Diener bedauerte also, nicht sofort etwas vorsehen zu können, er müsse es erst in einer Kanne aus der nächsten Wirtschaft holen lassen. Mit dieser Mission wurde das Küchenmädchen betraut. Sie ließ sich Zeit, so daß Marta wie auf Kohlen saß, und Herr Winzel Gelegenheit hatte mehrmals zu bemerken: man werde doch nirgends so schlecht bedient, wie in einem Hause mit vielen Dienstboten.

Als das Bier endlich erschien und Beifall fand, dachte Marta aber nichts anders mehr als: „wie gut, daß ich nicht heute schon gereist bin.“

Vorübergehend war es in Aussicht genommen worden. Die Überraschung nämlich, von der ihr Vater beim Abschied gesprochen, bestand in dieser Reise.

Marta sollte die drei Monate seiner Abwesenheit

bei seiner russischen Schwester, der Baronin Nordheim, in Wiesbaden zubringen.

Über diese, ihre erste allein zu unternehmende Reise wurde nun gesprochen. Frau Winzel sagte, ihre Töchter wären schon in viel jüngeren Jahren ohne jede Begleitung auf der Eisenbahn gefahren. Heut zu Tage wäre das Brauch.

„Nordheim?“ fragte Kurt, „Ist doch ein deutscher Name. Warum nennen Sie diese Tante eine Russin?“

„Ihr Mann ist Balte, in Petersburg aufgewachsen.“

„Ich habe für diese Leute, die alles, was sie vom Deutschtum haben, einem fremden Volksstamm darbringen, nie viel Sympathie gehabt.“

Marta indessen beschlich das Gefühl, als habe Kurt nur keine Sympathie für „diese Leute“, weil sie zu einem Balten hin reiste.

Herr Winzel hatte über die Frage nie nachgedacht und meinte: „Feine Kerle das, die Balten.“

Marta fand den Mut zu einer Abwehr, die sie ohne das neue schmeichelhafte Gefühl, Kurt etwas zu gelten, wohl verschluckt hätte.

„Was können eigentlich die Balten dafür, daß sie ihre Kraft dem fremden Volke opfern? Deutschland will sie doch nicht. — Was sollten sie also machen?“

Kurt Rietburg schwieg einen Augenblick — nicht weil es ihm an Antworten gefehlt hätte. Sondern weil er plötzlich ein denkendes Gehirn hinter dieser weißen Stirn entdeckte. In diesem Mädchenkopf, um den die dicken braunen Flechten gesteckt waren, arbeitete ganz selbständig etwas: Ihm wurde warm dabei. Und Marta fühlte das, und es reizte sie, ein bißchen mehr zum Lobe der Ausländer, speziell des russischen Onkels, den sie kaum kannte, zu sagen.

Kurt erwiderte schließlich: die Mädchen der gebildeten Stände in Deutschland würden ganz entnationalisiert. Das frühe Erlernen der fremden Sprachen, die englischen und französischen Bonnen trügen die Schuld daran. . . .

Frau Witzel trat für „ein bisschen französisch“ mit Wärme ein. Ihr sei es hart angekommen, als sie einmal mit ihrem Mann in der Schweiz zu ihrer Schwägerin gereist sei, daß sie nichts als deutsch verstanden hätte.

Herr Witzel fand solche Diskussionen langweilig, und da ihm gerade wieder eingefallen war, daß der Geheimrat sicherlich gestern abend nicht abgereist sei, drängte es ihn, seiner Frau diese seine piffige Menschenkenntnis zum Besten zu geben:

„Du, Miele, wie ich vorhin dem Kurt schon sagte: ich bin fest überzeugt, daß die gestern Abend nicht abgereist, sondern einfach in ein molliges Hotel gefahren sind.“

Frau Witzel machte ihrem Mann ein Zeichen zu schweigen — Marta starrte ihn nämlich mit aufgerissenen Augen an. — Was in aller Welt hätte ihren Vater veranlassen sollen, seine Reise nicht anzutreten und in ein Hotel zu fahren?

„Oskar,“ rief Frau Witzel da und sprang auf „Jetzt wirst Du einmal deutlich überführt, daß zu große Schläue dumm macht! . . . Gerade als Du kamst, brachte mir der Diener eine Postkarte. — Wo hab ich sie doch hingesteckt? Ich hatte meine Brille nicht bei der Hand und rannte Dir entgegen. Dadurch ist es mir aus dem Kopf gekommen. Aber wenn ich nicht ganz falsch gesehen, war es eine Ansicht von Dresden.“ . . .

Sie lief suchend im Zimmer herum, während ihr Mann sicherte: „Diese Kerle! Haben auch noch eine Postkarte einstecken lassen, um sich ein Alibi zu geben.“ . . .

Endlich hatte Frau Witzel die Karte gefunden. Vor

dem Spiegel im Entree hatte sie sie hingelegt. Nun las sie mit der Brille: „Meine einzige Mama! Es ist zu himmlisch schön hier. — Wir haben ein entzückendes Quartier. — Aussicht auf die Elbbrücke. Ich bin einfach glücklich mit meinem Rudolph. Hoffentlich machen unsere Kinder der Großmama nicht zu viel Not! Morgen kommt ein langer, ausführlicher Brief. Deine dankbare Hede.“

„Mein Gott, hier steht auch noch was. Vater, damit Du siehst, wie unrecht Du mit Deinem Quatsch hattest; lies selbst: „Absender: Frau von Müllen, Dresden, Hôtel Bellevue.“ . . . „Das gute Kind,“ setzte Frau Witzel hinzu. „Und wie flug, daß sie die Karte hierher, nach dem Kronprinzenufer, adressiert hat.“

„Ja, flug ist sie,“ sagte schmunzelnd der überführte Vater. „Dieser Geheimrat ist ein Glückskerle. Solch ein Mädchen, in seinen Jahren . . . Wenn's ihm nur gut bekommt!“ —

Marta saß wie versteinert, leichenblaß da. Kurt fühlte genau, wenn er sich die Sache auch nicht vollkommen klar machen konnte, daß auf ihren kindlichen Gefühlen herumgetreten wurde.

Marta wußte einen Augenblick wirklich nicht, wo sie war und was geschehen. Im Ohr klang ihr nach: „Glücklich mit meinem Rudolph.“ — Ja, das glaubte sie. Wie sollte Hedwig nicht „glücklich“ sein in der Gesellschaft solch eines Mannes. Sie durfte mit ihm durch die schöne Welt reisen . . . Was hätte sie, Marta, nicht getan, um an ihrer Stelle zu sein. . . Und da überkam sie wieder das Verwundern, was er, ihr großer, vornehmer Vater wohl mit einer Hedwig Witzel zu reden fand? Es war keine Überhebung, Hedwig war wirklich nicht flug! Wenn sie ihre alten, ewigen Geschichten, mit und

ohne Pointe, ihre eigenen kleinen Erlebnisse auserzählt hatte, wußte sie nichts mehr zu sagen. . .

Was sollte ihr Vater überhaupt später anfangen in dieser Atmosphäre, er, den alle banalen Menschen immer gelangweilt hatten, der, wie sie von der Mutter wußte, stets nur mit den allerersten Geistern wissenschaftlichen Verkehrs gepflogen. . . .

Und von seiner Tochter stand nichts, keine Silbe auf der Karte. Nur daß die Kinder, „unsere Kinder“ schrieb Hedwig, (vor bitterem Weh hätte Marta aufschreien können) der Frau Witzel, der sie „Großmama“ sagen mögen, keine Not machen sollen.

„Darf ich die Karte auch sehen?“ fragte Marta nach einem kurzen Augenblick. Ihr war, als müsse sie den bitteren Trank ganz leeren, als könnte sie es garnicht tief genug in sich schlucken.

„Gewiß, mein Töchterchen.“ Frau Witzel reichte ihr die Karte.

Martas Augen blieben auf dem „Frau von Müllen“ haften. Das war nun nicht mehr ihre Mutter — das war Hedwig, die den lieben Namen führte! . . . Unbegreiflich, unerträglich —

Frau Witzel verließ mit ihrem Mann das Zimmer und begab sich auf den Balkon. Sie hatte mit ihm noch allerhand Wirtschaftliches zu bereden, Marta sollte unterdessen Kurt unterhalten. Es fiel Beiden ein Alp von der Brust, als hätten sie die ganze Zeit darauf gewartet, allein zu sein. Und doch wußten sie im ersten Augenblick nichts zu reden. Marta war zu sehr unter dem Eindruck der Karte, Kurt merkte es, war aber zu taktvoll um darauf einzugehen. Über die Lage der Wohnung, die schönen großen Zimmer und ihre angenehme Kühle wechselten sie ein paar oberflächliche Worte, bis Marta

schelmisch fragte: „Das vorhin, über die entnationalisierten Mädchen, ging wohl eigentlich nur auf mich? Ich war aber nur ein einziges Jahr im Ausland.“ . . .

„Ich war es übrigens auch,“ versetzte er lachend, „in Lausanne.“

Es war ihnen wie ein Geschenk, daß sie an demselben See geweilt hatten. Aber nicht zur nämlichen Zeit. Zehn Jahre, ehe sie nach Genf gekommen war, hatte er sein erstes Semester in Lausanne studiert. . . .

Dabei bemerkte er wieder, wie „schrecklich jung“ sie doch sei.

Sie entgegnete altklug und überzeugt: nicht die Zahl der Jahre, das Erleben bestimme das Alter. . . Da konnte er sich des Lächelns doch nicht erwehren, wenn auch das Haupterlebnis, ihrer Mutter Tod, tragisch gewesen war . . .

„Darum wissen Sie, Kind, doch nichts vom Leben“. . .

„Was nach der Mutter Tod geschah, war mir auch schwer“. . .

„Ich merkte es eben“. . . erwiderte er kurz.

Darauf schwiegen sie, bis Marta ihn nach seinen Eltern und Geschwistern frug. Da war er wieder in seinem Fahrwasser:

„Diese deutsche — verzeihen Sie — Albernheit, daß wir von einem Menschen immer gleich alles Um und Auf erfragen! Es soll höflich sein, aber es ist doch blödsinnig konventionell! Ihnen steht es nicht!“ —

Marta war ein wenig verletzt, obgleich sein burschikoser Ton ihr doch sonst gefiel:

„Deutsche Albernheit? Und vorhin warfen sie mir vor, nicht deutsch genug zu sein.“ . . .

Frau Witzel trat wieder vom Balkon ins Zimmer. Sie war eine zu nüchterne und zu erfahrene Frau, um nicht zu wissen, daß diese Rede-Scharmügel zwischen jungen

Leuten doch nichts anders sind und bedeuten als Liebeleien. Ob man da über „die Balten“ oder über „deutsche Albernheiten“ diskutiert. Es heißt immer: „Willst Du mich?“ Sie ließ sich nicht täuschen. Sie kannte diese Sachen: Gemeinsames Briefmarken-Interesse, Schmetterlings- oder Gräser-Sammeln, Tennis-Turniere, Kostüm-Quadrillen. Sie hatte diese Phasen mit ihren Töchtern sattfam durchgemacht. Aber so holterdiepolter, wie Marta es trieb, war es nie gegangen. Dies war ihr zu arg. Zudem würde der Geheimrat sicher diesen mittellosen Assessor — noch war er es nicht einmal — für seine Tochter nicht gerade aussuchen. Da er mit ihr verwandt war, wollte sie sich nichts aufladen; Hedwig hatte sowieso gesagt, ihr Mann erwarte für seine Töchter mindestens Grafen und Millionäre . . . Na, Frau Winzel hatte über diesen Punkt ihre eigenen Ansichten . . . So dick gesät sind Grafen und Millionäre auch nicht, und wenn Marta auch recht apart und vornehm aussah, auffallend oder eine Schönheit war sie nicht. Darum brauchte dies Getue mit Kurt aber keinesfalls weiterzugehen. Lieber schickte sie, um ihn los zu werden, auch ihren Mann eine Stunde früher nach Hause als nötig gewesen wäre. Denn wenn Marta es in diesem Tempo weiter trieb, der Junge, der Kurt, wandte ja schon jetzt kein Auge von ihr, obgleich sie nur ihr einfachstes Perkalbleid anhatte — so kam es womöglich heut noch zu einer Verlobung. Junge Männer — besonders anständige — kriechen ja auf jeden fliegenleim. —

So wurden Herr Winzel und Kurt richtig herausgeworfen; Frau Winzel sei zu müde, wolle sich hinlegen.

Auf dem Heimwege stellte Herr Winzel die detailliertesten Berechnungen an, wie viel sein neuer Schwieger-sohn wohl eigentlich einnähme? Er erschrak selbst vor den Ziffern, die herauskamen. Heute hatte er nämlich

zum ersten Mal die Wohnung ganz besichtigt, den kolossalen Mietspreis erfahren, die Einrichtung abgeschätzt — seine Tochter hatte „ein großes Glück gemacht.“

Kurt Rietburg hatte unterdessen ein anderes Rätsel gelöst. Warum seine schöne Cousine Hedwig und all die anderen jungen Frauen ihm gestern gar keinen Eindruck mehr gemacht hatten. Weiblichkeiten, zum Teil sogar recht üppige und anziehende, mochten sie sein. Aber hier war etwas anderes; Marta war die Mädchenhaftigkeit selbst, und darum sah man nicht einmal mehr die anderen, wenn man sie erkannt hatte, die süßeste aller Knospen. Seit gestern hatte er sich immer gefragt, was es nur sei, warum sie so anders wirke, warum er so schnell, so unbegreiflich schnell — eigentlich innerhalb von fünf Minuten — sich ernstlich verliebt habe? . . . Ja, dies war die Eine oder Keine für ihn, von der immer gefabelt wird. Und so gut war sie, fast zu gut, wie er ihr gestern gesagt hatte.

Fast dreißig Jahre war er durchs Leben getändelt, froh und guter Laune, aber eigentlich doch ohne Sinn und Verstand. Jetzt wußte er, wozu und warum. Für sie. Alles war nur die Vorbereitung gewesen für ein Leben, das in ihr lag. Nun galt es, sie zu erobern. Der Anfang war bitter, war das Examen. Aber ohne sie hätte er es auch machen müssen und mit ihr, für sie würde es leichter gehen.

Wenn nur nicht indessen ein Anderer? . . . Nein, sie war Gott sei Dank erst sechzehn und dachte an alles andere mehr als an Männer. In vier Monaten würde er schon auf dem Platze sein.

12.

Marta wäre mit größerer Angst in die fremde Welt, nach Wiesbaden gefahren, hätte sie nicht diese Abendstunde mit Kurt Rietburg verlebt. Sie glaubte, die Bitterkeit über Hedwigs Karte, all das Leid ihres Lebens hätte sie mehr gelähmt, wenn nicht seine glänzenden Augen sie dazwischen angelächelt hätten.

Nach dem Fortgehen der beiden Herren brachte Marta Frau Witzel noch — wie sie meinte, auf sehr geschickte und unverdächtige Weise — auf die Rietburgs zu sprechen. Sie fragte nämlich; „Die Rietburgs sind wohl nicht so ganz aus unsern Kreisen?“ Solch ein Verdacht öffnete die Schleusen der Beredsamkeit in Frau Witzel.

Sie erzählte mit Vorliebe Familiengeschichten. Manche Stunde hatte Marta ihr schon zuhören müssen, ohne das geringste Interesse zu verspüren an „den Bartells, die eine richtige Cousine von meines Mannes Schwägerin München,“ oder von „Hannchen Kosmow“, die Gott weiß wie mit Schreibers, in die Frau Witzels „Schwester Male“ hineingeheiratet hatte, verwandt sei. Sie waren alle geboren, hatten geheiratet, Kinder gehabt, waren entweder gestorben oder lebten noch — die Generationen gingen Marta durcheinander. Manchmal sah Marta sie auch wie Silhouetten in langer Reihe am Horizont auftauchen, entlang marschieren und verschwinden, während Frau Witzel erzählte — eigen, so viele, viele Menschen, aus der Ferne sich ganz gleich, so daß man den Einen für den Andern nahm! Das war eben das Leben. Es bestand aus unzählbar Vielen. Wenn man näher zusah, glichen sie sich vielleicht nicht, nur so in der Hauptsache, im Kommen und Gehen.

Eigentlich war überhaupt nichts Wunderbares dabei, weder an den Vielen, noch an den Einzelnen. Sie, Marta, war eben nur ein Kind gewesen, hatte nichts von Welt und Leben gewußt, und darum benahm alles ihr den Atem, was sie erfuhr. Alles, was ganz natürlich war, machte sie erstaunt, wurde ihr unfaßlich. Es lag sicher nur an ihrer eigenen Verträumtheit oder Torheit.

Vielleicht hatte Frau Winzel früher auch schon über Rietburgs gesprochen, Marta hatte es nur nicht beachtet. Jedenfalls fuhr sie wie gestochen auf bei dem Verdacht, sie seien „nicht ganz aus unsern Kreisen.“ Wo dachte Marta hin! Es galt die Familienehre! Ganz im Gegenteil. Eigentlich eine Offiziersfamilie de père en fils — Hübsche, ansehnliche Menschen! Kurts Vater zog die Uniform aus, weil er eine Jüdin heiraten wollte.

„Ist Kurts Mutter eine Jüdin?“ unterbrach Marta.

„Aber nein! Es wurde ja nichts daraus. Sie war eine Schauspielerin und nahm ihn denn schließlich doch nicht. Wieder eintreten wollte er aber nicht, hatte überhaupt so etwas verbittertes bekommen. Jetzt hat er aber eine sehr gute Stellung in Breslau an einer Lebensversicherung. Die Frau hat auch Geld, sie leben sehr gut, die Söhne studieren alle. Denn das war des Vaters Bedingung: Keiner zum Militär. Kurt, der Älteste, ist der Stolz der Familie, hatte immer was apartes an sich, so lustig und frisch, viel halten tun sie aber alle auf sich.“

Diese fargen Nachrichten erweiterte Marta durch eigene Phantasie, als sie am nächsten Morgen in die Sommerwelt hinein, ihrem geliebten Rheine zu, reiste. Tante Lola hatte geschrieben, Marta solle mit ihrer Jungfer erster Klasse fahren, sie mißbillige die neue Mode, nach der auch junge Mädchen allein reisten. Frau Winzel hatte jedoch anders bestimmt. Tante Lola könne

sich denken, da sie doch selbst mal in Deutschland in einfacheren Verhältnissen gelebt, daß Marta keine richtige Jungfer habe und im Damencoupé zweiter Klasse vollkommen sicher untergebracht sei.

Ein bißchen beklommen fühlte sich Marta, als sie in den Bahnhof von Wiesbaden einfuhr. Sie erkannte sofort Tante Lola in einer Dame in schleppenden Kleidern, hängendem Überwurf, die eifrig suchend, die große Lognette vor den Augen, hinter ihr der betrefste Diener, am Zug entlang eilte. Tante Lola war eine hochblonde Frau, die etwas zu stark war und aus diesem Grunde immer sehr lange Kleider trug. „Wie kann das nur Papas Schwester sein,“ fragte sich Marta, die ihre Tante seit zehn Jahren nicht gesehen und wohl nicht erkannt hätte, ohne die vielen Bilder von ihr, die im Elternhause standen und hingen.

Die Tante war recht verblüfft, als Marta plötzlich vor ihr stand, ihr die Hand küßte und sagte, wer sie sei. Marta trug ihre Handtasche selbst und reichte dem Diener den Gepäckschein, ehe die Tante sich von ihrem Staunen erholt hatte.

„Ja . . . Natürlich . . .“ sagte sie dann. „Wie sollte ich Dich auch wiedererkennen“. . . Sie sprach langsam, als ob sie an ganz etwas anderes dachte, und das tat sie auch, während sie das reizende Geschöpf vor ihr musterte. „So dunkel und so . . . so graziös und schlank,“ setzte sie zögernd hinzu „hatte ich mir Rudolphs Tochter nicht vorgestellt. . . Und noch in Trauer? . . . Ach ja! Doch auch daran hatte ich nicht gedacht. . . Ich erinnere mich jetzt. . . Du standest am Coupe-Fenster . . . ich muß zweimal an Dir vorübergerannt sein“. . .

Es schien der Tante augenscheinlich etwas durch den

Sinn zu gehen, Marta wußte nicht, was es sein konnte, was sie wunderte, vielleicht sogar beunruhigte . .

„Komm nur, komm,“ sagte die Tante und nahm sie am Arm.

„Das Gepäck? . .“ meinte Marta.

„Der Gepäckwagen ist da.“ Frau von Nordheim sah sich um. „Nur einen Koffer? Und einen so kleinen?“ Marta hatte ihren Koffer sehr groß gefunden.

Der Diener, der dem Kutscher des Fourgons den Gepäckschein gegeben, stand am Wagenschlag, um den Damen beim Einsteigen zu helfen. Marta war bestürzt über so viel Zeremonie. Und wie mußte sie in ihrem schwarzen Alpaka-Kleid und in dem einfachen Strohhut neben der Tante aussehen, an der alles rauschte und flimmerte. Sehr geschmackvoll, ganz in Grau war die Tante gekleidet; es erschien Marta, als ob sie ein derartiges Gewand bisher nur auf der Bühne oder in Ausstellungen erblickt habe. Ein kleines Täschchen an ihrem Handgelenk war aus wunderschönem alten Brokatl . . . Papa beachtete das Äußerliche nicht, wie er auch nie über Geldverhältnisse sprach — sonst hätte Marta wohl nicht so verwundert zu sein brauchen, sondern wissen können, daß Papas Schwester auf fürstlichem Fuße lebte.

„Dein Onkel freut sich mit mir, daß Du kommst, liebes Kind“, begann die Tante mit etwas falschem Ton in der Stimme. Marta wollte sagen, wie dankbar sie ihnen Beiden sei, aber sie kam nicht dazu. . . „Er hat jedoch seine Eigenheiten und auf die will ich Dich gleich aufmerksam machen: Vor allem verlangt er größte Pünktlichkeit — ist aber selbst unpünktlich — wie alle Russen — und man darf ihn das nicht merken lassen. . . ferner nimmt er im Gespräch nie Rücksicht auf die An-

wesenden . . . Wundere Dich also nicht, wenn er oft von Dingen spricht, die nicht auf Dich berechnet sind.“

Marta war dankbar, daß die Tante sie gleich aufmerksam machte, wie sie den Onkel am wenigsten störe. Sie versprach auch freudig, was die Tante nach dieser Einleitung forderte, nämlich: Marta solle ihr immer alles wiederholen, was der Onkel ihr sagen würde. Darauf füßte Marta ihr wieder die behandschuhte Hand. Eine Wärme überrieselte sie bei dem Gedanken, daß dies ihres Vaters einzige Schwester sei. Und mit Tränen in der Stimme sagte sie ihr endlich, wie gut es von ihr und dem Onkel sei, sie aufzunehmen. Sie würde sich die größte Mühe geben, keine Last zu sein, und sie freue sich unsagbar auf diese Zeit.

Wie aus weiter Ferne erinnerte diese stotternd herausgebrachte Rede Tante Lola an eigene Klein-Mädchen-auffassungen.: „Sich Mühe geben, keine Last zu sein“ und dergleichen! Wie lächerlich schien das alles in der Welt, in der sie lebte, in der es sich um ganz anderes handelte. Marta kam wohl aus dem Hinterwald oder aus dem Traumland?

Da fuhren sie schon in die Straße ein, an deren Ende die ursprünglich nur für ein Jahr gemietete große Villa des Onkels liegen sollte. Wie Tante Lola noch eilig mitteilte, wohnten sie schon drei Jahre dort, mit Rücksicht auf des Onkels Eigenheit, sich nie zu etwas entschließen, nie bei Zeiten an eine nötige Maßregel denken zu können. . . . „Seinen diplomatischen Posten hat er auch deshalb aufgegeben. Immer gerade, wenn der Kurier durchkam, konnte er sich nicht entschließen, seinen Bericht zu schreiben . . . Und denk Dir nur, darum ist sein Hauslehrer noch bei ihm! . . . Er versäumte immer den richtigen Termin, ihm zu kündigen!“

Marta brach in helles Lachen aus. Das war zu köstlich, daß der Onkel noch einen „Hauslehrer“ hatte. Die Tante verstand nicht, was dabei drollig sein sollte und bedeutete Marta, ihre Heiterkeit zu mäßigen: „Onkel kann lautes Lachen garnicht vertragen.“

Der Schlag wurde geöffnet. -- Marta sprang zuerst heraus und blieb höflich hinter der Wagentür stehen, bis die schöne Tante herausgerauscht war. Dann folgte sie ihr, die Stufen hinauf.

Im ersten Entree mehrere Diener — ein Herr im Frack. Sollte das der Onkel sein? Nein, augenscheinlich nicht. Ach . . . ein maitre d' hôtel!! Die Tante rief ihm zu, daß sie in fünf Minuten ungefähr den Tee im Teezimmer zu machen wünsche.

Marta hatte bisher nur in Romanen von solchen Leuten gelesen.

Der Herr verneigte sich wortlos. Die Tante wandte sich an Marta, die fassungslos vor der Pracht dieser Einrichtung stand. „Bitte, mach' erst nach dem Tee, zum Diner Toilette. Wasch Dir nur die Hände und komm zunächst wieder zu mir hinunter. Da Du keine Jungfer mit hast, kann ich Dir eine meiner Garderobieren schicken.“

Marta war zu befangen, um die Hülfe abzulehnen. Denn nun traten sie oben in die ihr bestimmten Gemächer: Ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und hinter diesem das Toilette- und Badezimmer. Eine Behausung für Feen. Alle Zimmer gleich in leicht seidnem Stoff — hellgrün mit hellrosa Streifen — dekoriert und drapiert.

Marta hatte nie Ähnliches gesehen — die Teppiche am Boden in denselben Farben, die Bettvorhänge, das Porzellan, selbst die gestickten Decken am Toilettentisch — übereinstimmend in Muster und Farbe.

„Dies ist zu schön,“ sagte sie überwältigt, und ihre Augen hingen an jedem Gegenstand, irrten suchend von einem zum andern, als könnte sie sich noch keinen Vers daraus machen . . . Sie war reizend in ihrer fassungslosen Freude und Bewunderung. Frau von Nordheim sah nur sie, sah den Charme und diese Natürlichkeit, und ihr Herz zog sich zusammen.

„Und hier darf ich bleiben?“ fragte Marta. „Wie kann es nur etwas so Schönes geben?“

Kühl entgegnete die Tante: „Es freut mich, daß es Dir bei mir gefällt.“ Dann ging sie fort, nach einer erneuten Mahnung: „Also in fünf Minuten unten im Teezimmer.“ —

Marta wagte kaum, sich umzuschauen. Sie hatte von solchem Geschmack, solcher Kunst, solchem Luxus einer Einrichtung keine Vorstellung gehabt. Sie konnte es nicht in sich aufnehmen. Jede Wand des Zimmers bot neue Überraschungen. Durchdacht war jeder Quadratcentimeter. Licht und Schatten, Nah- und Fernwirkung genau berechnet. Jeder Gegenstand der Einrichtung an und für sich ein Meisterwerk und doch dem ganzen selbstlos eingeordnet. Altes Sévre-Porzellan entzückende Gemälde, Vasen mit großäugigen Blumen — am Fenster, zu Füßen eines Rokoko-Schreibtisches, ein ganzer Korb frischer Rosen . . . Ja, auf ihren Weg gestreut — so sah es aus. Tischen, Erker, Wandschirme, kleine, große Sessel . . . sogar eine ausgewählte Bibliothek.

Doch sie sollte sich schnell zurechtmachen, zur Tante hinab. Also ins dritte, ins Toilettezimmer. Solch ein Toilettetisch. Und die ganze Einrichtung in Elfenbein, ein halbes Duzend Bürsten, Käämme, Schachteln, Flasons! Ein auf rosa Papier geschriebener

Zettel, der auf dem großen Nadelkissen festgesteckt war, sagte: Ein Willkommensgeschenk für sie.

Marta glaubte sich in einem Traum, in einem Märchen. Da klopfte es. Das von der Tante gesandte freundliche Mädchen. Marta dankte, jetzt brauche sie noch keine Hilfe. Ob das Mädchen ihren Koffer nicht einstweilen auspacken, die Sachen einräumen dürfe?

Marta bejahte, obgleich sie sich plötzlich ihrer dürftigen Habe schämte.

Dann wechselte sie nur die Schuh, bürstete, kämmte sich und ging frischgewaschen hinab,

Vor ihrer Thür auf dem Korridor hatte ein Diener gestanden, um ihr den Weg zu weisen, der über ein Wunderwerk von drapierter Treppe zur Tante führte; allein hätte sie sich kaum zurechtgefunden.

Die Tante hatte Überwurf und Hut abgelegt und stand, sich fächelnd, am Theetisch. Ihr durchsichtiges Kreppkleid war über einen stark defoltierten Seidenstoff gezogen; Marta erschrak förmlich, wie deutlich man die Brust der Tante wogen sah. Die schönen vollen Arme waren vom Ellbogen an ganz nackt. Sie vergaß darüber fast den Dank für das gütige Willkommensgeschenk.

„Es ist zu heiß heute, kein vernünftiger Mensch bleibt in diesen Monaten in Wiesbaden“ — stöhnte Lola anstatt einer Antwort. „Nur mein Herr Gemahl. . .“

In demselben Augenblick trat er durch eine Portiere ein. Er mußte es gehört haben.

Marta machte unwillkürlich eine tiefe Tanzstunden-Verbeugung, als er ihr stumm die Hand reichte, nachdem er die seiner Frau geküßt hatte.

Er war groß und hager, außerordentlich elegant gekleidet, hatte lange schmale, sehr gepflegte Hände, deren weicher Druck wie eine Liebkosung wirkte. Sein Hände-

druck löste in Marta direkt eine angenehme Empfindung aus.

„Nehmen Sie Thee oder nur Ihren Whisky?“ fragte Frau von Nordheim ihren Mann.

Marta horchte auf: „Sie“ zwischen den Ehegatten?? War sie denn in eine andere Welt verschlagen worden?

„Heute einmal Thee . . .“ Dann wandte er sich zu Marta, mit einer Pose, die ihr nicht ganz natürlich schien aber sie war so befangen, daß sie sich kaum ein Urtheil zutraute.

„Es ist ein außerordentlich angenehmer Zuwachs meiner Häuslichkeit, der mir so unverdient in Fräulein Marta von Müllen geworden ist. Hoffentlich wird sie sich bei uns gesetzten Leuten nicht langweilen.“

Er nannte sie weder „Du“ noch „Sie.“

„Fangen Sie nicht bei Adams Geburt an, bitte, Maregno, wenn Sie ihr durchaus einen Vortrag halten müssen,“ versetzte gereizt die Tante.

„Maregno“ nannte man ihn — ein Spottname, der sich, Marta wußte nicht woher, von seiner Kindheit an eingebürgert hatte, so daß Niemand ihn mit seinem Taufnamen Alexander rief.

Er verneigte sich leicht gegen seine Frau: „Von Adams Geburt steht, so weit ich mich entsinne, in der ganzen Weltgeschichte und nicht einmal in der Bibel etwas verzeichnet — er ist nie geboren worden.“ . .

Marta mußte lachen, sie konnte es nicht unterdrücken, obgleich ihr sofort einfiel, daß die Tante sie vor dem lauten Auflachen gewarnt hatte.

Der Onkel sah sie aber nicht böse, nein beinah schelmisch an, so weit seine ruhigen, beherrschten Gesichtszüge dies zuließen, und sagte dann zu seiner Frau:

„Solch ein Tachen, Lolofa-Loliza, ist doch mehr wert als unser ganzer sogenannter Geist.“

Sie erwiderte nichts, fragte nur Marta, ob sie Milch oder Citrone zum Thee wünsche.

„Milch, was fragen Sie noch“ — entgegnete anstatt der Kleinen der Hausherr. „Das sieht man ihr ja an den Augen an, hat von Citrone zum Tee noch nie etwas gehört“ . . .

„Doch,“ sagte Marta, „in Genf waren auch Ruffinnen.“

„Gott sei's geklagt, wo wären die nicht!“ erwiderte er. „Also in Genf waren wir? Dann können wir wohl französisch sprechen? Wäre meiner Frau und mir bedeutend angenehmer, weil wir's gewohnt sind und im Deutschen leicht auf Stelzen gehen . . . Vielleicht findet Fräulein Marta, daß wir überhaupt etwas stelzfösig sind?“

„Wie soll Marta noch einem Aufenthalt von einer halben Stunde in unserm Hause überhaupt etwas finden,“ entgegnete scharf die Tante in französischer Sprache, in der die Unterhaltung weiter geführt wurde.

Nur als die Tante einen Augenblick ins Nebenzimmer rauschte, wandte sich der Baron deutsch an seine Nichte und meinte: „Wenn wir beide allein sind, Kleine, sprechen wir ruhig deutsch, Dein Französisch ist zwar nicht schlecht, aber etwas gespreizt. Meiner Frau ist es lieber, wenn . . .“

Da war sie schon wieder.

„Was ist Ihrer Frau lieber?“ fragte sie mit der merkwürdigen Schärfe, die sie ihm gegenüber nicht abzulegen schien. Es war fast, als ob sie immer zum Sprunge bereit wäre, sowie er ein Wort sagte, eine Bewegung machte

„Meiner Frau ist es lieber,“ fuhr er fort, ohne im Geringsten aus dem Kontext zu kommen, „wenn unser

Gast es sich recht behaglich macht und so lebt, wie es seiner Gewohnheit entspricht!"

Marta war starr. Warum sagte er nicht die Wahrheit?

"O, ich lasse jedem seine Freiheit, ich verlange nicht einmal Pünktlichkeit bei den Mahlzeiten," versetzte sie ironisch. „Mir zu Liebe könnte in diesem Hause jeder tun und lassen, was er will.“

In ungetrübter Ruhe wandte sich der Hausherr wieder an Marta. „Meine Frau will damit andeuten, daß ich ein Tyrann bin — und damit wird sie wohl recht haben. fürs Erste empfehle ich mich den Damen, mein Sekretär wartet, und ich muß vor Tisch mindestens noch zwei Stunden arbeiten.“

Damit ging er fort.

„Arbeitest der Onkel viel?“ fragte Marta, um überhaupt etwas zu sagen, denn die Tante biß sich auf die Unterlippe, saß mit übergeschlagenen Beinen da und ließ ihre Zigarette in der herabhängenden Hand ausgehen.

„Arbeiten? Er arbeitet ja überhaupt nichts. Dies war eben nur eine Pose, die er sich vor Dir gibt. Niemand und nichts ist ihm zu unbedeutend, um zu posieren! Eine Schauspieler-Natur. Jedes neue Publikum regt ihn an. Was hab' ich nicht schon durchgemacht! Und immer wieder daselbe! . . . Aber Du versprichst mir Eins, Marta: daß Du mir immer die Wahrheit sagst? Immer!“

„Gewiß, Tante,“ entgegnete sie befremdet. „Ich pflege doch nicht zu lügen. Wie sollte ich dazu kommen, Dir nicht die Wahrheit zu sagen?“

Frau von Nordheim fuhr fort: „Es müßte doch auf der Welt ein Wesen geben, auf das man sich verlassen könnte! . . . Und Du bist mein eigen Fleisch und Blut, bist meines Bruders Kind“ . . .

„Liebe, liebe Tante, auf mich kannst Du Häuser bauen,“ versicherte Marta, obgleich sie sich das Ganze nicht erklären konnte, kniete neben dem kleinen Sessel nieder, in dem Frau von Nordheim saß und küßte ihr die Hand.

„Wie wunderschön sind Deine Arme,“ sagte Marta unwillkürlich. Eine Art Bewegtheit ergriff sie: Dies war nun Papas Schwester! Ihr Herz klopfte laut. Dies war Jemand, den sie aus vollem Herzen lieben konnte und mußte. Wie gern wollte sie alles was möglich tun, um der Tante zu gefallen, ihr ans Herz zu wachsen.

„Schöne Arme“, wiederholte sie bitter. „Ja, ich glaube, sie gelten für schön . . . Aber wozu? Er sieht ja doch nicht hin.“ . . . Dann nahm sie sich zusammen. Das Nichtverstehen lag zu deutlich in Martas Augen und brachte sie zu der Einsicht, daß sie im Begriff war, sich vor diesem Kinde lächerlich zu machen. Gott sei Dank, daß Marta noch ein so vollständiges Kind war.

Marta wurde nun wieder in ihr Feengemach zurückgeschickt. Auf ihre schüchterne Frage, was sie zum Essen wohl anziehen solle, hatte die Tante gemeint: „Irgend ein kleines, leichtes Abendkleid, wir sind unter uns, nur sieben Personen.“ Marta aber hatte kein „Abendkleid“ — außer dem weißen Gewand, das sie auf Papas Hochzeit getragen hatte. . . Erst vorgestern war es gewesen — und schien doch eine Ewigkeit! Das Herz wurde ihr plötzlich so bang, so weit nach Papa und Lotte, daß sie mitten in ihren Toiletten Sorgen weinen mußte.

Sie wußte ja nicht einmal, wohin sie ihrem Vater hätte schreiben können. Er war weit fort mit der Fremden und dachte nicht an sie. Aber wenigstens Lottes Adresse hatte sie, und schnell setzte sie sich an den mit allem Nötigen in schönster Ausstattung versehenen Schreibtisch

und schrieb der kleinen Schwester einen heißen Liebesgruß, erzählte ihr, daß sie wie eine Prinzessin wohne und es unbeschreiblich schön dort sei. (Auf allen Briefbogen und -Karten eine kleine Ansicht des Hauses.) Sie hatte es wirklich zu gut, ihr Herz weitete sich wieder vor Dankbarkeit. Als sie den Brief an Lotte beendet hatte, dachte sie an Kurt Rietburg . . . Wenn sie ihm doch zeigen könnte, wie schön es in ihrer Tante Heim war, bei „den Balten“ . . . wenigstens eine Karte schicken könnte! Aber es ging nicht. Und sie hatte nicht einmal seine Adresse.

Marta hatte ihre Zeit nicht richtig berechnet: baden, frisieren, anziehen — alles vor acht Uhr, der Dinerstunde. Sie zitterte förmlich vor Angst, daß sie nicht im Stande, dieser ersten, dringendsten Mahnung der Tante nach Pünktlichkeit zu entsprechen. Totschämen müßte sie sich, wäre sie um acht nicht unten. Hätte sie nur wenigstens beim Frisieren die angebotene Hülfe des Mädchens gehabt! Die große Uhr auf dem Toilettentisch zeigte schon zehn Minuten vor Acht.

Uhren gingen in allen Zimmern: über der Badewanne tickte eine laut, über dem Bett eine andere leise; mit wunderlichem Glockenklang verkündigte eine dritte jede Stunde.

Und doch hatte sie sich verspätet! Da wagte sie es und klingelte nach Hülfe . . . Das Mädchen erschien sofort, war so fix und geschickt, daß sie zur Zeit dasein konnte, obgleich man ihr noch das Kleid zurechtzupfte und eine schwarze Schärpe um die Taille band. Durch die Wendeltreppe flog sie hinab und war an der Salon-tür, vor der ein Diener zum Öffnen harrte, ehe der erste Schlag der achten Stunde ertönte.

13.

Unten im Salon traf sie nur einen alten Herrn, der sich Stahlstiche, die auf einem Seitentische lagen, mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Er verbeugte sich, als Marta eintrat, nahm aber weiter keine Notiz von ihr. Wie es ihr fast scheinen wollte, aus Scheu. . . .

Es war ihr lieb, denn sie ließ den Raum auf sich wirken, der wie in magisches Licht getaucht schien. Die Beleuchtungskörper waren derart geschickt angebracht, daß sie wirkten, als ob eine matte Sonne durch gedämpfte Scheiben das Gemach erhellte.

Und diese Blumenpracht!

Eine Farbensymphonie, und wunderbar zarter Duft — wie von Orangenblüten. — Alle Sinne wurden befangen.

Wie edel, wie harmonisch mußten Menschen sich entfalten, die unter solchen Eindrücken, in solcher Umgebung atmeten, Tag für Tag. Es war Marta zu Sinn, als wäre sie in diesen wenigen Stunden, seit sie das Zauber- schloß betreten hatte, schon ruhiger, heiterer geworden. Bei „Betreten“ dachte sie an ihre kleinen Lackschuh und freute sich kindlich, daß sie sie zu des Vaters Hochzeit bekommen hatte — ihr erstes Paar. Was hätte sie hier auf den herrlichen Teppichen wohl ohne die Schuhchen gemacht.

Eben wollte sie die Details der Salon-Einrichtung studieren, als Tante und Onkel gleichzeitig, wenn auch durch verschiedene Türen, eintraten. Es war fast, als hätte der Eine auf den Anderen draußen gewartet, so a tempo war ihr Erscheinen. Die Tante, deren hellblondes Haar ganz hoch, anders als am Nachmittag, frisiert war,

trug eine veilchenfarbene, lichte Toilette, funkelnde Sterne im Haar — Marta fand ihre Erscheinung märchenhaft schön. Um den vollen weißen Hals war eine leichte Tüllboa nachlässig geschlungen, durch die ein zum Kleide passendes in helllila und grünen Lichtern spielendes Geschmeide blitzte. Die Länge des Kleides machte sie schlanker; der Rock schleppte selbst vorn, so daß Marta sich wunderte, wie man sich nur in solchem Gewande sicher und graziös bewegen konnte. Sie selbst wäre gestolpert oder hätte den leichten Spitzenstoff sofort zerrissen.

Der Onkel war im Gesellschaftsanzug, wie der alte Herr.

Ehe die Eingetretenen auch nur ein einziges Wort mit den beiden Wartenden hatten wechseln können, wurde die Flügeltür ins Vorzimmer aufgerissen, und ein Herr und eine Dame traten, lebhaft und heiter wie mitten in fröhlicher Unterhaltung ein, schon auf der Schwelle rufend: „Wie geht's, wie geht's?“

Etwas Strahlendes, Sonniges hatte diese Art der Begrüßung. Es waren Freunde des Hauses, Landsleute; Hupner hießen sie, wie Marta sofort erfuhr.

Ehe irgend einer auf irgend eine Frage geantwortet hatte, öffneten die Diener die Tür ins Eßzimmer. Der Onkel reichte Frau von Hupner den Arm, die Tante wurde von Herrn von Hupner geführt, und der alte Herr, der Marta immer noch nicht vorgestellt war, weil jeder zu glauben schien, sie kenne ihn bereits, bot ihr seinen Arm.

Im Eßzimmer stand eine bejahrte, sehr sympatische Dame, die Hupners freundlich begrüßten. Der Onkel sagte im Vorübergehen: „Frau von Rosen, Sie gestatten, daß ich Ihnen Fräulein von Müllen vorstelle.“ Darauf nahmen alle Platz.

Marta saß zwischen der alten Frau von Rosen und Herrn von Hupner. Es war ihr so eigen, kam ihr wie ein Traum vor, daß sie mitten zwischen Leuten saß, die so viel wußten und verstanden von Dingen, die sie nicht ahnte. Sie hatte, schien es, in einer andern Welt gelebt. Wie war sie sich so dumm, so ungebildet vorgekommen. Lebhaft und heiter diskutierten alle über Ereignisse, Auffassungen, die ihr vollkommen fremd geblieben waren. Schnell rauschte alles vorüber, auch die Gänge der Speisen, lautlos wurden ihre Gläser gefüllt — Alles so wunderschön, wie sie es nie erlebt, aber genau so, wie sie sich gedacht hatte, daß es sein müsse und sich gehöre. Der ganze Tisch wie in weiße Rosen gehüllt, ein Rausch von Schönheit — alles licht und glänzend. „Makellos“ sagte sie unwillkürlich. Sie hätte mehr Auge, überhaupt mehr Sinne haben mögen, um sich noch inniger an allem zu erfreuen. Ja, so sollte es sein — das, das war das Leben! „Die Maschine des Lebens knarrt hier nicht; sie ist so gut eingeeölt,“ sagte sie sich plötzlich und fand sich dabei ganz flug geworden, da sie unter lauter geschauten Leuten saß. Es steckte entschieden an!

Herr von Hupner sprach jetzt mit der Dame des Hauses augenscheinlich über sie; er ließ sich orientieren. Die Tante sagte irgend etwas gleichgültiges.

„Erst heute Nachmittag?“ hörte sie ihn erwidern. „Darum sah ich Sie dicht am Bahnhofe an mir vorbeifahren.“

Dann verstand Marta wieder nichts, bis er sich an sie wandte:

„Ich höre eben erst — oder ich überhörte es früher — daß Sie aus Berlin eingetroffen sind. Hoffentlich wird es Ihnen in der Provinz gefallen“. . .

Am anderen Ende des Tisches schien man auch über

sie und ihren Vater gesprochen zu haben. Denn plötzlich sagte der Onkel ganz laut zu dem reizenden alten Herrn, über die Anderen fort:

„Schott, Sie Idealist, was sagen Sie eigentlich dazu? Ist doch ein merkwürdiger Beweis für die Menschheit, daß Müllen nicht durch seine bahnbrechenden Arbeiten, nein, durch diese kleine Broschüre gewagter Hypothesen berühmt geworden ist. Wenn nicht Sensation und etwas Prickelndes dabei ist, interessiert es die Menge nicht.“ —

Schott konnte nichts antworten, denn Frau von Hupner warf dazwischen: „Über die künstliche Befruchtung? Das ist der Vater? Rudolph von Müllen?“

Der Onkel lachte über das, was Frau von Hupner gesagt hatte, und sie hielt sich plötzlich den Fächer vors Gesicht. Warum nur?

„Da haben Sie ja einen sehr berühmten Vater, gnädiges Fräulein,“ sagte Herr von Hupner zu Marta.

„Ich bin auch furchtbar stolz auf ihn,“ erwiderte sie errötend. Bisher hatte sie, die sonst so schüchtern war, sich garnicht geniert. Alle behandelten sie freundlich, ein selbstverständliches Wohlwollen lag in der Luft. Sie dachte an die Atmosphäre, die immer bei Winkels Mittagessen geherrscht hatte, und holte erleichtert zweimal tief Atem.

Schott antwortete nun mit leisem Lächeln auf die vorhin ihm gestellte Frage. Marta vernahm seine Worte nicht alle, aber es dünkte ihr so merkwürdig, daß er „Herr von Nordheim“ sagte, während der Onkel ihn nur kurzweg „Schott“ apostrophierte.

Und da fiel es ihr ein. Dieser Mann mit dem wunderbaren Haupt und dem spärlichen grauen Haar — sie mußte „Künstlerkopf“ denken, — mit einem Ausdruck um die Schläfen wie ein — ja — wie sollte sie nur

sagen? Wie ein Kirchenwater. Nichts als ideelle Vergeistigung um ihn, an ihm — dies war der Hauslehrer, von dem die Tante erzählt hatte. Der Hauslehrer, von dem der Onkel sich nicht zu trennen vermochte. Und sie, Törin, hatte darüber gelacht! Von dem sich trennen — das hätte wohl Keiner fertig gebracht.

Frau von Rosen fragte Marta indessen nach ihrer verwandtschaftlichen Beziehung zur Hausfrau.

Frau von Rosen sah wie das Original zu irgend einem berühmten Bilde aus; man glaubte immer, man müsse ihrem Porträt in einer Gallerie alter Meisterwerke schon begegnet sein. Sie hatte den Typus der Frau von vor hundertfünzig Jahren. Leider war sie etwas schwerhörig. So fiel es Marta nicht leicht, ihr zu antworten inmitten der lebhaften Tischunterhaltung. Eigentümlich berührte es Marta, daß ihre Tante nie über ihre Familie gesprochen haben konnte: Frau von Rosen wußte nicht einmal, daß der Bonner und der Berliner Bruder der Baronin identisch seien. — Auch vom Tode ihrer Mutter, von der Wiedervermählung des Geheimrats hatte ihre Tante der Hausgenossin nichts erzählt. Augenscheinlich, weil es keine Wichtigkeit für sie hatte. Aber was hatte denn so alles überwuchernde Wichtigkeit für sie? Marta beobachtete sie.

Frau von Rosen war, wie Marta im Lauf des Gesprächs erfuhr, schon Hausdame beim Vater des Onkels gewesen. Sie sagte, sie habe immer ein bißchen Mama für ihn gespielt — seit dreiundvierzig Jahren. Marta wunderte sich, daß der Onkel schon über vierzig sei. Frau von Rosen und Herr Schott waren also eiserne Bestandteile des Nordheimschen Hauses. Sie waren beide auch mit „drüben“, in Ostasien, gewesen, als er im diplomatischen Dienst gestanden.

Und von den beiden hatte die Tante bisher kein Wort gesagt — nur von den „Eigenheiten“ des Onkels hatte sie gesprochen.

Was war das eigentlich zwischen Tante und Onkel? Sie schien sich im Grunde mit nichts anderem zu beschäftigen als mit ihm. Auch jetzt beobachtete sie immer nur ihren ihr gegenüber sitzenden Mann. Und dabei hatte sie so groß aufgerissene Augen, fast als wollte sie irgend etwas fragen — vielleicht: „Bin ich nicht schön?“ Sie wandte sich und reckte sich, sprach und gestikulirte, wie es Marta schien, in der Hoffnung, der Onkel solle sie einmal mit einem leuchtenden oder anerkennenden Blick beglücken. Aber er, der sehr gesprächig war, wandte sich ausschließlich an seine Gäste und an Herrn Schott. Marta fing jetzt auch an, ihn scharf zu beobachten, und da wollte es ihr fast scheinen, daß es Absicht war, wenn er nie, auch nicht einmal flüchtig, zu ihr hinblickte.

Wie eigen war doch das alles. Sie hatte ihm beim Thee vielleicht mißfallen?

Als der Champagner eingegossen war, nahm die Tante ihr Glas in die Hand. Marta glaubte einen Augenblick sie würde sagen: „Einen Willkommstrunk auf meine kleine Nichte.“ Ihr war so, als hätte sie das an ihrer Stelle getan, und sie errötete aus Angst vor der allgemeinen Aufmerksamkeit, die auf sie gezogen werden würde . . . Doch, gottlob, es kam anders.

Die Tante sagte: „Ich gestatte mir, auf das Wohl meines Herrn Gemahls zu trinken. Heute vor siebzehn Jahren haben wir uns nämlich verlobt.“ —

Nun entstand ein allgemeines Gerede und Gelächter. Die Einen sagten, es wäre zu stark, daß der Hausherr den Tag vergessen habe, Herr Schott machte sich laut Vorwürfe, nicht daran gedacht zu haben, Frau von Rosen

war außer sich über ihre Nachlässigkeit — Frau von Hupner aber lachte nur immerzu: „Nein, diese Deutschen! Mit ihren sentimentalen Gedächtnistagen!“ Erneute Lachsalven.

Frau von Nordheim schien das mit den „Deutschen“ übel zu nehmen. Sie entgegnete: sie wäre schon fast ebenso lange Russin wie sie Deutsche gewesen sei. Frau von Hupner ließ sich nicht stören, lachte und spottete immer weiter: Ob die Kleine aus Berlin entsandt worden wäre, um zu gratulieren?

Frau von Nordheim erwiderte etwas scharf: „O nein.“ Ihr Bruder habe ebenso wenig Sinn für Erinnerungstage wie ihr Mann. Sie sei die Einzige in der Familie.

„Vielleicht ist das gut, Solofa-Solizka,“ sagte er verbindlich. — Er gebrauchte immer diese zwei Koseformen ihres Namens hintereinander. Marta dachte: als ob er mit der Einen nicht um ihre starke Gestalt herumkommt. Das war der Eindruck, den es ihr machte. — „Erstens beweist es, daß Sie auch darin ein Unikum sind. . . Zweitens kämen wir sonst, bei vorschreitenden Jahren, nicht aus dem Feiern heraus.“

Alle außer der Tante waren nach diesem Intermezzo in gehobenerer Stimmung. Es ging noch fröhlicher zu als bei Beginn der Tafel. Frau von Hupner warf die Frage auf: was schöner sei, zu lieben oder geliebt zu werden?

Marta sperrte beide Ohren auf bei so interessantem Gespräch. Der Hausherr rief sofort wieder mit seiner hellen Stimme: „Schott, hören Sie die Preisfrage? Was sagen Sie, Sie Idealist und Ästhet! Lieben oder geliebt werden?“

Schott erwiderte prompt: „Ich möchte sagen -- aber

die Damen dürfen nicht zürnen — beides ist gleich entseßlich!“ —

Großer Applaus.

Nun sollte auch Frau von Rosen durchaus ihre Meinung abgeben. Zuerst sträubte sie sich: sie wäre zu alt. Schließlich aber meinte sie zaghaft — alles an ihr war zart und schüchtern — „Lieben und geliebt werden, wäre wohl eigentlich dasselbe. Das Eine ohne das Andere könne es doch nicht recht geben?“

Die Tante lachte höhnisch: „Es sollte das Eine ohne das Andere nicht geben, darin haben Sie Recht, liebe Rosen. Aber leider kommt es nur zu oft vor, daß man liebt, ohne geliebt zu werden.“

Ein Hauch von Mißstimmung flog über die Tafelrunde. Nur Frau von Hupner lachte wieder: „Es gibt alles auf der Welt, Cola, aber das Wenigste davon ist schön! Ohne Leidenschaft ist's fad zu leben, mit Leidenschaft ist's kein Spaß mehr. Was soll der Mensch da eigentlich machen?“

Man erhob sich.

Nach Tisch gingen die Herren in ein anderes Zimmer, obgleich die Damen auch rauchten. — Natürlich Frau von Rosen und Marta nicht, jedoch die Wirtin und Frau v. Hupner.

Frau von Rosen, die kleiner als Marta war und in ihrem Blondenhäubchen, in der magischen Salon-Beleuchtung noch mehr den Eindruck einer Nippesfigur macht, als im weißen Licht des Eßzimmers, schaute Marta ein Weilchen wohlgefällig lächelnd an. Dann nahm sie sie um die Taille und vor die auf einem Divan hingegossenen Raucherinnen tretend, sagte sie: „Frau Baronin, hier haben wir doch etwas sehr Niedliches.

Nun müssen wir ihr die geschmacklose Berliner Art nehmen.“ . . .

„Ja,“ unterbrach Frau von Hupner, „Lola, ich wollte Dich schon bei Tisch fragen, ob die Kleine mit Absicht „biedermeierisch“ ist? Das wird hier auffallen.“

Frau von Nordheim warf einen müden Blick auf Marta: „Ich finde sie ganz nett, so wie sie ist.“

Frau von Hupner wurde lebhafter: „Ich begreif Dich nicht, Lola! Du mit Deinem Geschmack, Deinem Künstlerauge! Dies Kleid hat ja einen Schnitt, als sollte es den graziösen Bau des Kindes direkt entstellen. Und dann die Frisur! Zwei lange Zöpfe, die um den Kopf gelegt sind. Wirken wie ein Diadem über dem Kindergesicht, einfach grotesk! Es gibt ein altes Bild der Kaiserin von Osterreich, so aus den fünfziger Jahren, das wird als Öldruck vervielfältigt, auf dem ist solch eine Frisur — scheußlich geschmacklos! — Damals mag es Mode gewesen sein. — Na, und dann eine Kaiserin und eine so schöne kann schließlich alles tragen. — Über diese kleine Schönheit soll doch noch einen Mann kriegen.“ —

Dabei hatte sie Martas große Schildpattnadeln herausgezogen, so daß ihr die Zöpfe über den Rücken fielen.

„Besser noch à la Defregger meinte sie; „sie hat ja fast zu viel Haar — und dabei fein, weich, seidig — hübsche braune Nuance . . . Kommen Sie, Kleine, wir wollen einen Mozartzopf probieren.“ Damit löst sie eine der beiden Flechten. Ehe sie noch die zweite entflochten hatte — Marta kniete vor ihr und ihr reiches Haar fiel bis auf den Teppich — trat unerwartet der Hausherr ein. Sein Blick blieb an den braunen Wellen hängen. „Na nu? Salon de coiffure?“ fragte er.

„Was suchen Sie hier?“ fuhr seine Frau zornig auf. Sie hatte seinen Blick auf Martas Haar genau gesehen.

Frau von Hupner lachte laut: „Wie gerufen, Herr von Nordheim, Sie haben so viel Geschmaç. Ich probiere eine neue Haartracht für Ihre Nichte. Geben Sie mir einen Rat.“ . . .

Er zeigte auf eine kleine Statuette in einer Nische: „Nehmen Sie die zum Vorbild. . . . Eine Tanagrafigur — meine einzige echte. . . .“ Damit ging er wieder fort, um seine Frau nicht zu reizen.

Frau von Hupner jubelte vor Entzücken. Ein leises Zischen kam aus der Ecke, wo die Tante saß, ihre Nasenflügel bebten.

Frau von Rosen holte, da die vorhandenen Schildpattnadeln nicht reichten, noch einige neue, brachte auch Kamm und Bürste. In fünf Minuten war Marta „griechisch“ frisiert: Ihr schweres Haar war tief im Nacken befestigt. Frau von Hupner wusch sich nur rasch im Vorflur die Hände — Frau von Rosen hatte alles Nötige kommen lassen — und freute sich dann übermütig ihres Streichs. Sie band die Schärpe, die bisher um Martas Taille geschlungen war, ihr um die schlanken, fast zu schmalen Hüften und behauptete: Nun sähe man ihr das Berlinertum, das Konventionelle, fast gar nicht mehr an. Darauf entwarf Frau v. Hupner den Plan zu einer Maskerade: „So ein bischen verkleiden, ist zu amüßant!“

Marta gewann den Eindruck, als sei Frau von Hupner die freundlichste, wohlwollendste Dame der Welt. Man kam mit ihr nicht aus dem Lachen und Staunen heraus. Von der boshaften Spitze gegen Tante Lola, die alle Einfälle der amüßanten Frau hatten, merkte Marta nichts. Schließlich sagte Frau von Hupner teilnahmsvoll: „Was hast Du, Lola? Ich finde Dich garnicht frisch.“

„Bin es auch nicht. Mich greift die Massage an.“

„So laß sie doch, trink apozème de santé.“

„Ich will aber nicht so dick wie eine Kuh werden.“

„Sei doch nicht närrisch. Dies bischen Fett steht Dir ausgezeichnet, Du siehst immer noch wie achtundzwanzig aus und bist doch auch schon Mitte der Dreißig . . . Ich nehme Arsenik, um stärker zu werden.“

Lola interessierte sich sehr für alle Gesundheitsfragen: „Annie,“ entgegnete sie, „wenn die Infborg nicht direkt an der Entfettungskur gestorben wäre, ich versichere Dich, ich probierte sie auch. Ich kann mich nämlich garnicht ansehen, seit ich so stark geworden bin, ärgere mich von früh bis spät darüber“ . . .

„Du weißt garnicht, wie schön Du bist,“ sagte Annie, „sei doch nicht kindisch.“

Da trat mit seinem bedächtigen Schritt Herr Schott in den Salon. Ihm wurde die Neufrisierte zuerst vorgestellt, er sah aber so wenig den Unterschied, daß er ihm erst lang und breit erklärt werden mußte. Er war gekommen, um die Hausfrau zum Klavierspiel aufzufordern: „Wie stehts mit unserer Schubert-Symphonie? Ich kanns garnicht erwarten, sie mit Ihnen durchzugehen“ . . .

Marta hatte nicht gewußt, daß ihre Tante Klavierspielerin war. Als sie aber durch die geöffnete Tür des Musikzimmers, das hinter dem Salon lag, hörte, wie sie mit Herrn Schott vierhändig spielte, da empfand sie eine wahre Ehrfurcht vor ihrer Begabung. Alles, was sie bisher gehört, schien ihr Geklimper gewesen — dies war Musik.

Von den Tönen angelockt, erschienen auch die Herren. Als der Onkel an Marta vorüberging, strich er leise mit seiner langen, schmalen Hand über das neu frisierte Köpfcchen und flüsterte auf deutsch: „Gefällt es Dir hier, Tanagra-Püppchen?“ Sie folgte einem unwiderstehlichen Impuls

— vielleicht hatte die Musik ihr das Herz so weit und voller Sehnsucht nach dem Vater und nach allem Lieben und Schönen gemacht — dankbar nickend zog sie seine feine Hand an ihre Lippen und küßte sie. ██████████ ██████████

Er wollte sich über sie neigen und der russischen Sitte entsprechen, die einem Handkuß den Kuß auf die Stirn folgen läßt, wollte ihre glatte Mädchenstirn berühren. — Aber in demselben Augenblick brach die Musik plötzlich ab. Er zuckte zusammen und wich zurück.

Die Tante erklärte laut, sie könne nicht spielen, wenn ihr Mann im Zimmer sei. Sie habe seine Nähe sofort gefühlt . . .

Herr Schott mit seinem stillen verklärten Lächeln sagte: „Ja, es ist unglaublich! Eine Künstlerin wie die Baronin, und wurde plötzlich ganz unsicher. . . .“

„Halt verliebte Leut’,“ lachte Frau von Hupner boshaft.

Herr von Nordheim war an den Flügel getreten und spöttelte: „Es steht also im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich diese Schubertsche Symphonie nicht hören soll. Vorgestern konnte ich nicht mit in Euer Konzert und heute streift die Künstlerin.“ —

„Sie halten mich ja garnicht für eine Künstlerin,“ versetzte seine Frau.

Marta wußte nicht, ob sie ihn necken oder kränken wollte. Herr Schott aber antwortete sehr ernsthaft: „Frau Baronin, wie Sie hier beim Dom-Blatt-Spielen, im Allegro die ferne dumpfe Melodie, den Hinweis auf das Adagio, eben herausgebracht haben — das macht Ihnen so leicht Keiner nach, das ist eben das Künstlerische. Ob sie da ’mal in der Nervosität ein paar Noten daneben greifen, darauf kommts nicht an. Auf die Auffassung, auf das Verständnis. . . .“

„Geben Sie sich doch nicht so viel Mühe, Schott,“ versetzte der Onkel, „meine Frau mit sich selbst auszuföhnen. Sie hört ja garnicht auf Ihre geistreichen Erklärungen.“

„Nein, sie erwartet immer ein Wort von Ihnen, hört nur auf Sie — und das Wort kommt nicht“ — unterbrach Frau Lola leidenschaftlich.

Herr von Nordheim tat, als habe er sie nicht verstanden, und während Schott einige Locktöne anschlug, um die Baronin zur Wiederholung des letzten Abschnitts zu bewegen, gingen die Herren in die Rauch-Gemächer zurück.

Marta blieb im Musik-Zimmer und hörte die Symphonie zu Ende, Frau von Hupner kicherte leise im Nebenzimmer mit Frau von Rosen, die nur die Hälfte von dem verstand, was sie ihr ins Ohr flüsterte.

14.

Marta hatte wunderbar, traumlos die erste Nacht in dem eleganten Himmelbett geschlafen und schaute morgens beglückt in die zartgrün-rosa Lichter des Zimmers.

Da fiel ihr alles ein, was sie noch gestern Abend erlebt und jetzt fast verschlafen hatte.

Die Tante war, während der Onkel Frau v. Hupner herausbegleitete — Schott und Frau von Rosen hatten sich auch zurückgezogen — auf sie losgestürzt und hatte ihr ins Ohr geflüstert: „Marta! der heutige Abend hat mir eine furchtbare Gewißheit gebracht: — mein Mann liebt diese Gans von Hupner!“ Die Tante hatte dabei die Augen verdreht, so daß die Pupille ganz nach oben ging, und Marta nur das Weiß des Auges sah. Als

der Onkel dann ins Zimmer trat, wandte sie sich höhniſch grinsend an ihn: „Reizende Frau, nicht wahr, reizend, lacht wie ein Aff, eine Stunde nach der andern.“

Er warf einen flüchtigen Blick auf Marta und erwiderte: „Sie ſind wohl nicht ganz wohl heute, denn ſonſt pflegt es doch nicht in unſern Gewohnheiten zu liegen, Freunde, die uns eben verlaſſen haben, zu beſchimpfen? Jedenfalls wäre es kein gutes Beiſpiel für Marta.“ . . .

„Gutes Beiſpiel! Um das kümmern Sie ſich wohl!“

Der Onkel zog ſeine Uhr, verglich ſie mit einer auf dem Kamin. „Ich möchte eigentlich noch mit Schott die neue Büchersendung durchſehen . . . Gute Nacht.“

„Natürlich, mit Schott!“ . . . Sie raſte vor Zorn.

Marta machte ihrem Onkel, da ſein „Gute Nacht“ auch ihr gegolten hatte, einen halb linkeiſchen, halb kindlichen Knir. Er reichte ihr die Hand und wieder empfand ſie etwas wie eine linde Liebköſung durch weiche, feine ſchmale Finger. Daß er immer ſo ruhig bleiben konnte, wenn die Tante ſo ſcharf und böſe war. Sie bewunderte ihn.

Die Tante ſchlang den Arm um Martas Taille und ging mit ihr die Treppe hinauf. Sie dachte an anderes als ihre Nichte. Kaum oben, machte ſie wieder ſo furchtbare Augen „Du wirſt mich nicht verraten, Kind,“ begann ſie . . . „meine Lage iſt entſetzlich.“

Es durchzuckte Marta angſtvoll: Sollte die Tante etwa nicht ganz bei ſich ſein? Und der Onkel darum, weil er es wußte, ihr alles nachſehen? Bei dieſem Gedanken eröffneten ſich traurige Perſpektiven . . . die arme Tante.

„Verrate mich nur nicht,“ fuhr die Tante fort, entſchieden von einer fixen Idee gepeinigt. „Ich bin ja gut gegen Dich, ich will Dir alles ſchenken, was Du Dir wüſcheſt“ . . .

„Aber ich wünsche mir nichts“ . . . unterbrach Marta.

Sie fuhr fort: „Nur tu' mir das nicht an!“

Marta war sehr bestürzt: „Was denn? Was soll ich Dir nicht antun?“

„Keine Heimlichkeiten mit ihm haben, nicht mit ihm gegen mich konspirieren! . . . Sieh, Marta, ich kenne ihn genau: Es geht etwas in ihm vor. So, wie er heut aussah, mit diesem verträumten Zug, hab ich ihn an zehn Jahre nicht gesehen — und damals war es auch nicht zu unserm Glück! Und nun frag ich mich: Solltest etwa Du es sein und nicht diese Gans von Hupner?“

Marta wußte nichts zu antworten. Dies war Irrsinn, heller Irrsinn. Schrecklich. Eifersucht. — Wie in Shakespeares Othello. Es grauste ihr, sie wurde eiskalt . . . vielleicht war sie auch übermüdet von all den neuen Eindrücken. Wenn sie nur ihres Vaters Adresse gehabt hätte, um ihm zu telegraphieren. Hier konnte sie nicht bleiben. Aber wohin sollte sie?

„Tante,“ stieß sie schließlich heraus. „Ich kann ja morgen früh fortreisen . . .“ Sie überlegte sich, daß sie Frau Witzel vielleicht noch in Berlin träfe . . . Sie hatte nur kein Reisegeld . . . Papa hatte es ihr erst zur Heimreise schicken wollen . . . Was sollte sie ihrem Vater aber nur schreiben?

Ehe sie das ausgedacht hatte, fiel die Tante ein: „Fortgehen? Um alles in der Welt nicht. Nein, unmöglich. Er sagt sowieso, meine Eifersucht vereinsame ihn, verbittere sein Leben. — Findest Du uns einsam? Unser Leben bitter? Wie bin ich ohne die Rosen und Schott gewesen, nie habe ich meinen Mann gehabt — immer inmitten Anderer. Aber die Zahl ist ihm noch zu gering — er möchte täglich einen ganzen Schwarm von Gästen

haben. — Und seine Karriere soll ich ihm auch verdorben haben, so behauptet er.“ — Sie schwieg einen Augenblick, dann begann sie wieder: „Etwas Junges im Haus hat er sich lange gewünscht . . . Du bist freilich sehr jung, sehr anziehend . . . Du könntest meine Tochter sein . . . Hier bleiben mußt Du . . . Nur verraten darfst Du mich nicht. Versprich es heilig! . . .“

Plötzlich schien ihr ein Einfall zu kommen; sie sah Marta ganz normal und lachend an: „Am Ende könntest Du mir sogar hilfreich sein, beim Kampf gegen diese fröhlich schnatternde Gans? Sahst Du, wie er bei Tisch nur für sie Augen hatte? Nicht einen einzigen Blick warf er auf Dich . . . Das kann aber freilich auch eine tiefe Bedeutung haben. . . .“ Wieder verfinsterten sich ihre Mienen.

„Liebe, liebe Tante,“ sagte Marta und küßte ihre Hand. Sie empfand aufrichtiges Mitleid mit dieser schönen reichen Frau.

Auf Unterbrechungen achtete die Tante wenig: „Du bist ja meines Bruders Kind, bist mein eigenes Fleisch und Blut,“ fuhr sie fort.

Endlich stand sie auf und Marta durfte sich zu Bett legen. Sie hatte nur noch die eine Sehnsucht: zu schlafen.

Als sie jetzt aber, am Morgen, mit ausgeschlafenem Hirn in der wonnigen Harmonie dieses Raumes zu sich kam, überlegte sie der Tante Worte von Neuem.

Es war doch ein merkwürdiges Haus dies Feenschloß, in das sie geraten war . . . Eigentlich drehte es ihr den Verstand um: alles war anders, als sie es sich bisher gedacht hatte. War daran nur ihre eigene Unerfahrenheit schuld? Sah sie nur zum ersten Mal hinter die Kulissen, und sah es für Klügere, Wissende überall so aus wie hier?

Da fesselte ein Schlafrock aus japanischer Seide ihren Blick. Er war in den Farbennüancen diesem Zimmer wie angepaßt, mit rosarotem Sammet gefüttert und besetzt . . Sie richtete sich auf. — So etwas Schönes hatte sie noch nie gesehen . . . sie befühlte den Stoff — es war wie eine Liebkosung Das hatte die Tante ihr auch hinlegen lassen — sie war doch zu großmütig, zu gut!

Marta besaß noch keinen Schlafrock; in der Pension hatten alle Mädchen, also auch sie, einen roten Flanell-Überwurf, um vom Bett ins Badezimmer zu schlüpfen, der hatte ihr bisher als Schlafrock gedient. Mit diesem japanischen Seidengewand ließ er sich nicht vergleichen — nichts was sie besaß, kam diesem überhaupt gleich. . . . Sie war noch in den Ueblick dieser Pracht versunken, als das Mädchen leise ins Nebenzimmer eintrat — die Türen waren natürlich unverschlossen. Sie fragte, ob das gnädige Fräulein, wie die Herrschaften, auch im Bett zu frühstücken wünsche? Das erschien Marta unmöglich. Papa hätte es sicher nicht gebilligt. Im Bett frühstücken! Nein. Aber sie ließ sich das Bad zurecht machen und bestellte sich ihren Thee in einer Stunde ins Wohnzimmer. Wenn sie es so gut haben könnte, wie im Feenland, warum sollte sie es nicht genießen. Sie konnte sich als Romanheldin träumen. In den Schilderungen Disraelis gibt es lauter Mädchen in herrlichen Kleidern, die in schönen Schlössern mit sorglosen Menschen hausen . . .

Ja, heute gehörte sie auch einmal zu den sorglosen Menschen. Wie gut hatte sie es doch hier. Unerlaubt gut.

Da sie die Tante vor ein Uhr, der Lunchstunde, nicht zu sehen bekam — nach der Angabe des Mädchens — wollte sie ihr wenigstens ein Wort des Danks für die neue Überraschung, den Schlafrock, schriftlich senden und handigte dem Mädchen den Brief ein.

Sie hatte Lust, nachher eine Ecke des Zimmers abzumalen, da sie ihren Farbenkasten eingepackt. Aber die Zeit flog hier so rasch. Bis zehn Uhr geschlafen — ein süßes faullenzler-Leben. Sie hatte in den letzten neun Monaten nicht begriffen, daß es Menschen gab, die nicht zu sterben wünschten, die das Leben schön fanden. . . Jetzt begriff sie es. Solche Augen-Ohren-, solche bunte Sinnesweide verlassen für die schwarze Nacht!

Welch einen Traum von Schönheit konnte die Menschheit doch aus dem nüchternen Dasein schaffen! Die Tante war entschieden eine Künstlerin, wie dieser reizende Herr Schott gesagt hatte.

Welch Glück war es, Menschen wie Frau von Rosen und Schott um sich zu haben, an sich fesseln zu dürfen. Marta hatte wirklich nicht gedacht, daß es solche Personen auch auf Erden, nicht nur in Büchern gab. Um dies verklärte Lächeln auf Herrn Schotts Zügen zu sehen (am deutlichsten leuchtete es, wenn er am Klavier saß), hätte Marta schon viel getan. Und der Onkel? Etwas rätselhaft war er sicher. Ob sie ihn je näher kennen lernen würde? Vor einer so unbedeutenden Persönlichkeit würde er sich nicht enthüllen. Auch schien die Tante es nicht zu billigen, wenn sie mit ihm sprach. Und er war so klug, daß er das längst durchschaut hatte. Nur heimlich hatte er ihr so lieb „Tanagra-Puppe“ zugeflüstert . . . Heimlich . . . Es wurde Marta übel . . . Heimlich . . . Ja! Und vor Heimlichkeiten hatte die Tante sie gewarnt. Keine Heimlichkeiten zu haben, hatte sie heilig versprechen müssen . . .

Was war zu machen?

Sie konnte aber doch ein paar aufmunternden Worten nicht so große Bedeutung geben, daß sie sie gleich der Tante wiederholte?

Sie dachte an Schotts verklärtes Lächeln, an den Heiligenschein um sein haarloses Haupt, an Frau von Rosens vornehme Erscheinung . . . Inmitten solcher Menschen konnte sie doch nicht wie eine Angeberin, wie ein Spion jedes Wort, das man an sie richtete, merken und wiederholen?

Sie beruhigte sich. Mit „Heimlichkeiten“ konnte die Tante doch nur etwas, was Marta selbst sagte oder tat, gemeint haben? Und solche Heimlichkeiten war sie fest entschlossen, nie zu begehen.

Doch nun war ihre glückliche Morgenstimmung fort. Lauert immer ein Wurm unter den schönsten Blumen?

Marta hatte alle Sicherheit verloren und ängstigte sich, als sie zum Ein-Uhr Frühstück — etwas zu früh — hinab ging.

Zu ihrer Freude fand sie Herrn Schott wieder im Salon. „Sie sind wohl immer der Erste?“ fragte sie.

„Natürlich!“ entgegnete er mit dem unwiderstehlichen Lächeln. „Wer sonst? Ich dürfte doch nicht warten lassen.“

„Haben Sie meine Tante schon gesehen?“

„Nein, in der Früh bleibt sie lieber ganz allein. Aber Herr von Nordheim sagte, es ginge ihr wieder gut. Gestern gefiel mir ihr Aussehen nicht; sie war entschieden angegriffen. Ich glaube, die Hitze bekommt ihr nicht. Der Baron hätte mit ihr an die See gehen sollen . . . für ihn, da er mitten in der Arbeit ist, wäre das aber nicht leicht gewesen . . . Seine Bibliothek läßt sich nicht mitnehmen.“

Er erschien in demselben Augenblick. Das heißt, er schaute ins Zimmer und ging wieder fort, als Schott mit dem Kopf schüttelte. Marta fand das so komisch,

daß sie lachte. Da sagte Schott ihr mit gedämpfter Stimme: „Die Baronin ist so fein besaitet, daß es sie kränkt, wenn ihr Mann auf sie wartet. Es verdirbt ihr die Stimmung. Darum erscheint er jetzt immer erst, wenn sie schon da ist. Ihre Kammerfrau ist nämlich etwas langsam, und daher verspätet sie sich hin und wieder“ . . .

Gleich darauf trat die Tante ein, jung und schön. Marta flog auf sie zu; ehe sie ihr aber noch ein Dankeswort gesagt, kam der Onkel ins Zimmer.

„Ich konstatiere,“ sagte sie triumphierend zu Schott — „Maregno ist wieder der Letzte“. Schott lächelte:

„Gewiß, Frau Baronin.“

Frau v. Rosen wartete wieder im Eßzimmer: das sei nun 'mal ihre alte Gewohnheit.

Onkel und Tante saßen nebeneinander am runden Tisch, Marta zwischen Frau von Rosen und Schott. Der Tisch war heute bei Tageslicht in bunten Farben gehalten; er erschien Marta fast noch schöner als am Abend.

Sonst war alles wie gestern; ebenso viel Diener wie Personen am Tisch. Die Stimmung der Tante war nur lebenswürdiger. Gewiß hatte sie sich in der Nacht noch mit dem Onkel ausgesprochen. Dieser war ziemlich einfüßig, fragte aber gleich: wohin die Damen nach Tisch führen? Die Tante erwiderte, daß sie für Marta Einkäufe machen müsse. Annie Hupner habe ihr die Hölle heiß gemacht.

„Wann kann ich Ihrer Nichte meine Bibliothek zeigen?“ fragte er darauf.

Marta wurde sofort rot. Nach ihrer gestrigen Erfahrung fürchtete sie den Zorn der Tante, neue Heimlichkeiten — sie ging hier schon wie auf Eiern. Doch die

Tante erwiderte freundlich: „Dürfen wir nicht um fünf den Tee in der Bibliothek trinken?“

Er nickte. Sie gab dem am Buffet stehenden Haushofmeister sofort die nötigen Befehle. Frau von Rosen, die sonst die fünf-Uhr-Mahlzeit bei sich einnahm, wurde feierlich eingeladen. Auch Schott versprach, sich die Ehre zu geben. Darauf wurde der Onkel ganz heiter, neckte seine Frau mit dem, was sie ihm von ihrer Razzia in allen Läden — denn das würde es wohl werden — mitbringen würde; sie ging auf den Ton ein und bat schließlich sogar stürmisch, er möge Hupners doch bitten, heute wieder zu kommen. „Wisofofskys kommen — und die Frau ist ohne Annie nicht zu verdauen.“

Marta traute ihren Ohren nicht. War die Tante seit gestern Abend ausgetauscht?

Der Onkel sagte: Hupners würden auf keinen Fall kommen; zwei Tage hinter einander, das täten sie nicht. Die Tante bat, er möge es doch wenigstens versuchen, in einem seiner unwiderstehlichen Briefchen.

Marta fragte sich, ob die Tante ein schlechtes Gewissen habe und es beruhigen wolle? Wenn man eine Dame eine Gans nennt und auf sie eifersüchtig ist, ladet man sie doch nicht immerfort zu Tisch, bittet nicht um ihr Erscheinen wie um eine Gnade. Alles war doch zu unklar, zu kompliziert in diesem Hause.

„Was haben Dir denn unsere Gäste für einen Eindruck gemacht?“ fragte der Hausherr Marta. Es war das erste Mal, daß er direkt die Rede an sie richtete. Schott unterbrach sie aber sofort:

„Nein, Herr von Nordheim,“ sagte er, energisch den Kopf schüttelnd, „Tun Sie das nicht. Das ist nicht richtig. Man muß so ein Kind nicht zur sinnlosen Kritik erziehen.“

— Das ist bei ihr direkt stilwidrig. Die Menschen sollen harmlos auf sie wirken.“

Der Onkel lachte: „Lassen Sie mich nur Schott, eine Stilwidrigkeit kann manchmal erquickten . . .“

Marta war in peinlicher Lage. Sie fürchtete die Tante zu reizen. Schließlich stieß sie etwas ungeschickt heraus: „Ich war noch nie früher mit so klugen und so gebildeten Leuten zusammen, wie gestern hier.“

Schott klatschte in die Hände: „Das ist recht, Fräulein Marta, das ist recht.“

Der Hausherr und seine Frau lachten vergnügt. Frau von Rosen aber, die kein Wort verstanden hatte, lächelte ermunternd, wie jedesmal, wenn Marta den Mund aufthat. Sie war so stolz wie eine Mutter, die ihr Kind produziert. Es gab dem jungen Mädchen ein Gefühl der Sicherheit, das sie seit der Mutter Tode nicht gehabt. Erschüttert wurde es aber sehr, als der Onkel ihr nach Tisch zuflüsterte: „Ängstige Dich nicht, ich habe die Bestie heut Nacht mit Fleisch überfüttert; sie hält sich jetzt ein Weilchen ruhig. —

Marta verstand ihn nicht. War sie so dumm, oder waren die Herrschaften im Hause krankhaft überregt? Sprachen sie etwa nur eine Sprache, die sie noch nicht verstand? Mit Herrn Schott und Frau von Rosen hatte sie aber doch sofort innere Anfühlung gehabt!

15.

Marta hatte nie so schöne Sachen gesehen, geschweige denn besessen, wie die, welche ihr die Tante an diesem einen Nachmittage kaufte. Wollte sie protestieren,

entgegnete Frau von Nordheim einfach: das gehöre mit dazu, Marta verstehe nur nichts davon.

Und wenn Marta auch dankbar war und es zu zeigen strebte, so fühlte sie doch genau, daß die Tante es ihrer selbst wegen für nötig hielt, die Nichte besser auszustatten. Die Großmut wirkte daher leise demütigend auf die Beschenkte, die freie, wärmende Form war von der Gabe abgestreift.

Marta empfand überhaupt in jeder Stunde von neuem, daß der Kern in dieser Schwester ihres Vaters, die ihre Nichte mit Güte überschüttete und die sie so gern heiß geliebt hätte, eiskalt war und ihr feindlich. Fast peinlich berührten sie daher die reichen Geschenke.

Fünf Kleider wurden teils gekauft, teils bestellt. Und alles was zu solchen Toiletten gehörte. Es schwindelte Marta fast vor den Summen, die in weniger als drei Stunden für sie verausgabt wurden, aber bei manchen der erhandelten Sachen schwindelte es ihr auch vor Freude, trotz aller Peinlichkeiten, daß sie so wunderschöne Dinge besitzen sollte. Sie hatte sie bisher nicht vermißt, da sie nicht gewußt hatte, daß es solchen Luxus gäbe: Wäsche fast ganz aus Spitzen, feine Seidenstrümpfe, Unterkleider in so zarten, berückenden Farben, so weich zu betastende Seide.

Frau von Nordheim hatte viel Geschmack und für ein so junges, graziöses und hübsches Mädchen — wie die Verkäuferinnen sagten — war es nicht schwer einzukaufen. Alles stand ihr: Baby-Facon und Prinzesskleid, lange Jacken und kurze Umhänge, helle und dunkle Farben. Überall hieß es: „Gott, was für eine himmlische Figur.“ Marta sah, daß es der Tante, der man ein Kompliment damit zu machen meinte, beinah zu viel wurde. Ihre Stirn umwölkte sich allmählich. Besonders, wenn ihre eigene Gestalt neben der ihrer schlanken Nichte

in demselben Spiegel auftauchte. Man konnte sich auch schwer einen größeren Gegensatz aussuchen.

Nur eine Verkäuferin war schlau genug, die Gefühle der Tante zu berechnen. Sie sagte einige Male: „Gnädiges Fräulein sind zu schwächlich, um dies zur Wirkung zu bringen. Ja, wenn Sie die pompöse Erscheinung der gnädigen Frau hätten. Die großblumigen modernen Muster sind leider nichts für Sie, sie verlieren sich an Ihnen; wir müssen etwas Bescheidenes, Einfaches wählen . . .“

Bei dieser Dame wurde am meisten gekauft. Ja, die Tante entschloß sich sogar, eine der fertigen Toiletten für sich selbst zu nehmen — worüber die Verkäuferin ganz außer sich vor Stolz geriet. Ganz grob schmeichelte sie der Tante: „Zu dieser Haarfarbe, diesem Kolorit paßt nur das Allerfeinste, was wir im ganzen Lager haben.“

Drei Stunden waren im Fluge vergangen. Die Tante äußerte, es spanne sie ab, so viel Sachen zu sehen. Sie machte jedoch den Eindruck, viel angeregter als gewöhnlich zu sein. Sie sah nach der Uhr und bemerkte, sie hätten noch Zeit vor dem Thee etwas Toilette zu machen. Ohne Uhr hätte sie das auch wissen können, da sie Schott eben auf der Straße erblickte, ihn, die personifizierende Pünktlichkeit!

„Der ist überhaupt zu reizend,“ fiel Marta begeistert ein.

„Ja . . .“ meinte die Tante. „Aber er lebt so neben dem Leben einher; sieht nichts Wirkliches — höchstens seine alten Griechen.“

Marta verstand nicht, was das hieße?

„Er liest zuviel, und immer wieder Homer, höchstens noch Aristoteles. — Es ist wohl ein Überbleibsel aus der Zeit, da er unterrichtete. Und ich hab der Götterwelt nie etwas abgewinnen können. Eigentlich sind es doch lauter

unmoralische Geschichten — und die Männer finden sie fästlich!"

Marta wußte zur Verteidigung der Götter Griechenlands nichts Rechtes zu sagen. Ihr war dieser Standpunkt noch neu und noch nie aufgefallen . . . Unmoralisch? Bei Geschichten aus der alten Welt legt man den Maßstab doch nicht an? Wie wäre sie auf den Gedanken gekommen, denn das Altertum liegt Einem doch so fern . . . Da sie nichts zu antworten fand, fragte sie Tante Lola, was denn ihr Lieblingsbuch sei?

Frau von Nordheim hatte keins, las nie ein Buch zweimal, jedoch alle neu erschienenen englischen Romane. Das verstand Marta. Auch sie hätte am Liebsten jeden Tag einen englischen Roman verschlungen.

„Zu viel Lesen ist verderblich,“ entgegnete die Tante. „Am deutlichsten sieht man das an Schott.“

Marta hatte bisher zwar nichts als nur Begeisterung Erregendes an Schott bemerkt, aber sie schwieg. Da setzte die Tante hinzu: „Er hat es doch zu nichts gebracht im Leben. Mit seinen Fähigkeiten hätte er ohne sein nutzloses Studieren doch mindestens als Geheimrat sterben können. . . .“

„Als Geheimrat sterben!“ Marta hätte wohl einwenden mögen, daß es sich gewiß nicht sonderlich anders stürbe mit oder ohne Titel. Aber sie wagte es nicht. Die ganze Auffassung der Tante war ihr zu neu.

Außerdem hielt der Wagen schon vor der Villa.

Also Schott hatte es in den Augen der Menschen „zu nichts gebracht.“ Ja, das war wohl wahr? Wie Flug doch alle Andern waren. Sie hatte nie ein Urteil, keinen Überblick. Sie hätte nie daran gedacht, wenn sie diesen herrlichen Künstler-Gelehrten-Heiligenkopf betrachtete, daß er es zu nichts gebracht. Freilich, mit 62 Jahren

— denn so alt war er — stand er im Privatdienst eines reichen Herrn, hatte weder Haus noch eigene Familie . . . Aber er selbst, an sich, schien ihr so viel; er sah aus, als ob er über allem andern, Menschen wie Dingen, throne . . . Gern hätte sie ihm das 'mal gesagt. Aber das würde sie nie zu Stande bringen . . .

Da die Tante ihr unter anderm auch ein Tagebuch auf den Schreibtisch gelegt hatte, dachte sie daran, ihre Meinung über Herrn Schott dort niederzuschreiben. Aber wann? Bei dieser Art des Lebens war sie immer gehetzt — jede Stunde war besetzt. Jetzt hieß es, sich zum Tee zurecht machen. Dann mit der Tante noch einen Besuch bei Hupners abstaten, ehe die wichtige Dinertoilette begann. Sie war schon froh, eine Jungfer zu haben. Um Mitternacht würde sie dann totmüde in's Bett stürzen. . .

„Tagebuch!“ Da dachte sie sofort an jenes, das sie im vorigen Herbst an ihre verlorene Mutter geschrieben hatte . . . Es war eine unerträglich wehe Erinnerung in diesem weltlichen Trubel. Und gerade in diesem Augenblick sah sie, daß eine Karte für sie angekommen war und auf ihrem Schreibtisch lag.

Frau Winkel schrieb: Der Vater und „die Mama“ erwarteten sofort Nachricht von ihr. Bis zum zehnten feien sie in Biaritz, Hotel Bellevue . . .

Alles Leid, was sich hier mit neuen Eindrücken hatte leise überziehen wollen — wie erkaltende Milch mit einer dünnen Haut — quoll wieder heraus. O, dieser bittere Hinweis auf „die Mama“ — und die Sehnsucht, die endlose, nie zu stillende Sehnsucht nach dem Vater, nach des Vaters Liebe!

Sie setzte sich in einen Sessel, und es war ihr, als sähe sie in lange Zeiten voraus . . . Das Sehnen erfüllte sich nicht. Wie würde ihr ein voller Herzschlag

gelten! . . . Wie gerne wäre sie dafür gestorben, wenn er einmal sie mit den schönen Augen tief und seelenvoll angesehen, wenn er sie einmal verstanden, in seinen Arm genommen hätte und mit seiner metallreichen Glockenstimme gesagt hätte: „Mein geliebtes Kind!“

Immer wieder, immer durstiger schaute sie hinein in jene fernen Zeiten, die ihre Phantasie gleich einem langen staubigen Wege vor ihr erstehen ließ, und sie suchte ihres Vaters Liebe und sah sie nicht kommen — nie . . .

Und war es nicht ihr Recht? War sie nicht sein Kind? Durfte sie nicht fordern: „Schau mich einmal an, ich bin ein Stück von Dir. Ich bete Dich an und sterbe vor Sehnsucht nach Deiner Vaterliebe“. . .

Schwere Tropfen rannen ihr aus den Augen.

Die Uhr schlug fünf. Großer Gott! Um fünf Uhr hätte sie unten sein sollen. Und sie war verweint und noch wußte sie die Tränen nicht zu bemeistern.

Die Jungfer klopfte . . . Die gnädige Frau Baronin habe schon geschickt.

Marta lief hinunter, so wie sie ging und stand.

„Geweint?“ fragte Frau von Rosen, die sie im Vorflur traf. „Hier bei uns darf unser Kind nicht weinen.“

Marta schluchzte noch einmal krampfhaft, nahm sich aber dann zusammen.

Die drei Zimmer des Onkels gingen ineinander. Es waren die schönsten des Hauses, sie erschienen auch höher als die übrigen. Auf Marta machten sie den Eindruck von alten Klosterhallen. Im letzten, saalartigen Gemach stand ein großer Schreibtisch.

Die Wände dieser drei großen Räume waren von oben bis unten mit Büchern bedeckt.

Noch ehe der Onkel sie begrüßte, sah auch er die Spur der Tränen in ihrem Gesicht: „Marta hat geweint?“ stieß er heraus und wandte sich schneller, als sonst seine Art, ganz unwillkürlich an seine, am Theetisch hantierende Frau. Es war eine jener verräterischen Bewegungen, die er sonst so meisterlich beherrschte. Marta wußte sofort, daß er seine Frau für ihre Tränen verantwortlich machte, und sie selbst merkte es auch und erbleichte.

„Was geht mich das an?“ entgegnete sie scharf. „Ist doch nicht meine Schuld . . . vielleicht . . .“

Marta fühlte, daß sie etwas sehr Unfeines sagen wollte, sie sah es in ihren Augen, auf ihren Lippen, ihr war, als hörte sie es schon: „Vielleicht weil ich sie so überreich beschenkt habe?“

In der Angst, in der Beschämung unterbrach Marta sie fast unhöflich: „Freilich könnte ich weinen, aber nur vor Freude, weil Tante mich so unerhört verwöhnt hat durch ihre Güte . . . Aber, es war nicht darum . . .“ Sie errötete. „Ich fand oben eine Nachricht von . . . von Papa's Schwiegermutter“ — sie bekam „Großmama“ nicht aus der Kehle — „und da dachte ich an Papa und da“. . . wieder rannen ihr die Tränen aus den Augen.

„Ihr Herr Vater ist doch nicht krank?“ fragte Frau von Rosen, die gespannt gefolgt war und beinahe alles verstanden hatte.

Herr von Nordheim fühlte, daß hier irgend ein tiefer Seelenschmerz berührt wurde. Und obgleich er bisher nicht an Martas Lebensumstände gedacht hatte, fing er sofort an zu sondieren, glaubte zu wissen, in welcher Richtung das Verständnis lag. Wie meist seine Art, wandte er sich an Herrn Schott. Es sollte zugleich eine Ableitung sein.

„Ein eigen Volk, diese Deutschen! finden Sie nicht auch, Schott? Sie haben und erlangen keine wahre Kultur. Kultur, die in gleichmäßiger Ausbildung aller Teile des Körpers und der Seele besteht.“

Die Tante fragte, wer Thee nehme, wer Kaffee?

Marta war so gespannt auf das, was der Onkel über die Deutschen — sie fühlte genau, dies galt ihrem Vater — sagen wollte, daß sie die Frage überhörte. Frau von Rosen zupfte sie am Ärmel.

„So eine Heirat, wie Müllen sie gemacht hat, ist auch ein Mangel an Kultur. Ein Mann in seinen Jahren — er ist mehrere Jahre älter als ich, mußte sich doch klar sein, was man in erster Linie von einer Frau zu verlangen hat . . .“

„Papa“, fiel Marta ein, und es war ihr, als quelle eine Wärme aus ihrem Herzen, die wie ein Strom sich durch ihren ganzen Körper ergoß. — „Papa denkt über so etwas nicht erst nach. Er ist zu stark und groß dazu. Er ist einfach so, wie er ist und sein muß, ohne jede Reflexion.“

Herr von Nordheim hatte augenscheinlich ein unangenehmes Gefühl bei dieser Begeisterung des Kindes, aber er konnte nicht umhin, die Entgegnung klug zu finden. Frau von Nordheim hatte ihres Mannes Worten nur eins entnommen — und jedes weibliche Wesen erregte ihr Eifersucht: „Kennst Du denn diese Hedwig Winkler, die zweite Frau?“ fragte sie ihn verblüfft. „Davon weiß ich ja nichts?“

Er wandte sich zu ihr: „Aber ich erzählte es Ihnen doch voriges Jahr, Loloka-Lolika, als ich auf der Durchreise in Berlin einen Abend zum Souper bei Ihren Geschwistern war — Marta befand sich noch in der Pension. — Da hatte ich den Vorteil dieser Bekanntschaft.“

Es war nicht sehr geschmackvoll — vielleicht nur ein Zufall — daß man mir gerade dies Fräulein vorsetzte. Eine hübsche Person — unter vier Augen sogar unterhaltfam, aber . . ." Die Tante lachte so herzlich wie Marta sie noch nicht lachen gehört. Nur weil der Onkel sich über Hedwig moquierte? Oder warum sonst? Er fuhr fort: „für eine gebildete Unterhaltung war sie vollkommen unbrauchbar — pardon, Lolka-Loliza, sie ist ja jetzt Ihre Schwägerin! . . . Nein, solche Geschmacklosigkeit! Mit 47 Jahren eine 24jährige zu heiraten . . . Eheleute müssen doch wenigstens derselben Generation angehören.“ — Dies galt augenscheinlich seiner Frau, die auch gleich strahlte. Tante Lola war nämlich nur sieben Jahr jünger als ihr Gatte.

Herr Schott sah nie ein Arg in Herrn von Nordheims Spott, so hatte er bisher wohlwollend gelächelt und wandte jetzt nur ein: eine Heirat zwischen älteren Männern und jüngeren Frauen sei eine „Geschmacksverirrung“, die überall, nicht nur in Deutschland üblich sei.

Der Baron hielt sich nicht für geschlagen: „Gewiß, aber diese Dinge geschehen anderswo mit mehr Grazie. Dieses gutmütige, brave, so überaus rührende Volk der Deutschen“ — Marta fühlte genau, daß der Onkel sie reizen wollte, obwohl er sich immer nur an Schott wandte. — „Ich beobachte sie hier wieder seit drei Jahren — war mehr als ein Jahrzehnt nicht zwischen ihnen. Jetzt herrscht vor allem der Parvenü-Dünkel! Hab ich nicht Recht, Schott? Sie wollen zeigen, was sie sind, daß sie was sind, und daß sie alles können! Weil sie ein paar Kriege gewonnen haben! . . . Kriege gewinnen. Das ist ihre große Kulturerrungenschaft! Darum, übertrieben, wie sie immer waren und sind, meinen sie nun gleich, die ganze Civilisation zu beherrschen. Weil sie sich haben

totschießen lassen und mehr Leute dazu hatten als die Andern! Kultur! Und nun erreichten sie noch dazu ein paar technische Fertigkeiten . . . Das ist schon Überkultur in ihren Augen. Dabei fehlt ihnen, fehlt jedem Einzelnen die erste Bedingung zu wahrer Bildung: Eine freie, sichere Natürlichkeit . . . Alles an ihnen ist gemacht, gedreht, geschraubt, dressiert“ . . .

Schott wollte widersprechen, doch der Onkel war in Eifer geraten:

„Wissen Sie, Schott, wie die Deutschen sich die Kultur der reiferen Völker überziehen wollten? Wie der Klowne ein zu feines Seidentrikot, das aber auf seinen derben, ungeschlachten Körper nicht paßt und nun überall, wo die Risse nicht klaffen, durchsichtig, fadenscheinig wird . . . Die Gegenwart der Damen verbietet mir, das Bild weiter auszumalen . . . Diese armen Kerle, die Klowne sind so lächerlich, so fabelhaft lächerlich und wissen es nicht! Um auf meinen Schwager zurückzukommen . . .“

„O, mein Vater,“ unterbrach Marta leidenschaftlich, durch Ungesagtes mehr als durch das Ausgesprochene erregt, „hat garnichts von dem typischen Deutschen an sich.“

„Gewiß. Bis jetzt schien er auch mir eine Ausnahme in seinem Volk. Aber nun heiratet er als gesetzter Mann — ein Stück Kalbfleisch . . . Mir würde ja übel, wenn an meinem Tisch eine Person säße, die Witzel hieße . . . Der Name allein . . .“

Die Tante lachte so, daß sie sich verschluckte. Marta hatte ein Gefühl, als müsse sie den Onkel — fräzen; sie rührte sich aber nicht. Frau von Rosen dagegen, die alles verstanden, da er sehr laut gesprochen hatte, sprang auf und sagte energisch: „Maregno, Sie schwärmen immer von Taft und tadeln die Taftlosigkeit der „Deutschen“. Eben haben Sie wie ein Urgermane, der Sie, wie Sie

genau wissen, ja auch sind, geredet. Kommen Sie, Martachen, wir wollen uns 'mal in Onkels erstem Zimmer die illustrierten Prachtwerke ansehen."

Damit nahm sie das Kind bei der Hand.

Was konnte nur den Baron veranlaßt haben, so aus der Haut zu fahren? Über ihr schönes altes Gesicht zog ein rötender Hauch von Ärger. Ihr Maregno, auf den man sich so verlassen konnte, taktlos — beinah so wie seine Frau, die sich augenscheinlich noch darüber freute. Die Welt drehte sich 'mal in falscher Richtung! —

Maregno kam ihr freilich sofort nach, küßte die kleine weisse Hand und sagte: sie habe, wie immer, vollkommen Recht. Seine Spottsucht habe ihn zu weit fortgerissen.

Marta aber wußte den wahren Grund: Er hatte es nicht vertragen, als sie so begeistert über ihren Vater gesprochen. Warum geriet er außer sich, wenn sie ihre Liebe zum Vater äußerte? Sie verstand ihn nicht, verstand dieses Haus und die ganze Welt nicht.

16.

Nach dem Austritt gestaltete sich der Brief, den Marta im Kopf an ihren Vater schrieb, nur noch um so inniger. Seit des Onkels Angriff auf ihn war alles in ihrer Seele zur Flamme geworden. Sie wußte wohl, daß sie kaum die Hälfte der Gefühle zu Papier bringen würde, aber darum arbeiteten ihre Gedanken doch weiter und sie sagte ihm, was sie ihm so gern einmal mündlich gesagt hätte —: daß sie ihn unaussprechlich liebe und bewundere.

Unterdes mußte der Besuch bei Frau von Hupner aber noch vor sieben Uhr abgemacht werden. Es wäre eine direkte Beleidigung gewesen, der Dame zum zweiten Male zu begegnen, ehe sie ihr eine Aufwartung gemacht hatte.

Die Tante lachte unterwegs von neuem über ihres Mannes Spöttereien und machte Marta darauf aufmerksam! daß sie ihr in der ersten Stunde mitgeteilt habe: der Onkel bedenke nie, vor wem er rede. Was ihm in den Sinn käme, gäbe er zum Besten. Marta erinnerte sich wohl dieser Mahnung. Aber wie lange schien es her, wie viel hatte sie in kurzer Zeit innerlich gelernt. Es nahm Marta wunder, daß die Tante sich bei dieser Gelegenheit nicht erkundigte, wie die Tochter zur Stiefmutter stand, daß sie überhaupt nicht nach ihrem Seelenleben fragte. Anfangs hatte sie das für Zartgefühl gehalten, jetzt erklärte sie es richtiger mit völliger Gleichgültigkeit. Anderer Leute Leben und Lieben, wenn es nicht in ihr persönliches Sein eingriff, schien ihr interesselos. Dieses stereotype unterdrückte Gähnen, das Marta gestern an der Tante beobachtet und bewundert hatte, entstand aus der Unmöglichkeit, sich für fremdes Leid oder fremde Freude auch nur scheinbar zu begeistern.

Natürlich brauchten Frau von Nordheim und Marta nur Karten bei Hupners abzugeben. Die Baronin empfing nicht mehr, sie war schon bei der Toilette.

Als sie um acht Uhr bei Nordheims erschien — sie hatte der so dringenden Einladung nicht widerstehen können — ging sie sogleich in ihrer lachenden überlegenen Art auf Marta zu und prüfte das neue Kleid.

„Eola, Du hast Dich selbst übertroffen,“ wandte sie sich dann an die Hausfrau. „Wo findest Du nur immer diese traumhaft schönen Sachen? Dieser Ausschnitt à la

Potocka, dieser Hauch von Lila, der durch den weißen Chiffon schillert — es ist einfach zauberhaft. Und die Kleine in diesem Gewand ist selbst eine Potocka Wie ist es nur möglich, daß ich das nicht schon gestern sah. Mir schwebte immer die Mona Lisa vor, aber heute, wo die Haare hochgekämmt und gepufft sind, ist sie mit dem Potocka-Bild zu verwechseln. Dieser Hals, dieser Brustansatz, die kleinen Ohren — das Kind ist ja wunderschön! Was sagen Sie dazu, Herr von Nordheim?"

Dies war eine direkte, boshafte Provokation an die Adresse Lolas.

Nordheim streifte Marta flüchtig mit einem Blick seiner kalten, halb geschlossenen Augen. Für die Tante war das Lob der Freundin und dieser eine Blick ihres Gatten genug, um ihr die Laune gründlich zu verderben. Nur darum konnte Annie es getan haben; sie freute sich, wenn sie Jemand recht geärgert hatte. Lola wußte es genau, sie kannte sie doch lange genug, aber sie ging ihr immer wieder in die Falle.

Die übrigen Gäste traten ein, die Hausfrau begrüßte sie und stellte ihnen ihre Tische vor, ihr Gesicht aber blieb gespannt, die Augen hatten einen grünlichen Strahl, wenn sie auch banale, freundliche Worte sprach.

Marta verstand jetzt, was sie vor zwei Tagen noch garnicht begriffen haben würde: Ihre Tante war eifersüchtig auf alles und jedes, was ihrem Manne gefiel. Also auch auf sie.

Diesem Gefühl, das sie gestern für eine Krankheit gehalten hatte, stand sie auch heute noch ohne Verständnis gegenüber. Doch daß es vorhanden war, daß es sie in die peinlichste Lage brachte, war sicher. Warum hatte die Tante sie eingeladen? Wie viel besser wäre es gewesen, sie ruhig ihrem Schicksal zu überlassen. Augenscheinlich

hatte die Tante es sich nicht vorher klar gemacht, daß ihres Bruders Kind ein großes Mädchen geworden. Aber vielleicht wäre sie auf ein kleines Kind noch eifersüchtiger gewesen!

Man ging zur Tafel. Marta saß wieder neben Frau von Rosen, auf ihrer anderen Seite hatte ein junger, ihr recht häßlich scheinender Russe Platz genommen. Sie fühlte sich recht klein vor ihm, als er schon im ersten Satze, den er von sich gab, äußerte, er begriffe nicht, wie man in Deutschland leben könne. Ein gebildeter Mensch fände nur in Rom oder London einen Kreis. Sein Freund Nordheim sei auch schon völlig barbarisiert. Später gab er sein Urtheil über englische Bilder und Statuen ab, von deren Existenz Marta nichts gehört, sprach von lauter Feinheiten der Malerei und Plastik, von Begriffen, die sie nicht fassen konnte. Sie kam aus ihrer tiefen Beschämung nicht heraus. Daß sie nicht viel gelernt, hatte sie lange gewußt, aber so grenzenlos ungebildet war sie sich noch nie erschienen. Auf keinem Gebiet, das er berührte, war sie beschlagen, nicht ein einziges Thema fand er, über das sie etwas hätte zu sagen gewußt. Innerlich nahm sie sich vor, den Onkel gleich morgen zu bitten, ihr einige belehrende Bücher zu geben. Als aber einige giftige Pfeile aus dem Munde der Tante zu ihr flogen, sagte sie sich, daß sie hier nie — und wenn sie Jahre lang bliebe — Gelegenheit haben würde, von der Gelehrsamkeit ihres Onkels Nutzen zu ziehen. Sie würde nicht einmal in die Lage kommen, je ein längeres Gespräch mit ihm zu führen. Sie lernte ja viel von seiner geistreichen Konversation bei Tisch und mit Schott — aber es blieb doch Stückwerk.

Nach Tisch wurde wieder musiziert. Der junge Kenntnißreiche Russe, der Anglomanie, konnte auch singen.

Schott begleitete ihn. Einmal bat er aber um die Begleitung der Hausfrau. Anfangs lehnte sie ab, Schott verstehe es besser, als ihr spähender Blick sie aber darüber beruhigt hatte, daß ihr Mann in seinem Zimmer, fern der Damengesellschaft weilte, setzte sie sich ans Klavier.

Sofort stand der Onkel hinter Martas Stuhl. — Er hatte die Vorgänge im Musikzimmer auch scharf beobachtet. Sie faßte sich schnell ein Herz: „Ich habe eine große Bitte an Dich.“ —

„Bezieht es sich auf meine unverantwortliche Grobheit heute beim Tee?“

„Nein,“ entgegnete Marta verblüfft, denn sie hatte sie schon vergessen.

„Eins möchte ich Dir vor allem sagen: Deine Tante ist . . .“

„Auf alles, was ihren Mann betrifft, eifersüchtig . . .“ unterbrach sie eifrig.

„Auch das,“ sagte er mit bitterer Müdigkeit, „auf Mann, Weib, Tier — ich halte mir darum keine Hunde mehr . . . Aber sie ist auch so hysterisch, daß fast jedes Wort, was sie sagt, eine Unwahrheit ist . . .“

Marta starrte ihn an — sie hatte das Wort hysterisch noch nie gehört.

„Wenn sie sagt, sie sei 36 Jahr alt, kannst Du sicher sein, daß sie 37½ zählt, wenn sie, wie gestern, auf den siebzehnten Verlobungstag ihr Glas erhebt, kannst Du annehmen, daß es der fünfzehnte war. Ohne jeden Grund muß sie immer etwas anders behaupten als die Wahrheit — in wichtigen wie in gleichgültigen Fragen. . . . Ihr Gehirn ist nun einmal so organisiert. Frage ich sie: wann haben Sie den Brief geschrieben? antwortet sie mir vielleicht Dienstag, während es am Sonnabend war, frage ich nach einem Preise, nennt sie eine Summe, die höher

oder niedriger ist — darauf kommt es ihr nicht an — nur daß es nicht die richtige ist, das ist gewiß. Also, nie etwas glauben, was sie sagt, niemals; mit allem zu mir kommen . . . Hörst Du, Kleine!“ —

„Zu Dir? Aber wie? Ich hab keinen Weg zu Dir.“

„Dazu muß ich eben die Mittel finden . . .“

Das Lied war aus. Nur noch einmal wiederholte sich: „Ach, wenn es doch immer so bliebe.“

Der Onkel zog Marta hinter die Tür: „Als der Brief Deines Vaters kam, hielt ich es für meine Pflicht, ihm anheim zu stellen, ob es, bei der starken Hysterie seiner Schwester, nicht gefährlich sei, ein so junges Wesen wie Dich unter ihren unmittelbaren Einfluß zu bringen. Er antwortete aber: Du seiest taktfest . . . Das war der Ausdruck — taktfest, und es sei nichts zu befürchten . . . Also, beweise das.“ Damit zog er sich zurück.

Marta war wie betäubt von seinen Worten und ihren eigenen Gedanken. Also ihr Vater wußte, wie es hier zuging, er kannte die Verhältnisse des Hauses — und hatte sie doch hingelassen?

Eine große Bitterkeit stieg ihr bis in die Kehle: Weil es ihm paßte, weil er sie irgendwo unterbringen wollte . . . An sie, an ihr Wohl, an das, was sie durchmachen mußte, hatte er auch nicht einen Augenblick gedacht. Sie sollte sich selbst zurecht finden, sich wehren. Und das Organ zum „sich wehren“ hatte ihr die Natur versagt . . . Sie dachte nach: der Onkel warnte sie jetzt vor der Tante, die Tante hatte sie beschworen, keine Heimlichkeiten mit ihm zu haben . . . Und sie?

Als sie abends in ihrer eigenen Behausung allein war, umsing die Schönheit ihres Puppenheims sie trotz aller inneren Skrupel wohlthätig. Das stille Mädchen wartete auf sie, um die komplizierte, am Rücken geschnürte

Toilette zu lösen und ihre Haarfrisur zu entrollen. Als die Jungfer fort war, froch Marta noch einmal aus ihrem Bett und holte sich aus der kleinen Bibliothek den Band des Konversations-Lexikons mit H. Darin suchte sie das griechische Wort, das der Onkel über seine Frau gebraucht hatte. Sie fand es auch und las die Erklärung zweimal durch, — aber ohne das geringste Verständnis. Nein, was da stand, ging über ihren Horizont. Sie grübelte hin und her.

Eins aber konnte sie noch weniger fassen: Hatten denn Onkel und Tante sich garnicht lieb, daß immer der Eine über den Anderen schreckliche Dinge erzählte?

Man heiratet doch nur, um sich gegenseitig das Leben schön und angenehm zu machen. Das hatte sie so oft aus dem Munde ihrer Mutter gehört, wenn sie als Kind gefragt hatte, was heiraten sei und wozu die Leute es täten. Ihre Mama hatte von früh bis spät nur an den Vater gedacht, hatte sich überlegt, was ihm Freude machte, was er gern aße; jedes seiner Worte, jeden seiner Wünsche hatte sie heilig gehalten. Sie ging auch nie durch eine Straße, ohne etwas zu sehen, womit sie ihn überraschen könnte . . . Das hieß für Marta „verheiratet sein“, so war sie es gewohnt.

Frau von Hupner freilich hatte heute zur russischen Gräfin merkwürdige Dinge gesagt, als sie von einem Engländer erzählte, der mit seiner Frau, eine Französin, kein Wort sprechen konnte. Sie verstanden sich gegenseitig nicht — sagte er „rechts“, verstand sie „oben“, sagte er „oben“, verstand sie „draußen“ . . .

„Verstehen ist auch garnicht nötig,“ meinte Frau von Hupner. „Wenn die Frau dem Manne nur in einer Richtung genügt, wird es die glücklichste Ehe. Die dümmste Gans hält er dann für eine Frau von Staël.“

Als Marta die Sprecherin dabei fragend angeblickt, hatte sie erwidert: „Kleine Potocka, das können Sie uns aufs Wort glauben und garnicht früh genug lernen.“

Der Onkel hatte sich ins Gespräch gemischt und ihr gesagt: „Von der natürlichen Schöpfungsgeschichte scheinst Du noch nicht viel Ahnung zu haben?“

Frau von Hupner hatte über diese Frage sehr gelacht und ihm mit dem Finger gedroht, während Marta schnell — als gelte es irgend etwas Peinliches, Unbekanntes abzuwenden — erwidert hatte: „Nein, ich will ja auch nicht studieren — Papa erlaubt es nicht.“

Darüber hatte Frau von Hupner vor Vergnügen laut aufgefressen, so daß die Tante an die Gruppe heraneilte.

„Was hast Du eben gesagt, um Annie so zu amüsieren?“ fuhr sie auf Marta los.

Diese erklärte ihr, daß sie gern habe studieren wollen; der Vater habe es aber nicht erlaubt.

„Und nun rät Dir Dein Onkel wohl dennoch dazu?“ fragte sie mit ihren grünen Katzenaugen.

„O nein, er fragte nur, ob ich die Entstehungsgeschichte — oder so etwas ähnliches, ich hab den Titel nicht behalten — schon gelesen hätte.“ Frau von Hupner aber lachte immer weiter . . .

Wozu mochten Onkel und Tante sich wohl geheiratet haben, wenn sie sich gegenseitig mit Argwohn und Mißtrauen betrachteten und sich nie etwas Gutes antaten?

Marta war noch nicht acht Tage im Nordheimschen Hause, als sie sich Eins klar machte: Alles, was sie über

das Leben gedacht, alles, was sie für unerschütterlich feststehend gehalten, entsprach nicht der Wirklichkeit, stand sogar im Gegensatz zu ihr.

Sie hatte sich lauter falsche Urteile über Menschen und Dinge gebildet.

Wenn sie dies nun auch wußte — handeln konnte sie nach ihrem neuen Wissen noch nicht. Gar zu fest saß die alte Gewohnheit, zu primitiv eingewurzelt war der Irrtum. Die neuen Erfahrungen hatten ihr darum nur eine noch größere Unsicherheit gebracht. Oft war ihr, als ob ein großer Umzug in ihrem Innern stattfinden sollte; jeder Gegenstand, das heißt jeder Begriff, war verrückt und verpackt worden. Sie wußte kaum mehr, welches Stück ihr, welches den neuen Ankömmlingen gehörte.

Sie hatte unter anderm immer gemeint, alle Menschen hätten einen festen Gottes- und Jenseits-Glauben, wie er ihr in der Schule gelehrt worden war. Hier aber lebte sie zwischen Menschen, die nicht einmal zu wissen schienen, daß es irgendwo etwas wie Glauben gab . . . Wonach richteten sie eigentlich ihre Anschauung von Gut und Böse? Nach nichts? Vielleicht glaubten sie nicht einmal an Gut und Böse?

Am ersten Sonntag ihres Wiesbadener Aufenthalts hatte die Tante morgens durch die Jungfer anfragen lassen, ob Marta mit ihr zur Messe gehen wollte. Zur Messe? Sie hatte geglaubt, ihre Tante sei, wie ihr Vater, protestantisch, erklärte sich aber natürlich bereit mit der Tante zu fahren.

Und da waren sie in die russische Kirche gefahren, deren Gebräuche für Marta zwar sehr interessant schienen, in ihr aber keine Spur von Andacht innerlich auslösten.

„Du bist also,“ fragte Marta auf der Heimfahrt

schüchtern, „zur orthodoxen Kirche übergetreten . . . Aus Überzeugung?“

„Natürlich, aus was denn sonst? Dafür geben tut Einem Keiner etwas. Da wir meist in Rußland leben, war es das einzig Richtige, einzig Angezeigte . . . Sonst hat man immer Scherereien. Ohne zur orthodoxen Kirche zu gehören, gilt man nicht als Einheimischer. Und außerdem! Eine so bequeme Konfession! Es verpflichtet Einen zu nichts. Man zahlt das Übliche zu allen Festen, lernt sein Kreuz schlagen. Ich begreife nicht, daß nicht alle gesitteten Menschen orthodox werden . . . keine sich je in die Häuslichkeit einmischende Geistlichkeit, keine überhebenden Beichtväter . . .“

„Aber ist es Dir nicht manchmal schwer, ganz ungebildeten Männern, wie die Popen oft sein sollen, Dein Herz zu erschließen?“

„Unsinn! Ich sag ein paar Formeln nach, damit ist die Beichte abgetan . . .“

Marta konnte sich in solche Auffassung nicht finden. War sie überhebend? Ach, was war recht, was unrecht auf Erden?

Die Tante fuhr fort: „Über das Alter, wo man an Paradies und Teufel, an irgend eine Form des Überirdischen — gar an einen Himmel voller Gerechten glaubt, an Glück, das man sich durch gute Werke erobert, sind wir doch nun alle längst fort — Du doch auch hoffentlich? Aber so ein bisschen Messe, Gesang, bunte Fenster, flammende Kerzen, lange schwarze Kleider, die beim Niederknien schöne Falten werfen — das ist stilvoll und gehört zur Poesie des Lebens . . .“

Marta schwieg. Was sollte sie auch sagen? Die Tante war ihrer Sache sicher, sie aber kannte nichts von Welt und Leben, nicht das Diesseits und nicht das

Jenseits. Alle diese Auffassungen waren ihr erst seit einigen Tagen geläufig. Wie ein anderes Kleid zog sie sie über. An Autorität gewöhnt, nahm sie sie auf die Autorität Anderer hin an.

„Ist der Onkel auch orthodox?“

„Mein Mann ist, wie Du eigentlich schon gemerkt haben solltest, nur Atheist. Als ich mich verheiratete, schwor ich auf ihn . . . Sehr lange ging ich in keine Kirche; er war mein Gott . . . Dann kam eine schwere Zeit in meiner Ehe — ich habe überhaupt viel durchgemacht, davon erzähle ich Dir ein ander Mal — da merkte ich, daß ich doch nicht ganz ohne Kirche durchkommen konnte. Aus besonderen Gründen waren mir Protestanten damals zuwider . . . Und die großen schönen russischen Kirchen lockten mich.“

„Aber glaubst Du nun wieder innerlich?“ fragte sie noch einmal, mit der ewig auf Klarheit dringenden Art ihres Denkens.

„Ich weiß eigentlich nicht, ob ich glaube, Kind. Oft scheint mir jetzt wieder, daß mein Mann ganz Recht hat: Es gibt keine Weltordnung, gibt kein Gut und Böse, alles ist Unsinn, Zufall, Chaos . . . Jeder soll nur suchen, sich ein möglichst großes Stück aus dem Kuchen Leben herauszuschneiden — nachher ist doch alles vorbei. Doch so in der Abenddämmerung wird mir dabei manchmal bang vor dem langen, sogenannten ewigen Nichts. Es kann doch nicht sein, es geht doch nicht, daß es einmal aufhört und dann ganz vorbei ist . . . Vielleicht kommt doch noch etwas — und dann ist es besser, auch dafür gerüstet zu sein“ . . .

Marta war tief erregt und bestürzt: Diese Frau war mehr als zwanzig Jahre älter als sie. Und sie konnte ihr nicht einmal in diesen Dingen, die doch die

ersten, wichtigsten des Menschenlebens waren, ihr wenigstens so schienen, Aufklärung geben und Stütze sein. Sie beschloß, sich einmal ein Herz zu fassen und die alte Frau von Rosen zu fragen. Wenn man bejahrt ist, muß man doch dem Zukünftigen leichter in's Auge sehen können?

Gleich beim Frühstücksmahl fragte sie darum, ob Frau v. Rosen ihr gestatte, sie aufzusuchen. Die alte Dame entgegnete zärtlich: für „das Kind“ sei sie zu jeder Zeit zu sprechen.

Onkel und Tante hatten beide von dieser Verabredung gehört. Trotzdem geschah etwas recht peinliches.

Kaum war Marta in dem altdeutschen Zimmerchen der Frau v. Rosen in einem Kirchensessel etabliert, so meldete der Diener Herrn v. Nordheim an. Entschieden wollte er wissen, welche Geheimnisse Marta mit der alten Dame hätte.

Drei Minuten später steckte Frau v. Nordheim, ohne anzuklopfen oder sich melden zu lassen, einfach den Kopf zur Tür hinein und rief: „Also doch! Ich dachte es mir gleich, daß dies ein Rendezvous wäre, dem man nur eine möglichst harmlose Form, halb öffentlich, geben wollte, um mich irre zu führen . . . Ihr konspiriert ja alle Drei gegen mich!“

Ob es Scherz sein sollte? Lachend rief sie es, aber es war ein bitteres, giftiges Lachen, und Marta wurde dunkelrot. Die Tante trat ein.

Herr v. Nordheim erwiderte ruhig und gelassen: „*Colofa-Colitzka*, Sie sind sehr reizvoll („reizvoll“ klang ironisch) in Ihren Impromptus — das wissen Sie selber. Aber, da Sie nicht mehr das einzige Kind in unserm Hause sind, vergessen Sie . . .“

Er wollte wohl sagen: „Die Vorbildlichkeit,“ oder „die Pädagogik,“ er kam aber nicht dazu, sie unterbrach:

„Das vergesse ich nicht, Sie erinnern mich ja alle konstant an mein Alter . . . Übrigens finde ich es unerhört, daß Du vor meinen Ohren Marta duzt, und ich bitte mir aus, daß das blödsinnige Sie zwischen uns Beiden endlich aufhört. Seit meine Nichte im Hause ist und so viel Deutsch geredet wird, ist mir das Sie von Dir zu mir direkt zuwider.“

„Tante,“ stotterte Marta, „ich sage ja gern „Sie“ zum Onkel, wenn es Dir richtiger scheint.“

„Darum handelt es sich nicht,“ entgegnete sie wegwerfend.

Frau v. Rosen bat die Hausfrau, Platz zu nehmen — bisher hatten alle gestanden — und begab sich an den Nebentisch zum Samowar. Frau v. Nordheim setzte sich, aber alles an ihr zitterte: „Stören will ich nicht, obgleich meine Intelligenz vielleicht auch noch ausreicht für die geistreichen Tee-Gespräche, die hier geführt werden,“ sagte sie.

Marta begriff den Sinn all dieser Spitzen und Sticheleien nicht. Niemand hatte der Tante auch nur das Geringste angetan, sie, für ihre Person, hatte sogar an alles andere mehr als an Tante Lola eben gedacht. Der Onkel schwieg verstockt, als wäre er allein im Zimmer, nachdem er Frau v. Rosen um die Erlaubnis gebeten hatte, sich eine Zigarette anzuzünden.

Sein Schweigen schien die Tante zu reizen, denn sie begann wieder:

„Du scheinst mich absolut von hier verdrängen zu wollen. Warum sagst Du denn nichts? Du findest doch sonst genug Worte, um Deine Gedanken zu verbergen. Du kannst doch unmöglich mitten aus Deiner wichtigen Arbeit hierher gekommen sein, nur um zu rauchen oder Martas Profil zu bewundern? Dazu hast Du ja auch

in meinen Salons Gelegenheit und brauchst nicht erst die Treppen zu steigen.“

Frau von Rosen brachte die erste Tasse Thee an den Tisch von Frau von Nordheim und machte sie scherzend darauf aufmerksam, daß sie ihr den Tee in ihrer allerschönsten Tasse — echtes Alt-Wien-Porzellan — serviere. Marta fragte, was das hieße: „Alt-Wien“ — Frau von Rosen lachte über ihre naive Unbildung. Aber auch diese Ablenkung besserte die Stimmung nicht.

Die Tante fuhr gereizt fort: „Hörst Du nicht, Maregno, daß ich Dich bitte, ein Wort mit mir zu reden. . . .“

Marta hatte Angst, daß die Tante in ihrem bebenden Zorne Frau von Rosens „allerschönste Alt-Wien-Tasse“ zerbrechen möchte.

Endlich sprach der Hausherr: „Soloka-Solitzka, Du solltest einen Schluck kalten Champagners trinken. Du siehst mir so sehr angegriffen aus, Deine Nerven sind entschieden in Unordnung.“

Ob es dem Onkel viel Überwindung gekostet hatte, so freundlich zu sein? Marta bewunderte ihn aufrichtig.

„Sieh mal,“ fuhr er fort, „seit drei Tagen predige ich es Dir: nimm Dich mehr in acht, Du mutest Dir zu viel zu.“

Er trat an sie heran, befühlte ihre Stirn und ihren Puls. Das schien sie zu beruhigen. Sie meinte, die Hitze ruiniere sie, und begann zu weinen. Schließlich bat sie ihren Mann, sie hinunter zu führen in ihr Zimmer, ihr sei schwindlig . . .

Die „allerschönste Tasse“ Tee blieb unangerührt. Mann und Frau kehrten nicht zurück.

Frau von Rosen bekräftigte, daß die Baronin trotz ihrer Kubensschen Fülle eine sehr zarte Gesundheit habe. Der Onkel sei oft in Sorge um sie.

Marta schwieg. Krank war die Tante nicht gewesen, sie hatte schließlich nur Unwohlsein vorgeschützt, um aus der häßlichen Situation, die sie sich selbst geschaffen hatte, herauszukommen. Der Onkel würde jetzt wohl wieder sagen: man muß der Bestie Fleisch zu fressen geben. Mit „Bestie“ bezeichnete er augenscheinlich die unheimliche Krankheit, an die alle außer Marta glaubten.

Durch die ganze Szene war Marta aber von ihrer ursprünglichen Absicht, Frau von Rosen wegen ihrer Glaubensnöte zu befragen, abgezogen worden. Im Anschluß an die durchlebte Viertelstunde erlaubte sie sich aber eine andere Gewissensfrage: ob Frau von Rosen glaube, daß der Mensch niemals das Recht habe, ganz aufrichtig zu sein?

Die alte Dame sah sie mit ihren blauen Augen scharf an, lächelte aber dann und sagte schelmisch: Philosophie möge Marta mit dem Onkel treiben, sie interessiere sich mehr für Himbeermarmelade und besonders für Blumenzucht. Das passe besser zu ihr. Dann erzählte sie, wie häuslich zu ihrer Zeit die Mädchen erzogen worden seien — besonders auf dem Lande, und welches Entzücken ihr die ersten Brutöfen bereitet hätten — junge Hühnchen mitten im Winter! Darum beschäftige sie, ehrlich gestanden, auch jetzt nichts so sehr wie das Wirtschaftliche und das Leben in der Natur. „Wenn so eine Blumenzwiebel feimt oder ein Baum trotz aller Pflege abstirbt, das scheint mir interessanter, als Maregnos Studien über alte Volksstämme im Kaukasus. Sowie es an die Menschen geht Kindchen, wird es mir in der Naturgeschichte unbehaglich. Zu viel Unberechenbares kommt dann in's Problem. Mir ist der Mensch das Unangenehmste in der ganzen Schöpfung.“

Marta wollte ihr sagen, was für eine herrliche Schöpfung doch gerade sie selbst sei, sie wagte es aber nicht. Auch

klopfte es gerade. Der Diener überbrachte die Botschaft, Fräulein Marta möchte sich anziehen, um mit den Herrschaften spazieren zu fahren.

Die Umgegend war schön, dennoch hatten diese Wagentouren für Marta keinen Reiz. Der Onkel gestattete nicht, daß sie rückwärts saß. Sie wäre kein Kind mehr. „Sie wird im September siebzehn — in dem Alter war ich schon verlobt“ — hatte die Tante bekräftigt. Marta wußte durch den Onkel, daß das letztere aus der Luft gegriffen war — willkürlich, wie alle Zeitbestimmungen Frau von Nordheims.

So saß sie also vorwärts, neben der Tante, der Onkel ihr gegenüber. Während der Fahrt nun versuchte er regelmäßig mit seinem langen schmalen Fuß eines ihrer Füße habhaft zu werden, schob den seinen unter den ihren. Sie rückte dann fort, sie wurde so unruhig, daß die Tante verwundert fragte: warum sie nicht still sitzen könne? Sein Fuß verfolgte sie.

Es war ihr namenlos peinlich. War es ein Zufall? Eine Gedankenlosigkeit? Oder eine dumme Gewohnheit? Bei jeder Fahrt wiederholte es sich. Was sollte und konnte sie tun? Wenn sie ein Wort darüber äußerte, würde die Tante außer sich geraten. Einmal hatte Marta laut gesagt: „Verzeih, Onkel, ich fürchte, ich habe Dich getreten.“ Da hatte Frau von Nordheim ihren Gatten gereizt ersucht, sich doch lieber ihr gegenüber zu setzen, wenn Marta noch nicht gelernt habe, ihre Füße ruhig zu halten.

Marta hatte geschwiegen. Ach, warum hatte nie Einer sie gelehrt, daß sie auch ein Recht habe, warum hatte man sie dazu erzogen, immer nur an die Rechte Anderer und an die eigenen Pflichten zu denken? Besonders die Pflicht, alles zu dulden aus Rücksicht auf die Andern. Von Kind an hatte sie vernommen, und jetzt war es ihr

schon in Fleisch und Blut übergegangen — „Du bist nichts, Du hast keine Rechte, ordne Dich unter, tu, was die Andern verlangen, warte ihren Willen ab. Dir gebührt nichts.“ —

Das nennt man Erziehung. Vielleicht tut sie manch Einem gut — ihrer Schwester Lotte, die nur an sich dachte, der würde sie jedenfalls keinen Schaden zufügen.

Aber sie, Marta, war durch ihre harte Erziehung vollkommen aus sich selbst herausgedrängt worden. Sie fühlte sich wie eine Schnecke ohne Haus, die verkümmern muß.

O, hätte Mama gewußt, daß sie so früh allein stehen würde, sie hätte es sie sicher gelehrt, ohne Stütze zu gehen. Diese Fähigkeit hätte sie jetzt brauchen können, nicht nur das stumme Dulden und Sich-Unterordnen . . . Sie fühlte sich als eine haltlose Ranke. Jedes Gitter, jeder Boden war ihr entzogen worden.

Nicht einmal mehr was Recht oder Unrecht war, wußte sie.

18.

Der August war zu Ende, September hatte begonnen. Sechs Wochen hatte Marta schon im Hause Nordheim verlebt.

Allmählich schenkte die Tante ihr volles Vertrauen, sagte ihr sogar, wie wohl es täte, sich einmal gegen eine Blutsverwandte aussprechen zu können. Marta konnte ihre Konfidenzen, nach all den Warnungen, die ihr zu Teil geworden, natürlich nicht ohne Zweifel hinnehmen. Auf einen Punkt kam Tante Lola stets zurück:

Kremniß, Ist das — das Leben?

Sie sei nicht eifersüchtig, wenn sie auch genau wisse, daß Jeder sie dafür halte. An ihrer Stelle würde eine Andere weit eifersüchtiger sein. Lange habe sie z. B. Frau v. Hupner für eine aufrichtige Freundin gehalten, aber jetzt sähe sie klar, daß Annie in Maregno verliebt sei. Trotzdem lüde sie, Lola, die Hupners nach wie vor ein, gehe zu ihnen — sei das Eifersucht?

Marta versicherte, nie das geringste Anzeichen einer Leidenschaft von Annie Hupner für den Onkel bemerkt zu haben. Darauf erzählte die Tante, wie ihre sonstigen Freundinnen es gemacht hätten! Maregno sei ein schöner Mann, er sei auch gut und viel klüger als alle andern Männer. Nur eine Schwäche habe er — er sei der Schmeichelei zugänglich, sei bei der Eitelkeit zu packen. Wenn eine Frau ihm den Hof mache, könne er nicht widerstehen . . .

Einmal, erzählte die Tante weiter — habe sie ihren Mann direkt überrascht . . . Was Marta dazu sage? Sie sagte nichts, denn sie irrte in böhmischen Dörfern. Ob eine andere Frau nicht eifersüchtig geworden sein würde, wenn ihr Mann sich mit der Wirtschafterin eingeschlossen hätte?

Marta konnte das wirklich nicht entscheiden; sie war nur froh, daß die Tante auf sie nicht mehr eifersüchtig schien.

Von ihrem Vater hatte Marta keinen einzigen Brief erhalten. Nur indirekt durch Frau Witzel, die mit Lotte und Hans im Harz war und es dort „himmlisch“ fand, wußte sie, daß ihr Vater und „die liebe junge Mama“, wie Frau Witzel Hedwig immer nannte, sehr vergnügt seien. Sie hätten herrliches Wetter und ermahnten Marta in jedem Briefe, sich recht dankbar für die Aufnahme in Wiesbaden zu zeigen. Es sei ein großes Glück für

sie, in solch vornehmem Hause aufgenommen zu sein. . .

Marta hatte auch in Genf, in der Pensionszeit, nie einen direkten Brief ihres Vaters bekommen. Er hatte hin und wieder einen Gruß unter den Brief der Mutter gesetzt. Schon das hatte sie als höchst ehrenvoll und beglückend empfunden. Aber jetzt kränkte es sie tief, daß er ihr nie eine Zeile sandte auf die regelmäßigen Sonntagsbriefe, die sie laut Befehl immer an neue Orte, erst in die Pyrenäen, dann in die Schweiz geschickt hatte.

Auf den fünften Brief bekam sie eine Antwort — das Couvert mit der französischen Marke hatte ihr förmlich Herzklopfen verursacht. Aber Hedwig allein schrieb. Lauter gute Lehren, wie Marta sich halten und anziehen sollte. Ermahnungen, sich der Tante angenehm zu machen — die reichen Leute seien kinderlos — vielleicht wäre eine kleine Erbschleicherei garnicht so ohne? Wahrscheinlich sollte das ein Witz sein.

Unterschrieben war der Brief, der noch zwei Seiten Beschreibung der Touren enthielt, die Hedwig gemacht, die aber für die mit der Gegend Unbekannten gänzlich uninteressant waren, „Deine Dich liebende Mama.“ Am Rand stand noch, daß Papa ihr eben einen entzückenden Schirm gekauft habe und Marta herzlich grüße. Vom 10. September ab seien sie in Paris, auf das sie sich närrisch freue. Sie freue sich übrigens den ganzen Tag und habe nie geglaubt, daß es auf Erden so ein Leben gebe, wie sie es jetzt an Papas Seite führe.

Marta konnte im ersten Augenblicke sich nicht beherrschen; sie ballte den Brief in ein Knäuel zusammen. Als sie dies aber in den Kamin werfen wollte, besann sie sich und glättete das Papier. Es war alles natürlich, war alles so, wie es sein mußte. Die Törrin war immer nur sie, daß sie es schwerzhaft empfand, daß sie das Leben

nicht nehmen konnte, wie es nun einmal war. Hedwig hatte als Frau ihres Vaters das Recht, sich ihre „Mama“ zu nennen. Was war nur an all dem so leidensvoll, daß sie nicht darüber fort kam? Gewiß, Hedwig hätte weniger taktlos schreiben können. Doch der Onkel hatte neulich gesagt: alle Deutschen seien taktlos! Marta wollte sich nur recht in acht nehmen, es nicht auch zu sein oder zu werden.

Eigentlich waren die Fehler der Anderen dazu gut, daß man sie an sich selbst besserte, wenn man sie auf-fände.

Frau von Rosen war taktvoll. Ihr wollte Marta nachsehen . . .

Herr Schott hatte ihr am Abend ein paar Bücher geschickt, die sie bei ihm bestellt haben sollte. Er galt als Bibliothekar, nicht nur des Barons, sondern des ganzen Hauses. Mehrmals die Woche sagte die Tante: „Schott, schaffen Sie mir etwas Neues zum Lesen. Sie kennen ja meinen Geschmack. Nur nichts Modernes, Überstiegenes, aber auch nichts Trauriges. Bin in solch fataler Stimmung, daß es durchaus gut enden muß.“ Er schaffte dann stets das Richtige. Auch für Martas Lektüre hatte er mit feinem Verständnis gesorgt: sie hatte viel gelernt, sich sehr gebildet an ihm.

Als sie heute das Paket, das sie nicht erbeten hatte, öffnete, wurde ihr merkwürdig zu Mute.

Da war ein Kunstwerk mit Abbildungen — nur weibliche Gestalten, und ein Band Michelet: „Die Liebe.“ Jetzt wußte Marta genau, daß es ein Irrtum des Dieners sein mußte. Sie hatte von der Existenz dieser Bücher nichts geahnt, sie also auch nicht fordern können. Die Darstellung von so viel Nacktheit mochte sie sogar nicht einmal anschauen. Es wurde ihr unbehaglich dabei. Sie konnte über ein angeborenes oder früh

anergogenes Gefühl nicht fort, daß Nacktes unschön, unanständig sei. Natürlich sieht sich der Mensch beim Baden, aber er vermeidet es, rein instinktiv, sich näher anzuschauen. Auch in den Museen stehen nackte Menschen — aber wenigstens in hartem Stein, nicht in beweglichem Fleisch und Blut Die in dem kostbaren Buche enthaltenen Kupferstiche schienen mit ihrer Hüllenlosigkeit nun gar zu prahlen — Marta konnte sich nicht helfen: sie mochte sie nicht leiden

Im Hause ihres Onkels bei der täglichen Unterhaltung ästhetisch gebildeter Menschen hatte sie wohl viel von der „Philister-Prüderie,“ von der „Verbildung des Geschmacks“ gehört, hatte es oft als ein non plus ultra vernommen, wenn man sich über Kunstwerke moralisch entsetzt. . . . Aber vor sich selbst durfte sie es sich gestehen, daß ihr der Sinn für nackte Schönheit fehlte. Sie hatte nun einmal, wenn sie ehrlich sein durfte, alle Menschen im Salonkleid viel lieber. Besonders Männer hätte sie nicht sehen mögen ohne vollständige Bekleidung, aber auch vor nackten Frauen schauderte es ihr. Gewiß, all die vornehmen und feingebildeten Leute, die unten an des Onkels herrlicher Tafel saßen, würden die Nase über solche Kezerei rümpfen. Sie war vielleicht wirklich zu ungebildet, ihr fehlten die nötigen Organe. Wenn sie an das Liebste dachte, was sie auf Erden besaßen, an ihre schöne Mutter, an der ihr alles sympathisch gewesen war, so entsetzte sie dennoch die Vorstellung, sie hätte sie je unbekleidet sehen können. In den wallenden lichten Morgenkleidern mit ihrem schönen Faltenwurf hatte sie die große schlanke Frau am liebsten gesehen.

Und wenn sie an die berühmten Statuen der Griechen dachte — die Pudicitia war und blieb ihr die Liebste,

wenn auch das kühne Dahinschreiten der Diana von Poitiers ihr die Lunge weit machte . . .

So blätterte sie nur flüchtig in dem ihr gesandten Prachtband, die Stiche schienen ihr immer so ziemlich dasselbe darzustellen — immer gänzlich unbedeckte Frauen-gestalten. An den Rand der Bilder hatte irgend Jemand noch etwas mit Bleistift geschrieben. Sie versuchte garnicht, es zu entziffern, sondern öffnete das Buch über die Liebe.

Sie fuhr zusammen.

Zwischen Deckel und Titelblatt lag ein Brief. „An M. v. M.“ Alles ging ihr zugleich durch den Kopf: Was die Tante über Heimlichkeiten gesagt, des Onkels merkwürdige Blicke, seine Art des Liebkosens beim Händedruck, der Titel des Buchs, die unbekleideten Frauen — eine unbestimmte Angst preßte ihr die Kehle zu.

Den Brief lesen und ihn nicht lesen, schien gleich gefährlich. Nein. Ihn nicht lesen, war gefährlicher. Denn der Onkel — nur er konnte der Schreiber sein — würde immer voraussetzen, daß sie von seinem Inhalt Kenntnis genommen habe. Und nun suchte sie sich zu beruhigen: Vielleicht stand nichts darin, als daß sie die Bücher sorgfältig verwahren solle . . . Die Tante hatte öfter gesagt, er wäre ein Büchernarr.

Zuerst hieß es die Tür zuzurückeln, die Jungfer könnte kommen . . . Seit gestern Abend lag dies Paket unbeachtet in ihrem Zimmer! . . . Es war etwas Wichtiges an dem, was die Tante über ihren Mann gesagt, vom Unberechenbaren, Unzuverlässigen. Sie dachte an seine Manie, ihren Fuß berühren zu wollen. Dahinter steckte etwas, . . . sie wußte nur noch nicht was. Vielleicht Irrsinn? Er schuldigte die Tante öfters verstoßen an, nicht ganz

normal zu sein Das soll ein Lieblingstrick der Irren sein.

Durch ihren ganzen Körper zuckte die Angst, der Leib begann sie förmlich zu schmerzen. Sie war feige! Ja, das war das Wort. Und früher hatte es von ihr stets geheißt: „Schade, daß sie bei ihrer Tollkühnheit kein Junge ist.“ Und jetzt fürchtete sie sich vor einem Briefe! Einem offenen Feinde hätte sie auch heute noch getrotzt, aber dies Umkreisen, dies heimlich hinterrücks Heranschleichen quälte sie. Ihr war, als näherten sich ihr Panther und Hyänen. Diesen klugen und reißenden Tieren war sie nicht gewachsen. Ihre Phantasie machte schon jetzt aus Einem eine ganze Herde . . .

Endlich erbrach sie den Brief. Sein Inhalt war weit schlimmer als sie gedacht hatte.

Der Onkel schrieb, er halte es nicht mehr aus, er müsse ihr einmal sagen, was sie ihm sei. Ihre großen Kinderaugen, ihre kluge Stirn seien sein Licht. In ihrem Munde aber, besonders in der zarten Linie der Oberlippe, läge ihr ganzes Sein, ihre Güte, Bescheidenheit, die unfaßliche Feinheit und Vornehmheit ihrer ganzen Natur. Sie habe ihm den Traum seines Lebens verwirklicht. Selbst ahne sie nicht, welche Meisterschöpfung sie sei, zaghaft trete sie vor allen zurück, denen sie durch ihre primitive Intelligenz und Art schon weit überlegen sei. Am ersten Tage, beim ersten Blick in ihre Augen habe er es gewußt: Jetzt sei das Höchste in sein Leben getreten, jetzt habe sein Schicksal sich erfüllt.

Morgen Abend hoffe er in Sicherheit sie in seine Arme zu schließen. Denn seine Kraft sei am Ende, er könne sich nicht mehr verstellen, könne nicht weiter ohne sie . . .

Marta saß fassungslos da. Eine lähmende Angst

froh ihr über den ganzen Körper. Was sollte sie machen? Es der Tante sagen? Ihr den Brief bringen? Unmöglich, das wäre Verrat und bräche der Tante das Herz. Sie selbst mußte einen Ausweg finden. Und während sie sann, fühlte sie in sich die Gewißheit, daß es ihr nicht gelingen würde, daß sie diesem rücksichtslosen Mann verfallen war . . . Verfallen? Wie? Was? das wußte sie nicht, nur die Angst in der Brust lehrte sie, daß sie zum Tode verurteilt sein müsse . . .

In Büchern freuen sich Mädchen, wenn man sie schön findet und ihnen von Liebe spricht . . . In Büchern . . . Also auch das war falsch, war erlogen.

Freilich, verheiratete Männer sind es nicht, die in den Romanen Liebesbriefe schreiben.

Vor wenig Wochen noch hätte sie das überhaupt nicht verstanden, daß es für verheiratete Leute Romane gibt. Ihr blinder Kinder Sinn hatte früher nichts gespürt, nichts gesehen, hatte in Ammenmärchen fortgeträumt; in einer unrealen Welt war sie fest gefangen geblieben.

Aber heute! Ihr Onkel, ihrer richtigen Tante Mann schrieb ihr, daß er nicht ohne sie leben könne . . . War das auf Erden erhört?

Und nun sollte sie ihm beim Frühstück gegenüber sitzen und lächeln. „Sich nichts merken lassen“, hatte er verlangt.

Das waren die Forderungen, die das Leben an ihre Jugend stellte.

Wie sollte es enden?

19.

Herr von Nordheim erzählte seiner Frau beim Lüncheon, Schlentenheim sei im Sanatorium und bitte ihn dringend, den Abend bei ihm zuzubringen.

„Welche Überraschung! Schlentenheim!“ erwiderte die Tante.

Marta spitzte die Ohren.

„Kann er denn nicht lieber zu uns kommen, als daß Du ins Sanatorium mußt,“ fuhr sie fort, mißvergnügt, wie der Nichte schien, sogar mißtrauisch.

„Solofa-Soliza, es geht ihm miserabel. Ich weiß nicht einmal, ob er so weit wäre, Deine Samariter-Dienste anzunehmen. Dein Anblick würde ihm sonst wohl tun.“

Es war immer des Onkels Art, seiner Frau zu schmeicheln; diesmal aber machte es einen besonders schlechten Eindruck auf Marta; Frau von Nordheim jedoch hatte sofort einen sanfteren Ton in der Stimme, als sie antwortete: „Ja . . . der arme Freund! Er hatte immer viel für mich übrig.“

„Auch Du für ihn, gesteh's Solofa-Soliza,“ neckte der Onkel.

Schott lächelte und meinte: Schlentenheim wäre ein Ritter Toggenburg. Daneben hervorragend musikalisch. „Wäre er nicht so träge, er hätte es weit gebracht.“

Der Onkel kam im Gespräch auf den ihm allein wichtigen Punkt zurück. Marta hatte Arm-Sünder Gefühle. Sie klammerte sich in einem leisen Flüsterton förmlich an Frau von Rosen, die keine Sylbe davon verstand.

„Ich habe ihm bereits geschrieben, Solofa, daß ich heut Abend zwischen zehn und zwölf ihm Gesellschaft leisten könnte. Hupners nehmen es nicht übel, wenn wir

früher aufbrechen. Sie haben den guten Jungen, den Schlentenheim, auch gern und wissen, daß er bei seiner Nervosität überhaupt nur abends genießbar ist. Du fährst mich dann in die Kaiserstraße, ehe Du mit Marta heimkehrst . . . Ich gehe später zu Fuß nach Haus."

"Das auf keinen Fall," versetzte sie lebhaft. "Ich schicke Dir den Wagen zurück."

Die Anwesenden fühlten, daß es nur geschehen sollte, damit sie durch den Kutscher eine Art Kontrolle über ihn ausübe. Herr von Nordheim suchte ihren Gefühlen aber die Spitze abzubringen, indem er mit leiser Verbeugung lächelnd zu ihr sagte: "Zwar bin ich kein Kind mehr, das abends nicht allein nach Hause findet. Da ich aber per Wagen zehn Minuten früher in Deinen Armen sein kann, nehme ich den Vorschlag dankbar an."

Marta atmete erleichtert auf. Vielleicht war ihr dadurch der schreckliche Abendbesuch erspart. Wenigstens verschoben wähte sie ihn.

Am Nachmittag lag jedoch bereits wieder ein Buch, das Herr Schott ihr geschickt haben sollte, auf ihrem Tisch. Sie las den darin enthaltenen Zettel: "Um elf Uhr oder etwas später, sobald die Tante zur Ruhe gegangen ist."

Wenn er doch krank würde, oder sonst etwas geschähe. Sie warf sich auf die Knie und betete: der liebe Gott möge eingreifen, sie nicht zu einer Lügnerin werden lassen. Sie könne sich nicht helfen. Er möge es ihrer Engelmama wegen tun. Sie wolle auch nie wieder zweifeln an Gottes Gnade und Güte. Nur dies eine Mal möge er sie retten. Es wäre wirklich nicht ihre Schuld, daß sie in letzter Zeit an ihrem Gott gezweifelt habe . . . Die klugen Menschen hätten so viel Einfluß auf sie. Aber, wenn er ihr jetzt hülfe, würde sie stark und mutig im Glauben werden . . .

Bedingungen darf man freilich dem lieben Gott nicht stellen, so hatte ihr der Prediger einmal gesagt. Jetzt versündigte sie sich schon wieder . . . Aber sie schloß die Augen und fragte ihren lieben Gott ganz heimlich, ob er ihr helfen würde? Und da sah sie große, väterlich-milde Augen ihr zulächeln, und er nickte ihr deutlich eine Bejahung zu.

Ganz getröstet stand sie auf. Vor Gott war kein Ding unmöglich. Sie brauchte sich jetzt nicht mehr zu sorgen. — Er würde es schon machen.

Heut wurde also wieder bei Hupners gespeist. Noch kein Tag war vergangen. seitdem Marta im Nordheimischen Hause, an dem dort zur Abendtafel nicht Gäste geladen, wenn die Herrschaften nicht selbst ausgebeten waren. Bei Hupners ging es immer am heitersten zu. Die Hausfrau war unerschöpflich in drolligen Einfällen, sie lachte selbst so viel, daß man mitlachen mußte.

War Tante Lola bei guter Laune, so nannte sie Frau von Hupner „ihren verrückten kleinen Zwickel“ und ging auf alle ihre Ideen ein. War sie in schlechter Stimmung, ließ Annie Hupner es sich nicht anfechten und lachte erstrecht. Gegen Marta war sie immer besonders lebenswürdig und gütig. Dennoch hatte Marta das Gefühl: gäbe sie Frau von Hupner als Tote im Sarge besseren Anlaß zu einer Spöttei, würde diese kein Interesse mehr an ihrem Leben nehmen. Nur aufs augenblickliche Amusement kam's ihr an. Lachen, lachen, lachen!

So vergingen die Abende meist sehr heiter. Manchmal begab sich der kleine Kreis in's Opernhaus; hin und wieder wurde eine gemeinsame Spazierfahrt im Mondschein unternommen.

Im Lauf des Tages duldete der Onkel keine Ablenkung oder Zerstreuung. Er arbeitete in der Früh bis

zum Luncheon, zu dem nie Fremde eingeladen wurden, und Nachmittags bis fünf Uhr.

Die Damen blieben in dieser Zeit auf einander angewiesen. War die in ihren Stimmungen unberechenbare Tante bei guter Laune, war sie dann oft witzig und amüſant; war sie verstimmt, strömte nur Gift und Galle über ihre Lippen. Kein Mensch konnte sagen, wodurch ihre Laune beeinflusst wurde. Aber jeder im Hause achtete auf ihre Stimmung und hatte sich, vielleicht ohne es zu wissen, angewöhnt, sie wie einen Barometer zu studieren. Tat man einmal, als bemerke man ihre Mißstimmung nicht, wurde sie weit schlimmer. Am besten war es, die Tante immerfort zu bedauern, sie für schwer-leidend zu halten, sie zu bitten, sich mehr zu pflegen — dann zogen die Wolken am schnellsten vorüber.

Rührend war es, wie glücklich Schott jedesmal, wenn eine schlechte Laune sich löste und wieder Sonnenschein herrschte. Er verehrte und liebte die Tante über alles. Auch Frau von Rosen schien das zu tun. Marta dagegen hatte manchmal ein Gefühl der Empörung, daß die Tante durch bloße Launen einen ganzen Kreis guter Menschen quälte.

Daß sie nicht anders konnte, daß ihr die Möglichkeit fehlte, sich zu beherrschen, wollte Marta nicht in den Sinn.

Nun war der Abend gekommen. Kurz vor zehn Uhr trat der Onkel an Frau von Hupner heran und teilte ihr mit, daß er zu seinem Freunde müsse, vorher aber noch seine Damen nach Hause bringen möchte.

Marta empfand eine Umschnürung ihrer Atnungsorgane. Ihr war, als müsse sie nach Luft schnappen.

Der Onkel stieg am Sanatorium aus, die Tante schalt auf den Unsinn so später Stunden, Kranke müßten

Ruhe haben. Marta stimmte ihr einsilbig zu und suchte sich vorzustellen, was wohl geschehen würde, wenn der liebe Gott sein Wunder nicht eintreten ließe?

Ihr war zu Mut, als würde sie wegen heimlicher Verabredungen, wegen Betrug und Verrates morgen mit Spott und Hohn auf die Straße gejagt werden, als sei nun alles zu Ende.

Der Wagen langte an der Nordheimschen Villa an.

„Darf ich Dich in Dein Zimmer begleiten?“ fragte Marta die Tante.

„Nein, danke. Ich leg mich gleich hin, mir ist nicht ganz wohl . . . Gute Nacht. Es war heut recht langweilig bei Hupners.“

„Ich fand es sehr nett,“ meinte Marta.

„Dir schmeckte das Ruzzeis — ich werde dem Koch sagen, es uns bald zu machen.“ Damit trennten sie sich.

Wie gut von der Tante. Sie wollte ihr Ruzzeis bestellen . . . Und Marta trieb Heimlichkeiten . . . Wie es sie belastete!

Die Jungfer wartete oben im Toilettenzimmer. Marta ließ sich nur ihres Kleides entledigen. Dann verlangte sie ein Hauskleid — sie müsse noch einen Brief schreiben und brauche keine weitere Hülfe. Dies konnte freilich auffallen. Marta las diesen Umstand schon in einer Zeitung, als ein Indizium bei einer Gerichtsverhandlung: „Ihrer Gewohnheit entgegen, entließ sie die Jungfer früher und sagte, sie wolle sich ohne Hülfe entkleiden. . .“

Dann setzte sie sich auch wirklich an den Schreibtisch und versuchte, an Hedwig zu schreiben. Heute reiste sie mit ihrem Vater nach Paris, und Marta, sein Kind, saß hier verloren zwischen fremden Menschen. So traumhaft unwahrscheinlich erschien ihr das. Sie, das Kind, das zu ihm gehörte, verstoßen, hilflos . . .

Sie glaubte ein Geräusch zu hören.

Sie sah auf die schöne Kofoko-Schreibtischuhr; erst halb Elf. Die Tante hatte sicher noch Licht. Außerdem hatte sie, wie sie oft erzählte, einen so leisen Schlaf, daß das geringste Geräusch sie weckte. Wie sollte der Onkel vorsehen, ohne daß sie es merkte. Wahrscheinlich hatte sie sich überhaupt nicht zur Ruhe begeben, weil er noch nicht heimgekehrt war.

Wahnsinnig war sein Unterfangen. Und wozu nur, wozu? Ihr wurde siedeheiß. Sie hatte ihm nichts zu sagen; war denn diese Heimlichkeit nötig? Was hätte sie darum gegeben, diesen Besuch zu vermeiden. Geschah denn immer auf Erden gerade das, wogegen sie sich mit Händen und Füßen sträubte? Was trieb ihn? Tief, tief innerlich hoffte sie noch, daß der liebe Gott ihr helfen würde, wenn die Not am Höchsten. Aber bald mußte Er eingreifen. — Es war fünf Minuten vor Elf Jetzt hörte sie deutlich Schritte.

Großer Gott!.. Hatte Maregno es wirklich gewagt?

Ihre Tür war unverschlossen. Gespannt blickte sie auf die Klinke . . . Sie bewegte sich. Fast lautlos trat er ein. War er es? War das der Onkel? Ihre Phantasie sah Räuber und Mörder . . . Er warf den Mantel ab, verschloß die Tür von innen.

Sie konnte ihm nicht entgegen gehen, sie zitterte zu sehr.

„Marta, Marta,“ jauchzte er mit halberstickter Stimme und warf seine beiden Arme um ihre schlanken Schultern.

Sie hatte sich im Lauf des Tages allerhand ausgedacht, was sie ihm sagen wollte — in Büchern hatte sie gelesen, wie stolze Frauen die Männer mit Worten zerfmettern, daß sie zerknirscht davon schleichen. Aber sie fand nichts anderes als eine rührend sanfte Abwehr:

„Lieber Onkel, ich habe so Angst, daß Tante Lola kommt . . . Sei so gut und geh wieder fort. Sieh, Tante hat mich gebeten, keine Heimlichkeiten zu haben . . . Und Tante ist so gut gegen mich — eben noch mit dem Haselnuß-Eis — und ich kann ihr nie genug danken . . . Und bitte, tu mir das zu Gefallen . . .“

Ob er überhaupt auf ihre Worte achtete?

„Das bist Du . . .“ Er betastete sie förmlich, „Du kleines süßes Wesen“ . . . es klang wie aus einer anderen Welt.

Dann zog er sie mit absoluter Sicherheit und Natürlichkeit neben sich auf den Diwan.

Gewiß. Er war der Hausherr; wußte hier besser Bescheid als sie. Alles, was sie umgab, war sein, selbst die Luft, die sie atmete. Was durfte sie ihm wehren?

Er fuhr mit der Hand trunken über ihr Haar.

„Löse es auf, Marta,“ sagte er wie befehlend. „Laß es so herunterhängen wie damals, am ersten Abend . . . Das sind schon Wochen her. Und jede Sekunde seitdem hab' ich nach Dir gelehzt. Sieh mich an . . . Daß es das auf der Welt gibt . . . Daß es mir endlich geworden ist . . . Ein Mensch, ein Kind und die süßeste Weiblichkeit zu gleicher Zeit.“ . . .

„Du bist so gut,“ sagte sie, fast stimmlos vor Verlegenheit und innerer Angst . . . „Aber sieh! . . . Die Tante“ . . .

„Schweig doch endlich von der Bestie!“

Versteinert sah sie ihn an. „Onkel, hast Du denn Deine eigene Frau nicht lieb?“

„Ich hasse sie, Marta. Wenn ich sie ansehen muß, schaudert es mir bis ins Mark der Knochen. Sie ist mir antipathisch in allem . . . ihre Stimme wie ihr Gang, ihre Haut, ihre Augen.“

„Großer Gott, großer Gott,“ unterbrach Marta und hielt sich beide Hände vor's Gesicht. Ihr war, als erlebe sie einen Weltuntergang. „Aber das darf, das kann doch nicht sein. Sie ist Deine Frau . . . Warum hast Du sie denn geheiratet?“

„Aus Irrtum . . . aus Jugendeselei . . . vielleicht weil sie mich wahnsinnig liebte. — Was weiß ich . . . Laß sie doch, sprich nicht von ihr.“

Er hatte ihr langes braunes Haar gelöst und vergrub sein Gesicht in diese schweren Wellen . . . „Es ist wahr,“ flüsterte er leise. „Im Duft des Haares atmet die Seele.“

Sie würgte noch am Entsetzen seiner Enthüllungen. „Es wird gewiß einmal ein furchtbares Ende nehmen“ . . . stotterte sie, aus ihren Gedanken heraus.

„Was, Marta?“ fragte er, sie anschauend, ohne etwas anderes als ihren Liebreiz zu beachten.

„Das mit Tantes Liebe,“ flüsterte sie.

Er mußte lächeln. „Ein furchtbares Ende? O nein, die meisten Dinge auf Erden verlaufen im Sand. Das weißt Du, Jüngstes, nur noch nicht. Zu denken, daß dies Kleine sechzehn Jahr alt ist und so klug und geschickt.“

Marta überhörte es, sie dachte immer noch an seine Frau: „Tante Lola hat mir neulich gesagt, sie könne auch nicht einen Tag ohne Dich leben. Ihr Herz steht still, wenn sie Dich ein paar Stunden nicht sieht. Alle Lebenskraft käme aus Dir . . . Nicht eine Sekunde würde sie Dich überleben.“

„Ja, diese Liebe,“ höhnte er, „die kennt man! Dafür danke ich. Diese Liebe, die mit Feuer und Schwert dem Geliebten alles andere vernichtet, was in sein Leben tritt — das ist nun 'mal nicht mein genre . . . Ich halt' es nicht einmal für Liebe . . .“

Er schüttelte sich förmlich und setzte sich dann in die Ecke des Sofas.

„Einmal war ich auch ein Tor und glaubte an eine Liebe in der Ehe, wie ich sie mir erträumt, eine ewig verzeihende, ewig verstehende Liebe . . . Wir werden ja alle ins Leben hineingenarrt mit dem Apostel Paulus: „Sie erträgt alles, suchet nicht das ihre“ oder dergleichen. Der Wortlaut ist mir entfallen, aber den Sinn kenne ich. Wenn wir darin bitter enttäuscht werden, heißt's dann: Ihr waret nicht auf der Höhe, Ihr verlangtet von Eros Charitas . . . Der Apostel spricht nur von Charitas . . . Ich hatte aber nun einmal fest an die Liebe meiner Frau geglaubt . . . Dann kam die große Erfahrung . . . Dem Einen kommt's allmählich — Mir kam es plötzlich, bei einem bösen Erlebnis. Willst Du es erfahren? Schön ist es nicht. Es hätte nicht sein sollen, aber ich mach' mich vor Dir nicht besser als ich bin. Eine häßliche Geschichte. Wird Dich schrecken.“

Mehr erschrocken als sie war, hätte Marta schwer werden können.

„Meine Frau war immer eifersüchtig, auch als sie keinen Grund hatte — das ist aber schon lange her . . . So im vierten Jahr nach meiner Verheiratung war's, da kam ein sehr nettes, anständiges Mädchen als Wirtschafterin zu uns. — Drei, die Lola für zu hübsch hielt, hatte sie hintereinander entlassen. Und gerade mit der wenigst hübschen geschah's. Sie war zum ersten Mal von Haus fort, voller Heimweh, weinte viel, meine Frau war hochmütig gegen sie — kurz, zu erklären ist da nicht viel. Sie tat mir leid, und als ich freundlich gegen sie war, entstand in ihr jenes erste Frühlingskeimen, das so wunderbar reizt und verschönt . . . Es kam auch über mich — Männer sind keine Engel.“

Marta sah ihn wie entgeistert an. Seine Worte schmerzten sie; er kam ihr plötzlich klein und gedemütigt vor. — Er hatte eine einfache Wirtschaftlerin geliebt . . . Und das erzählte er ihr! Er entkleidete sich ja seines ganzen Nimbus, er kam ihr so gemein vor . . .

Er fuhr fort: „Als nun das Unglück eingetreten war, dachte ich Narr — ich war ein Narr ohne jede Menschenkenntnis, ein Idealist — Deine Frau liebt Dich, sie wird Dich nicht im Stich lassen . . . Wir haben keine Kinder, wenn wir dies Kind, das zweifelsohne meins war . . .“

„Ein Kind?“ fragte Marta verwirrt. Er überhörte es oder wollte sich nicht unterbrechen. Sie folgte ihm aber nicht mehr.

„Wenn wir dies Kind annehmen, die arme Mutter vor Schmach bewahren . . . Man ist sehr protestantisch streng in der Gegend und das Mädchen war eine Pastorentochter — kurz, ich junger Trottel hatte mir einen sentimentalen Roman, so eine Edelmut- oder Wildermut-Geschichte ausgedacht . . .“

„Und was geschah?“ fragte Marta, da er schwieg.

„Bei der ersten Andeutung wurde sie zur Furie — nein, zum wilden Tier. Ich wundere mich noch heut, daß sie mich nicht zerfleischt hat, denn gewehrt hätt' ich mich nicht . . . Ich hätte es nicht für möglich gehalten. Und dann, ohne Überlegung, ohne Gefühl ihrer Würde stürzte sie zu dieser armen Person, der Emma . . . Was sie gesagt, getan — eingeriegelt hatte sie sich, und ich mußte erst aufbrechen lassen — ist nicht zu sagen . . . Mit dem Fuß gegen den Leib des armen Mädchens gestoßen, weil sie mein Kind töten wollte, ihr die Haare buchstäblich ausgerissen . . . Die Reitpeitsche erhob sie gegen sie, mit Hundstimmungen wollte sie sie vom Hof jagen lassen — aber ich kam noch zur Zeit, den Ausfluß jener Himmels-

macht, der Liebe — denn all dies war ja nur aus Liebe zu mir geschehen — einzudämmen. Sonst säßen wir vielleicht alle im Zuchthaus — hätte ich die Bestie nicht noch bändigen können.“

„Und ist die arme Person tot?“ fragte Marta verschüchtert.

Er lächelte: „Nein, das Meiste verläuft ja im Sande. Aber verdient hatte ich eine Lektion: Wer gesteht denn einem Weibe — solchem Weibe etwas.“

„Aber das Kind ist tot?“

„Du willst durchaus einen Toten auf dem Schlachtfeld sehen? Nein, es lebt, nur meine Frau hält es für tot — wer weiß was sonst geschähe. Es wird sogar sehr gut dafür gesorgt — Du weißt vielleicht, daß ich seit fünf Jahren, wo mein Onkel starb, ungewöhnlich reich bin? Auch die Emma hat noch einen Mann gefunden . . . Nein, der einzige Tote bin ich. Seit jenem Tage habe ich meine Frau belogen und verachtet, betrogen von früh bis spät in allem und jeden.“

„Du hättest Dich scheiden lassen sollen“ — sagte Marta altflug.

„Das hab ich oft genug versucht, aber ihre einzige Antwort ist „Dolch und Gift.“ . . . Sie schreckt ja vor nichts zurück und nur solche Menschen sind unüberwindlich. . . . Das Widerlichste weißt Du noch nicht: Nach dieser Emma-Szene, nachdem sie mich beschimpft, entehrt hatte — da kroch sie abends vor meine Zimmertür, da winselte sie um meine Gnade, im Namen ihrer heißen Liebe . . . Da benetzte sie jede Stelle meines Körpers mit Reuetränen . . . Tag und Nacht kniete sie vor meinem Lager, gelobte Besserung. . . .“

Marta wollte fragen: „Hast Du ihr vergeben?“ Aber er fuhr gleich fort: „Alles in mir ist für sie tot. . .“

Ich spiele mit ihr, spiele mich durchs Leben, hatte überhaupt keine wahre Empfindung mehr — — — bis mein Auge Dich erblickte, bis Du mich wieder zum Menschen gemacht hast . . . Jetzt weiß ich, warum ich alles ertragen. Du bist meine Gegenwart und meine Zukunft. . . ."

Es schlug zwölf. Sie fuhr zusammen. Ihr war, als hätte sie Schritte gehört.

„Onkel Maregno . . .“

„Nicht Onkel, laß den blöden Schein, nenn mich mit Namen . . . Sag Alexander . . .“

„Ach nein, laß mich „Maregno“ sagen, wie alle . . .“

„Wie alle! Gerade das vertrag ich nicht.“

Sie zitterte: „Wenn nun die Tante käme?“

„Ja,“ entgegnete er ruhig. „Dann müßte ich sie niederschießen.“

„Um Gottes Willen! Aber warum kommst Du denn?“

„Weil ich nicht ohne Dich leben kann.“

Marta hörte von allen Seiten Rascheln und Rauschen. Wortlos faltete sie die Hände und flehte ihn mit den Augen an.

Auch er hörte, daß sich etwas im Hause rührte und drehte das Licht ab. Lautlos bewegte er sich zur Tür, verschwand im dunklen Korridor . . . Marta stand noch eine Weile wie benommen da . . . War er hinab, hinaus gelangt?

Sie drehte das Licht wieder an . . . lauschte, wartete. Nichts.

Nach zwanzig Minuten fuhr der Wagen vor, fuhr zum Ausspannen um das Haus herum in den Hof.

Der Herr war also jetzt offiziell gekommen, ein Diener hatte ihn im Vestibül erwartet. Geschickt mußte er alles bedacht haben. Für Marta blieb es ein Rätsel, und sie hatte

ein Gefühl als sei sein ganzes Leben ein Doppelleben, als spiele er immer und überall eine Rolle. Wo war sein wahres Sein? Hätte er nur nicht das furchtbare Wort gesagt: „Ich kann nicht leben ohne Dich.“

Wenn sie nur fort könnte. Jrgend wohin. Sie mußte Hedwig sagen, daß sie schon zu lange dort sei, lästig falle. Noch anderthalb Monate hielte sie es hier nicht aus — lieber noch bei Witzels. Sie hatte eine Schulfreundin, bei der sie willkommen wäre . . . Sie setzte sich sofort hin und schrieb, denn an schlafen war für sie jetzt nicht zu denken.

Aber welche Gründe durfte sie bei ihrem Vater geltend machen? Die Wahrheit war ausgeschlossen. Bei der leisesten Andeutung würde Hedwig aufbrausen: „Du Närrin, was bildest Du Dir ein!“ Und der Vater? Vor ihm, in seiner keuschen, hohen Atmosphäre durfte doch nicht erwähnt werden, daß es so etwas gäbe. Ein verheirateter Mann, der einem Mädchen sagt, er könne nicht ohne sie leben. Unmöglich, das Wort würde jedem vor ihres Vaters Blick in der Kehle stecken bleiben . . . Er würde es vielleicht garnicht verstehen — oder wenn er es verstünde, den Sprecher vor Entrüstung zu Boden schlagen. —

Marta stützte den Kopf auf die Hand: dort war keine Hülfe zu erwarten. Nur einen großen Familienkandal würde es geben: Ihr Vater würde seiner Schwester Mitteilung machen . . . Marta malte sich eine Scene zwischen der Tante und sich aus . . . Und was würde Maregno von ihr denken? Lächelnd würde er alles ableugnen, sie für einen phantastischen Kopf erklären — denken aber würde er, sie sei auch ein Weib, dem man nichts anvertrauen könne, das alles verraten muß. Freundlich hatte er ihr sein Haus geöffnet und zum Dank richtete sie das an.

Marta stand auf, ging auf seinen weichen Teppichen, in die ihr Fuß versank, hin und her . . . Niemand und nichts half ihr. Der liebe Gott hatte sie verlassen . . . Kein Ausweg.

Wieder saß sie am Schreibtisch und bat Hedwig eindringlich, sie zu ihrer gleichaltrigen Freundin reisen zu lassen. In dies große, vornehme Haus passe sie auf die Dauer nicht hinein.

Dann versuchte sie zur Ruhe zu kommen. Im Bett wurden ihre Gedanken aber immer quälender.

Was sie an diesem Abend erlebt, erschien ihr wie ein wilder Traum. Maregnos Worte lagen ihr auf der Brust. Jetzt, wo sie überlegte, hielt sie es für unehrenhaft so etwas nur anzuhören. In keinem Roman geschieht einem anständigen Mädchen so etwas.

War das nun „das Leben“, nach dem sie noch vor sechs Monaten neugierig ausgeschaut hatte? Ein Chaos von Lüge und Gefahr?

Welchen Einblick in die Vergangenheit des Onkels hatte sie getan; was für fremdartige Anschauungen und Tatsachen in den letzten Wochen erfahren.

Wäre sie doch nie in dies Haus gekommen! Wie sollte sie sich hier durchwinden? Wo nur erfahren, was recht und unrecht war? Denn Eins allein war ihr als Richtschnur geblieben: sie wollte das Rechte tun. Im Gebet sprach sie zum Schatten ihrer Mutter: „Laß mich gut bleiben, wie Dein Kind sein soll und müßte ich deswegen auch sterben.“

Erst gegen sechs Uhr morgens fielen ihr die verweinten Augen zu.

20.

Morgens sah alles erträglicher aus. „Vielleicht ist das nur die Schule des Lebens?“ sagte sich Marta, „Frauen müssen auch eine durchmachen heutzutage, es ist nicht nur, wie in Schillers Glocke, der Mann, der hinaus muß „ins feindliche Leben.“ —

„Überall ist wohl der Schein anders als das Wesen, was dahinter steckt? In „der Schule des Lebens“ heißt es: alles umlernen? Freilich erscheint es törricht, daß man uns erst so viel falsches lehrt!!“

Am Ende lag es aber nur an ihr? Nur sie hatte sich Menschen und Verhältnisse anders vorgestellt als sie waren, ihre Auffassung allein war an allem schuld.

Jedenfalls, einen schneidenderen Gegensatz als zwischen der Wirklichkeit und ihrer einstigen Vorstellung, konnte es nicht geben.

In ihren Gedanken ging sie bis zu dem Tode der Mutter zurück: Noch nicht ein Jahr her, und sie vermochte jetzt schon ohne Tränen daran zu denken. Das hätte sie nicht für möglich gehalten. Aber es war so.

Dann: die Treue des Vaters. Was hatte sie sich immer für eine Vorstellung von der Treue gemacht. Sie sträubte sich noch heut dagegen, ihn direkt treulos zu nennen — aber die andern Menschen taten es. Und was war von der Selbstlosigkeit Hedwigs, auf die sie geschworen hätte, übrig geblieben? . . . Marta mochte nicht zurückdenken; es war schmerzhaft. Jeder Begriff zerfloß, nahm andere Formen, Farben an, verschwand ganz. Ein Kaleidoskop.

Ja, wenn das Leben so war, wenn nichts Hohes vor der Wirklichkeit bestand, hatte ihre Schulfreundin

nicht so unrecht, die nur ein Ideal kannte: viel Geld, um alles zu genießen, was die Erde bietet. Und Marta hatte sie „gemein“ gescholten.

Dabei verdächtigte sie Hedwig nicht etwa, den Vater seiner Vermögenslage wegen geheiratet zu haben. — Nein, das lag ihr fern. Nur die großartige Persönlichkeit des Vaters hatte sie bestochen. Marta selbst, die doch nur seine Tochter war, würde nie einen Mann seines Gleichen nennen. Das einzige, was nicht absolut hoch an ihm gewesen, war, daß er den Schmerz um die Mutter nicht hatte tragen wollen, ihn gewaltsam abgeschüttelt, betäubt hatte.

In diesen letzten Wochen, wo sie so viel gehört und gelernt, hatte Marta aber auch das zu begreifen vermocht: Es war das Recht seiner Herrennatur! Vom Dulder hatte er als Mann der Tat, des Schaffens, des Lebens nichts an sich! Sie war wirklich viel flüger, viel einsichtiger geworden.

Auch über die Lebensalter dachte sie jetzt anders: früher hatte sie geglaubt, Liebe sei nur ein Zeitvertreib der allerersten Jugend. Mit zwanzig, vielleicht schon eher wenn man früh heiratet, sei das abgetan, dann denke man nur an den Ernst und die Pflicht des Tages. Und nun hatte sie erfahren, daß die Liebe eine Krankheit ist, die Jeden befallen kann! Alte wie Junge, Männer wie Frauen, Schöne wie Häßliche! Warum wird einem das nur nicht gesagt? Warum steht ein Mädchen in ehrfürchtiger Anbetung des älteren Mannes, meint, alles an ihm müsse hoch, heilig, vorbildlich sein?

Voll solcher Gedanken mußte Marta zum Frühstück unter die Augen Maregnos treten. Sie selbst wagte die Jhren aber nicht aufzuschlagen.

Die Tante war eitel Süßigkeit: Maregno wäre früh heimgekehrt, hätte ihr aus der einzig noch geöffneten Konditorei am Theater einen großen Kasten ihrer Lieblingsbonbons mitgebracht. Augenscheinlich hoffe er, heute Abend wieder Urlaub zu erhalten — sie wisse aber noch nicht, was sie täte.

Marta fühlte sich so schlecht bei diesen Worten, daß sie schnell einen Schluck Wein trank. Wenn sie die Tante nur beschwören könnte, ihren Mann nicht fortzulassen. War je ein Mensch in einer peinlicheren Lage gewesen als sie? Ihr kam vor, als würde sie da, während Maregno und die Tante scherzten und lachten, zum Tode verurteilt — ohne daß die Richter wußten, was sie taten.

Ob sie Frau v. Rosen um Hülfe bitten dürfe? Doch wo blieb die Rücksicht auf den Hausherrn? Es wäre Verrat an ihm gewesen. . . . Doch man darf einen Feind wohl verraten?

Maregno richtete bei Tisch kein Wort an sie, was die Stimmung der Tante noch hob. . . Wie kann sie so kurzsichtig sein, . . dachte Marta. . . Aber bald dachte sie garnichts mehr, sie war wie betäubt vor Angst.

Der Tag verging. Abends waren Gäste bei der Tafel. Der Hausherr verabschiedete sich etwas früher. Marta kam um Elf in ihr Toilettenzimmer, wo die Jungfer wartete.

Wieder, wie am letzten Abend, sagte Marta, sie habe noch zu schreiben und ließ sich ihr einfachstes, ihr Reisekleid überziehen. Ob es der Jungfer auffiel?

Als Marta in ihr Wohnzimmer trat, hätte sie fast aufgeschrien: In der Ecke des Divans saß der Onkel, und vor ihm auf dem Tisch lag der Brief, den sie in der Nacht an Hedwig geschrieben hatte.

„Seitdem Du in meinem Hause bist, kontrolliere ich

Deinen Brief-Eingang und -Ausgang, Kleine. Glaubst Du, daß ich eine Gelegenheit, Dich kennen zu lernen, hab entschlüpfen lassen? Nein. Was soll dies aber heißen? Was meinst Du damit, daß Du fort willst? Glaubst Du, ich lasse das zu?"

Marta stand bestürzt da, wie ein überführtes Schulmädchen. Im Geist ging sie den Inhalt all ihrer Briefe durch: bis auf diesen hatte er alle lesen dürfen, nur Dankbarkeit und Begeisterung für ihn und die gewährte Gastfreundschaft hatte sie zu Papier gebracht.

„Warum hast Du mir das angetan,“ fuhr er fort. „Weißt Du nicht, daß wir fürs Leben zusammengehören? Daß Du mich nicht liebst, noch nicht liebst, weiß ich. Aber Du liebst keinen Andern, ahnst noch nicht einmal, was lieben heißt . . . Im März verlangt in unsern Gärten kein Gärtner die Blüte am Strauch . . . Und doch ist der Zauber des März so groß: der Frühling soll kommen, hauchts durch die Luft . . . Die Victoria Regia freilich wird von manchem Frühling nicht gerührt — hundert Jahre lang will sie gepflegt, umschmeichelt werden, ehe sie ihren duftigen Kelch erschließt . . . Einst wirst Du mich lieben . . .“

Sie stand wie versteinert da. Es war, als ob die Gegenwart entfliehe. Und in schier unabsehbarer Ferne sah sie sich selbst in anderer Gestalt, in neuer Form . . . War sie das noch? Und jene Frau liebte diesen Mann . . . Vielleicht blickte sie eben ins Reich der Schatten, wo die Zeiten schwinden.

Er sah den irren, wertscheuen Blick in ihrem Auge und schlug einen anderen Ton an. „Komm, setz Dich neben mich, wie gestern.“

Da beruhigte sie sich langsam.

„Tu mir einen Gefallen,“ fuhr er fort. „Zieh erst den japanischen Schlafrock über, den ich am Tage, ehe Du ankamst, für Dich ausgesucht habe. Ich hatte eine Vorahnung Deines Wesens, wenn auch keine sichere. Du bist mehr, als ich überhaupt zu ahnen vermochte . . . Mir bangte hin und wieder vor etwas Starcknochigem, Blondem. . . . Meine Frau hatte sich mehrere Morgenkleider zur Ansicht senden lassen. Da sah ich den und erklärte ihn für entsetzlich geschmacklos — nur damit sie ihn nehmen möchte. Er war wie Dein Wesen. Nun laß mich die holde Farte auch einmal in der Hülle sehen.“

Marta wandte sich um wie ein gehorsam Kind und ging in ihr Coilletenzimmer. Dort legte sie schnell ihr Kleid ab. Wie sie sich den Morgenrock überwerfen wollte, stand Maregno plötzlich hinter ihr, berührte ihre nackten Schultern, küßte ihren Nacken, ihren Hals. —

Sie wollte sich ihm entwinden — er hielt sie mit starken Armen fest. Sie schluchzte, sie zitterte. „Laß mich, laß mich los, um Gottes Willen. . . .“

„Weißt Du denn nicht, was es ist, wenn Du so zitterst, wie das Meer im Sonnenschein?“ flüsterte er stimmlos. „Das ist doch die große Natur, Kind . . . Du sollst ein Weib werden.“

Sie hielt sich die Augen zu, sie wand, sie krümmte sich, wie ein armes, vom Föhn zerzaustes Bäumchen, in seinem Arm. „Laß mich, Maregno, sprich nicht so . . . Ich kann es nicht aushalten, ich muß weinen, ich muß schreien.“

Aber er liebte sie, er verlor die Selbstbeherrschung vor dieser Syphe; seine Hand berauschte sich an der Feinheit ihrer Haut, er tastete ihre zarte Gestalt, die Linien ihrer ungeahnten Schönheit entlang. Sie sank, ihn um Gnade flehend, zu seinen Füßen nieder, berührte mit

dem Haupt die Erde, hauchte mit ersterbender Stimme: „Laß mich los, laß mich . . .“ Dann brach sie überwältigt, in namenloser Angst ohnmächtig zusammen.

„Du bist das Holdeste und Schönste, was die Natur erschaffen hat,“ jauchzte er, außer sich vor Entzücken, wie von schwerer Lebenslast befreit. „Wie solltest Du nicht zusammenbrechen, wo die Gewalt meiner Leidenschaft über Dich hinströmte.“ Sie kam zu sich. Er saß in dem niedrigen Lehnstuhl vor ihrem großen Toilettespiegel: sie lag halb in seinem Arm, halb auf seinem Knie und sah sich und ihn im Spiegel, sich selbst mit Schauern halb entkleidet. Augenscheinlich hatte er sie hochgehoben und ihr die Schläfen mit Eau de Cologne vom Toilettentisch befeuchtet. Sie spürte den starken Geruch, und er war ihr widerlich. Jetzt wollte sie sich befreien aus seinem Arm: er ließ sie nicht los. Ihr dünnes Hemdchen hatte sich auf der einen Schulter aufgeknöpft, sodaß sie noch weniger bedeckt war als vorher. „Amazone“ formten seine Lippen bebend und preßten sich auf ihre kleine zarte linke Brust.

„Du bist ein Wunder“, sagte er in tiefster Ergriffenheit mit den Augen an ihr hangend, unfähig zu begreifen, warum sie ihn irr, teilnahmslos anstierte. .

Dann riß sie sich wie wild geworden los: Mochte das Haus zusammenlaufen, mochte das Furchtbarste sich ereignen, sie konnte nicht anders. Was war mit ihr geschehen? Ein Weinkrampf schüttelte sie . . . Ein Stöhnen, Ächzen, dem keine Selbstbeherrschung, keine Angst mehr standhielt . . . Sterben . . . Ins Wasser . . . Das war alles, was ihr blieb. . . . Sie hatte das Wort oft gelesen . . . Jetzt verstand sie es . . . Begriff mit klarem Entsetzen. „Entehrt“. . . Ihr war das geschehen, er hatte sie berührt . . . Sie . . . Ihrer geliebten Mutter Kind. . . Und kein Engel vom Himmel war gekommen, es ihm

zu wehren, sie zu schützen. Großer Gott . . . Gott? Nein, nein, es gab keinen Gott der Kinder und Unschuldigen! Und wer hatte ihr das angetan? Einer der nächsten Verwandten, der sie hätte schützen, behüten sollen. Sie schrie . . . sie tobte.

„Kind, Kind, komm zu Dir“ . . . Er benetzte sie mit kaltem Wasser. Umsonst. „Ich bin entehrt,“ stieß sie schließlich laut, röchelnd heraus.

„Aber Marta, Kind . . . Ich hab Dir doch nichts getan? Was glaubst Du denn?“

Sie horchte auf. Er war sprachlos, daß seine Zärtlichkeit eine so entsetzliche Wirkung hervorgebracht hatte. Sie war ein vollständiges Kind.

„Wie eine Heilige hab ich Dich, Götterbild mit meinen Lippen anbetend berührt . . . Und das nennst Du „entehrt?“ Ich habe Dir doch nichts geraubt.“

„Nicht ich nenn' es „entehrt“, man nennt es so, ich hab' es hundertmal gelesen . . . Das ist das furchtbarste, was es gibt, wenn man ein Mädchen küßt . . . o Gott, o Gott“ . . .

„Frag Dein eigenes Gefühl,“ entgegnete er ganz verzweifelt, „Du kannst Dich doch nicht anders als vor einer Stunde fühlen“ . . .

Sie nickte: „Doch“ . . . und weinte von Neuem.

Er sah auf die Uhr. — „Kind,“ sagte er angstvoll, ich muß in höchstens fünf Minuten fort. Und nun soll ich Dich in solchem Zustand lassen?“

„O, die Schmach des Versteckens, die entsetzliche Schande. . .“ Vergebens versuchte er ihr Jammern zu unterbrechen. „Ich weiß nur, daß ich sterben will, sterben muß, Du hast mich geküßt — ich bin verloren . . .“

Er schwor ihr bei den heiligsten Eiden — sie unter-

brach ihn höhrend: seine Eide seien nicht heilig, er habe den seiner Frau geschworenen tausendmal gebrochen.

„So sag mir, bei was ich schwören soll, um Dich zu beruhigen?“

Sie gefiel ihm in ihrem unvernünftigen Zorn fast noch besser als in ihrem stillen Dulden. Ihm schien, als enthülle sie, ohne es selbst zu ahnen, ihr leidenschaftliches Temperament. Also ganz in der Tiefe, unter der Zartheit, unter der rührenden Bescheidenheit und Aufopferungsfähigkeit steckte ein heißer, eigenartiger Mensch, der sich erst ins Dasein kämpfen mußte durch den Wust und Schutt des Anerzogenen.

„Es gibt nichts, was Dir heilig ist,“ entgegnete sie verzweifelt.

„Bei meiner Liebe zu Dir,“ sagte er, „die Du mir die höchste Revelation aller Gottes- und Natur-Wunder bist.“

„Das ist Liebe?“ fiel sie ein. „Die hab ich mir freilich anders gedacht . . . Wie hätt' ich zu Dir aufblicken können, wenn . . . wenn dies Entsetzliche nicht gewesen wäre . . . Wenn Du Dich nicht in solchem Licht gezeigt hättest.“ . . . Sie schluchzte weiter. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn: „Vermochte er es denn nicht, die einfache Natur in diesem Menschenkinde zu wecken?“ Er versicherte ihr noch einmal, alle ihre zarten Blüten seien unbeschädigt — sie verstand ihn nicht. „Hör' mich an,“ begann er von neuem, „Dir ist nichts geschehen . . . Dir könnte überhaupt von mir nichts geschehen — ich bin Dein Sklave.“

Er mußte fort, wenn er nicht alles gefährden wollte. Sie riegelte die Tür hinter ihm zu, achtete nicht weiter auf sein Tun und Lassen. . . Mochte er seiner Frau in den Weg laufen, mochte das Haus in Feuer aufgehen,

die Erde sich öffnen und es verschlingen — was ging es sie noch an — es gab keinen Gott im Himmel, kein Recht auf Erden.

21.

Das Aufwachen . . . O, das Aufwachen nach einem schweren Erlebnis, wenn man in Tränen und Verzweifeln eingeschlafen ist!

Zuerst spürt man nur den lastenden Druck, weiß nur, daß irgend etwas Entsetzliches auf einem liegt. Dann kommt das grausame Bewußtsein, die Erinnerung.

Marta dachte an den Morgen nach der Mutter Verscheiden, an jenen andern Morgen, als sie des Vaters Zukunftspläne erfahren hatte — wie ähnlich sahen sich Leidensgefährten! Aber das Gegenwärtige scheint schlimmer als das Zeitlich-Entrückte. Doch sie sann nach, sie suchte sich Klarheit zu schaffen: Schließlich war doch nur ihr, ihr allein etwas geschehen; kein anderer war betroffen. Sie hatte es mit sich abzumachen. Es überkam sie sogar etwas wie Scham, daß sie Maregno gestern so unbegreiflich zornig entgegengetreten war. Sie hätte seine Eigentümlichkeiten bedenken müssen. Vielleicht hatte er es nicht so böse gemeint, vielleicht war er anders, freier erzogen? Östers hatte er sie schon „kleinbürgerlich“ genannt. Ihm erschien nicht unanständig, was ihr so dünkte. Sie hatte von ihm gehört, daß es eine Kaste freier, großer Menschen gab, die keine Vorurteile hätten. Für sie waren dies vage Begriffe geblieben — aber vielleicht hatte er sie in diese Kaste aufnehmen wollen, sie hatte sich dessen jedoch unwürdig gezeigt. Sie konnte nicht aus ihren engen

Grenzen heraus. Vielleicht mußte sie sich bemühen, auch das umzulernen, um ein normaler Mensch zu werden? Alles, alles, woran sie geglaubt, hatte sich als falsch erwiesen. Ihr eigenstes persönliches Gefühl des Widerwillens gegen körperliche Berührung war vielleicht auch etwas, was sie überwinden mußte? Maregno hatte einmal im Salon gesagt: auf das Körperliche Gewicht zu legen, wäre unsittlich.

Sie war einfach nicht auf seiner Höhe. . . . Mit ihm verglichen war sie roh und ungebildet. . . . Wo hatte sie gestern nur den Mut gefunden, ihr eigen Sein so zur Wehr zu setzen? Wie schwer schien es doch, sich richtig durchs Leben zu finden! Sie verstand es nicht. Sie wagte kaum an den nächsten Tag zu denken, denn bei der Voraussetzung auf neue Heimlichkeiten wurde ihr physisch übel. Sie hielt das Unklare, Unwahre, in das sie immer mehr und mehr verstrickt wurde, nicht aus. Wie konnte Maregno es ertragen, sein ganzes Leben so wie auf glühender Lava zu wandeln? Neben sich eine verzehrende Flamme, einen Orkan — alles durchdringende Menschenaugen.

Vielleicht lag sein wirkliches Leben in seiner Arbeit?

Ob er nicht auf eine andere Art noch bedeutender war als ihr Vater, von dem er immer nur als von einem reinen Spezialisten sprach. Maregno war überall zu Hause, sprach fünf Sprachen wie die Muttersprache. . .

Eigentlich war es eine Ehre für sie, wenn solch ein Mann sich um sie kümmerte. Es hätte sogar ein Glück sein können, wenn die Heimlichkeiten nicht gewesen wären. Sie hatte in diesem Hause doch schon viel gelernt. Hätte die Tante nicht alles beargwöhnt, würde der Onkel sie gern regelmäßig unterrichtet haben.

Gerade als Marta an den Argwohn der Tante dachte, klopfte die Jungfer. Die Baronin ließ fragen,

ob Fräulein Marta bis zwölf Uhr fertig sein könne. Die Herrschaften wollten fortfahren.

„Fortfahren?“ stieß Marta erschrocken heraus.

„Ja, gnädiges Fräulein, und hier ist auch ein Buch von Herrn Schott.“

Hatte die Tante etwas gemerkt? Nur schnell die Jungfer entfernen, damit sie die Benachrichtigung von Maregno lesen konnte!

„Bestellen Sie, daß ich selbstverständlich in einer Stunde bereit sein würde.“

Sowie das Mädchen die Tür geschlossen hatte, riß Marta den Umschlag des Buches ab. Der Zettel fiel gleich heraus: „Ich habe mich an Dir vergangen, meine Qual ist grenzenlos. Hab die ganze Nacht nicht schlafen können. — Meine Frau glaubt, ich bin krank, will mit mir zum Spezialisten nach Frankfurt fahren. Ich habe durchgesetzt, daß Du mitkommst, wüßte mich am Liebsten vor den Zug . . . Du weißt nicht, was Du bist, ahnst daher auch nicht wie Deine Körperlichkeit wirkt. Um Dich werden noch viele Männer ihren Verstand verlieren, wenn ich schon lange unterm Rasen ruhe. — Dir werden die Jahre und ihre Ringe nichts anhaben. Nur schöner wird Dich das Alter machen. Du bist das Ewige! Was wirst Du sein, wenn Du zum Bewußtsein Deiner selbst erwachst!“ —

Sie zerriß das Blatt in lauter kleine Stückchen und suchte sich zu sammeln, ehe das Mädchen eintrat. Diese erzählte, daß die Herrschaften beide gar nicht zu Bett gegangen sein. Der Herr wäre krank nach Hause gekommen, hätte sich in sein Toilettenzimmer gelegt . . .

Marta dachte nur Eins: das hast Du angerichtet . . . Aber war es ihre Schuld? Seine Worte ergriffen sie nicht. Sie mochten Perspektive haben, aber sie konnte

nicht so weit blicken. Sie sah nur die Lüge überall. Freilich, er nannte es ein Vorurteil, die Lüge zu verdammen: sie sei nicht mehr oder weniger moralisch als die Wahrigkeit. Woher kam es denn aber, daß sie, Marta, sich so namenlos demütig fühlte vor der Tante? Das war doch nicht Einbildung, war echt. Könnte sie ihm das nur einmal klar legen.

22.

Als sie hinunter kam, sah sie, daß sie Maregno heute kaum allein sprechen würde. Die Tante war in so großer Erregung über seine Erkrankung. Sie sprach von Herzentzündung und dergleichen, bis er es sich kategorisch verbat.

Im letzten Augenblick, als der Wagen schon vor der Tür stand, bestimmte der Onkel auch noch Herrn Schott mitzufahren. Marta schöpfte sofort Verdacht, daß er selbst diese Fahrt gewünscht und seiner Frau eingeredet hatte, sie habe darauf bestanden. Über Schotts Anwesenheit war die Tante zornig, sie flüsterte Marta zu: „Siehst Du, so ist er, nie mit uns allein. Immer muß er Fremde um sich haben. — Das ist mein Leben. Jeder ist ihm lieber als seine Nächsten. Ich werde diesen Schott noch einmal erwürgen, Maregno ist förmlich in ihn vernarrt.“

Der Onkel hatte scheinbar seinen guten Tag; während der kurzen Fahrt war er gesprächig und sagte so fluge Dinge zu Schott, daß Marta entzückt lauschte.

Sie sprachen über die Entwicklungsfähigkeit der menschlichen Natur: Wenn die Kräfte nicht mehr ausgegeben würden auf die Sorge um das Tägliche, wenn

sie frei würden — was für Erfindungen, und Leistungen könnten dann geschaffen werden!

Schott meinte: der Beweis sei aber schon fast erbracht, daß die menschliche Natur sich nicht vervollkomme, sondern zurückschlage, sobald der Druck der Not von ihr genommen sei. Er setzte sogar hinzu: Wie der Druck der Atmosphäre die Körper binde, die sonst zerfielen, so vielleicht der Druck des Täglichen die Seelen? . . .

Davon wollte der Onkel nichts wissen — er erging sich in Mutmaßungen über Zukunftsintelligenzen.

Marta staunte, wie viele Dinge es doch gab, von denen sie früher nie gehört, wie viel wichtigeres, als ihr eigenes kleines Sein.

Die Tante suchte die Unterhaltung zu unterbrechen mit der Frage, ob sie zuerst zum Arzt führen?

„Fedling hat seine Sprechstunde erst um fünf Uhr. Dort treffen wir uns jedenfalls,“ erwiderte ihr Mann. „Vorher könnte Jeder auf eigene Hand seinen Interessen oder Bedürfnissen nachgehen.“

Sie remonstrierte: „Die Hauptsache ist, daß wir uns nicht trennen.“ —

„Wie Du befehlst. Ich dachte, Du hättest Toiletten-einkäufe.“ . .

„Jedenfalls mache ich keine ohne Dich.“ —

Er verneigte sich: „Höchst geschmeichelt.“

Beim Aussteigen auf dem überfüllten Bahnhof gelang es ihm aber leicht, allein mit Marta, der er noch im Coupé gesagt hatte, sie müsse sich dicht hinter ihm halten, vor einer der Seitenfronten des Gebäudes zu stehen. Schnell bestieg er einen Wagen und entkam mit ihr.

Marta kannte die Stadt nicht und hatte keine Ahnung, wohin sie fuhren.

Sobald sie allein im geschlossenen Wagen saßen, veränderte sich sein Gesicht.

„Mir ist alles übrige gleichgültig. Dies mußte geschehen. Ich muß Dich ungestört, in voller Sicherheit sprechen. . . . Du bist kein Kind, in wenig Tagen siebzehn Jahr alt. Viel reifer wird eine Frau nie. Alles drängt zur Entscheidung . . . Die Rücksicht auf Deine Unerfahrenheit wäre ein Verbrechen an uns Beiden. — Wir haben auch nur ein Leben, genau wie der Troß . . . Ich bin entschlossen.“ . . .

Sie fuhren weiter. Im Geräusch des Wagens hörte Marta grauenhafte Stimmen und Laute: „Ich bin entschlossen.“ . . . Wozu? Was wollte er sagen?

„Über die Erde hin heizen die Wesen, Menschen genannt, die entzwei geschnitten wurden von der Natur — nur um Bewegung in diese Natur zu bringen . . . vielleicht auch nur zum Schabernack des Unbelebten. . .“ Sie folgte seinen Phantasien nicht. „Ich sehe sie wie eine Meute jagen. — Die Halben müssen ihre Ergänzung suchen, ihre zweite Hälfte. . . Und durch die Welten, ja durch die Zeiten — oft durch Jahrhunderte getrennt — irren sie umher! Aber vorhanden im Universum ist sie für einen Jeden, diese zweite Hälfte, diese Ergänzung nach der jeder Nerv, jeder Muskel, jede Faser schreit. Wie sich finden? Wie sich finden? . . . Das Halbpassende, ja oft das Heterogene wird in der rasenden Hezjagd willkommen geheißten, an Stelle des Wahren, Richtigen. Denn der Tod ist Jedem auf den Hacken: „Schnell, schnell, sonst ist's zu spät! Neue Wesen kommen, schon aus falscher Paarung gezeugt, mit all den bösen Instinkten dieses primitiven Irrtums. . . .“

Marta verstand nichts, wußte garnicht, was er meinte. Der Wagen jagte, wie er es eben von der Menschenmeute

gesagt, es schrieen die Räder, es koste die große Stadt um sie herum. Und er sprach weiter. . . Wo war sie? Was war sie? Was bedeutete das alles?

„Wer das so klar gesehen wie ich, muß handeln, muß keine Konsequenzen scheuen. Es wäre unmoralisch, der sogenannten Moral entsprechend zu handeln. Ich habe schon vor langer Zeit denselben Gedanken gefaßt, ihn fallen lassen, dann wieder aufgenommen . . . sogar ehe ich Dich sah . . . Heut, in dieser Nacht war er mein einziger Trost: Da meine Frau sich nicht scheiden lassen will, bleibt mir kein anderer Ausweg. Ich will und darf nicht zugrunde gehen — und ohne Deinen Besitz tue ich es . . .“

Marta war der Wahrheit ferner als je. Sie sah im Auge des Mannes, der neben ihr saß, etwas Eigentümliches, was sie noch nie erblickt hatte. Aber sie war so unerfahren, daß sie nur von fern an Irrsinn dachte und es ihr durch den Sinn huschte: „Was fang ich nur an, hier in der fremden Stadt, wenn er den Verstand verloren hat und zu toben beginnt? Wo fände ich seine Frau und Herrn Schott?“

„Wozu ist dies Geschöpf auf der Welt;“ fuhr er fort. „Kinder hat sie nicht, leisten tut sie nichts. Ihr einziger Daseinszweck auf dieser Erde ist, mich zu quälen. . . .“

Marta wußte noch nicht, um wen es sich handelte. Aber dies war nicht mehr über ihren Horizont. Sie fiel ihm ins Wort. „Die Daseinszwecke können wir garnicht erkennen.“ Er lächelte erst über ihre Weisheit, nahm dann ihre Hand und presste sie zusammen, daß sie schmerzte: „Kind, Marta, ich kann nicht weiter leben ohne Dich, und darum muß meine Frau sterben.“

Marta schrie nicht auf; das Grauen lähmte sie einen

Augenblick. Das war kein Mensch. Das war ein Wahnwitziger — oder ein Teufel.

Er spürte sofort, was er getan, er fühlte, daß er die ersten schwachen Keime der Zuneigung in ihr ausgerissen, vernichtet hatte; aber wie sollte er zurück?

Seine Einsicht war zwar groß, doch größer noch seine Leidenschaft, sein Begehren.

Er fuhr fort: „Schmerzlos sterben ist ja für meine Frau selbst das Beste, was die Erde ihr noch bieten kann. Was sie erstrebt, worauf sie Wert legt, ist meine Liebe. Und die ist ihr lange verloren . . . Sie hat sie nie gehabt, denn erst durch Dich hab ich erfahren, was Lieben heißt und daß ich noch nie geliebt hatte . . . Erst seit ich Dich erblickt. . . .“

Marta fand Worte, wenn auch ihre Stimme versagte und nur heiser, feuchend aus ihrem Munde kam: „Wenn Tante Lola je eines unnatürlichen Todes stirbt, so schrei ich es in alle Welt hinaus, so sollst Du am Schaffot sterben, so werf ich mich — nein, ich werf mich schon jetzt unter die Räder.“. . Mit einer heftigen Bewegung riß sie die Tür auf, sinnlos wäre sie zum Wagen hinausgestürzt, sie sah nicht, sie hörte nicht mehr . . . Er packte sie zur rechten Zeit, riß sie brutal zurück . . .

Der Kutscher hielt an, wußte nicht, was die geöffnete Tür bedeutete.

Scheinbar ruhig, gemessen war Maregno geblieben. „Fahren Sie weiter,“ rief er dem Kutscher zu. Er schlug die Tür zu, und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung.

AnMarta liebte Maregno die Unvernunft in ihrer Natur, die so selten Schulung und Disziplin durchbrach, mehr noch als alles andere. Was hätte sie nach seinen krasen Worten auch anderes tun sollen als die Flucht ergreifen.

Sie war noch nicht tief innerlich geschliffen, abgewetzt, war ein Kind mit einer starken, überraschend guten Natur. . . Aber wenn sie auch keine Erfahrung, keine Einsicht hatte, ihr Horizont war weit, sie konnte alles begreifen.

Es mußte ihm gelingen! Sie mußte verstehen, daß der Tod nur eine imaginäre Grenze ist, vor der Toren beim Wünschen und Handeln Halt machen. Die „Herrenmenschen“ aber lassen ihren Überlegungen und Wünschen auch die Taten folgen. Er suchte ihr sofort klar zu machen, daß eine nutzlose Existenz schlimmer sei als ein schmerzloser Tod. Wer dies einmal erkannt habe, müsse auch für sich und Andere die Konsequenzen ziehen. Denn der Tod an und für sich sei das Unvermeidliche, das Jeden erwarte — ein bißchen früher oder später — darauf käme es nicht an.

Marta schüttelte sich, ihr schwindelte es, sie hätte am liebsten geschrien, aber sie bezwang sich, still zuzuhören.

Er fuhr fort: oft hätte er es sich schon ausgedacht, seiner Frau, während sie schlief, einen Schwamm mit Chloroform übers Gesicht zu legen. — Keine Spur eines gewaltsamen Todes lasse sich nachweisen . . . Dann wäre sie erlöst und auch er. Aus ihm könne noch vielleicht etwas werden, aus ihr nichts. Wenn er nicht mehr an sich glaubte, würde er mit sich selbst gerade so in's Gericht gehen . . .

Mit Martas Selbstbeherrschung war es wieder vorbei. In fassungsloser Erregung stieß sie hervor: „Ich kann es nicht hören, ich kann es nicht mit anhören . . . Großer Gott, daß es so etwas gibt . . .!“ Sie wurde ganz pathetisch: „Wenn ich überhaupt weiter leben soll, versprich mir, solche Gedanken nicht mehr in Deinem Bewußtsein zu dulden . . . Denn Eins, Eins

kann ich Dir sagen: keinen Augenblick würde ich leben können, wenn so etwas geschähe . . . Wenn ich . . . ich . . . der Vorwand, die Veranlassung zu etwas so Unerhörtem gewesen wäre . . . Du hättest es ganz umsonst getan . . . Mein ganzes Leben ist so eine Tat nicht wert . . .“

„Aber hundert solche Taten würde ich vollbringen und mit ruhigem Gewissen, würdest Du dadurch mein . . . Ohne Dich bin ich nicht ich selbst . . . Und mit einem Anspruch aufs Leben hat man doch auch mich in die Welt gesetzt . . .“

Sie verstand es nicht. Nein, sie konnte solche Leidenschaft nicht begreifen . . . Und wem galt sie? Ihr, einem erbärmlichen, unfertigen, unguuten Wesen. Es war nur das Rasen des Wahnsinns . . . Er verlor seine Selbstbeherrschung, wurde unsicher, Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er umschlang sie, er flüsterte: es gäbe ein Mittel, ein einziges, durch das sie ihm das Leben, Lola das Glück erhalten könne . . . Wenn sie ihn lieben, sich ihm ganz zu eigen geben wolle.

„Was soll ich tun?“ fragte sie verstört.

„Gieb Dich mir, Marta. Ich bin nur Eins noch: bin Dein, Dein Sklave. Alles in mir ist Du, ist die verzehrende Leidenschaft nach Dir . . .“

Und in ihr vibrierte kein Echo — verzweifelt starrte sie geradeaus . . .

„Ich will gern sterben, wenn es Dir nutzt, wenn ich Dich nicht anders von mir befreien kann . . .“ Das war die tiefste Erkenntnis ihrer Seele

„Es ist nicht möglich,“ fuhr er plötzlich auf und setzte sich korrekt zurecht. „Eine solche Liebe kann nicht unerwidert bleiben. Nein! Es giebt Naturgesetze, die unentrinnbar sind. Du kannst nicht außerhalb dieser

Gesetze stehen, kannst kein Unmensch sein . . . Du wirst mich lieben lernen . . .“

Er öffnete den Wagenschlag und warf dem Kutscher die Adresse des Arztes zu.

„Maregno,“ sagte sie verschüchtert, noch unter dem Eindruck seiner Worte, als hätte sie wirklich eine Schuld auf sich geladen. „Bis all das Schreckliche kam, hab ich Dich ja lieb gehabt . . .“

„Lieb gehabt! Und all das Schreckliche!“ erwiderte er höhniisch und bitter. „Einer Liebenden wäre meine Berührung nicht schrecklich gewesen, sondern ein Bedürfnis. Mich täuschest Du nicht!“

Das hatte sie auch nicht gewollt. Demütig sagte sie: „Vielleicht lerne ich es noch.“

Er lachte laut, ein böses teuflisches Lachen, und wiederholte „Lernen!“

Wie inkonsequent ist er doch, dachte Marta. Noch am Morgen hatte er selbst geschrieben: er hätte sich an ihr vergangen. Jetzt stellte er sie wie eine Jämmerliche dar, der die Natur ihr Bestes versagt habe! Doch sie konnte sich nicht ändern! Sie hörte ihm gern zu, wenn er sprach, sie sah ihn gern an und hatte auch das liebe Streicheln seiner Hand gern. — Nur mit ihm allein mochte sie nicht sein — dann fand sie nichts ihm zu sagen . . . Und umschlingen sollte er sie nicht und nicht küssen. Nur das nicht! Und nicht von ihrer Schönheit reden, das klang so verletzend. — Vielleicht wäre ihr seine Zärtlichkeit nicht so zuwider, wenn die Heimlichkeit fortgefallen wäre . . . Wie konnte sie das wissen?

All das brachte er schließlich aus ihr heraus und fing an, sich etwas zu beruhigen. Man mußte ihr die

ganze Vorbildung ihrer Erziehung erst in Fetzen vom Leibe reißen. In ihr steckte eine Natur, die er schneller erkennen würde als sie selbst. Und dann! --

23.

Herr Schott stand auf dem Trottoir vor der Thür, als sie am Hause des Arztes anfuhr, und eilte ihnen entgegen.

Zum ersten Mal sah Marta ihn aufgeregt, ihn, den Mann des steten Gleichmaßes: „Herr Baron . . . was ich mit der Baronin erlebt habe Nein, es war wirklich nicht schön . . . Sie ist krank, ernstlich krank.“ Aus seinem Munde kam das „krank“, als fürchte er eine Beleidigung auszusprechen.

Marta wunderte sich nicht, daß Maregno die Mitteilung kühl aufnahm, hatte er sie doch erwarten müssen. Schott berichtete, was die Baronin alles gesagt und getan habe, um seiner habhaft zu werden. Sogar auf ein Polizeibureau war sie gefahren . . . Während Schott noch erzählte, stürzte Lola schon herbei. Diesmal ging ihr Zorn direkt auf Marta los: Sie wolle sich wohl an ihre Stelle setzen? Es gefiele ihr wohl in dem schönen Heim . . . Ehrlos sei sie

Viel weiter kam sie nicht. Herr Schott rang die Hände — Dies im Flur eines fremden Hauses! — Der Onkel zog den Arm seiner Frau sofort fest unter den seinen und zwang sie durch einen Blick, mit ihm davon zu gehen.

Schott faßte sich schnell und sagte zu Marta: „Nehmen Sie es nur nicht ernst! Es ist nervöse Überregung. Ihre Tante ist eine so kluge und ausgezeichnete

frau, aber von sehr zarter Gesundheit . . . Ich habe es schon einigemal beobachtet: wenn sie, wie letzte Nacht, nicht schläft, verwirren sich ihre Begriffe. Sie muß ein ganz geregeltes Leben führen . . .“

Marta wußte nichts zu erwidern. Die Blindheit dieses Mannes, der seit anderthalb Jahrzehnten unter demselben Dach mit einer Furie lebte und doch alles an ihr entschuldigte, hätte sie empört, wäre es nicht Schott gewesen. Er mußte gerade so sein, sonst hätte der Heiligenschein ihn nicht umschwebt. Eine Künstlernatur wie die seine konnte die Wirklichkeit nicht erkennen.

Aber was sollten sie nun machen? Sie traten auf die Straße, um zu warten, bis Nordheims zurückkämen.

„Wenn der Onkel nur nicht auch heftig wird“ . . . äußerte Marta in ihrem Unbehagen.

„Wo denken Sie hin, Fräulein Marta, er ist ein Wunder von Selbstbeherrschung.“

Sie erwiderte, das danke er Schotts Erziehung. Doch er wehrte lächelnd ab: „O nein, er hat sich selbst so meisterlich erzogen. Er ist übermäßig reich von der Natur begnadet. Alles versteht dieser Mann, Fräulein Marta. Ich staune immer nur, daß ein Mensch alle Fähigkeiten des Herzens und des Verstandes besitzen kann.“

Es wurde Marta heiß: Solch ein Mann hatte ihr gesagt, daß er ohne sie zu Grunde gehe . . . Aber er hatte auch kalt von einem Morde gesprochen . . . Wenn er nur nicht seiner Frau in der Erregung etwas antut! Ihre Phantasie quälte sie. Was mochten diese beiden Menschen, Mann und Frau, sich jetzt sagen? Ihr war es unmöglich, sich das vorzustellen, es lag zu fern von dem kleinen Ausschnitt des Lebens, den sie kennen gelernt hatte und beurteilen konnte.

Eine ganze Stunde verging. Marta und Schott

wollten sich nicht eingestehen, wie peinlich dies Warten wurde. Die zweite Stunde neigte sich schon ihrem Ende zu; da fuhr ein Wagen vor. Maregno sprang heraus mit den Worten: Es sei so gut wie vorbei, der Anfall überstanden, seine Frau erwarte sie im großen Hôtel am Bahnhof, der Arzt habe einen Eisbeutel aufs Herz angeordnet. Mit dem nächsten Zug aber möge Schott mit den Damen nach Hause fahren.

Trotz seiner scheinbaren Ruhe und Fassung schien der Onkel ein anderer als sonst. Es flackerte ein merkwürdiges Licht in seinen Augen, als er Marta und Schott in seinen Wagen nötigte, sich abrupt abwandte und sagte, er käme nach, habe noch zu tun. . .

Also auf Krankheit wurde wieder alles geschoben. Schott meinte, es sei eine schwere Prüfung für Maregno, die Zustände kehrten immer häufiger wieder. „Wenn es nur nicht einmal ein böses Ende nimmt,“ setzte er hinzu.

„Wie meinen Sie das?“ entgegnete sie gespannt.
„Böses Ende?“

Sollte er etwas ahnen?

O nein, er fürchtete nur, Frau von Nordheim leide an einem organischen Übel.

Nun hieß es, der Frau möglichst harmlos gegenüberzutreten.

Zu Martas Überraschung kam die Tante ihr und Herrn Schott mit wahrer Katzenfreundlichkeit entgegen: „Kinder, was hab' ich Euch für unnötige Sorgen gemacht und die ganze Fahrt verdorben! Seid nur nicht böse, es geht mir schon besser.“

Schott freute sich, daß die Baronin sich schnell erholt habe. Darichtete er die Bestellaus, daß sie mit dem nächsten Zuge nach Hause fahren sollten. Sofort veränderten sich Gesicht und Stimmung der Frau; sie war nicht wieder zu erkennen.

„So? Und Er? Und Er?“ zischte sie heraus.

Marta wurde blaß. Schott meinte, der Baron würde sich wohl am Bahnhof einfinden.

„Wollen's hoffen!“ entgegnete sie, holte Hut und Mantel, um sich vorm Spiegel reisefertig zu machen. Marta sprang zu, um ihr behülflich zu sein, doch sie riß ihr Schleier und Schirm aus der Hand. „Ich möchte die Prinzessin nicht bemühen. Schott, Sie wissen wohl nicht, daß Marta uns an innerer Vornehmheit weit überlegen ist? Sollte mein Mann Ihnen das nicht auch schon auseinander gesetzt haben? Hören Sie nur: Eine neue Theorie des Seelenforschers! Es gibt einen besonderen Spürsinn für innere Vornehmheit und den hat Maregno und hat sofort die Vornehmheit in Marta entdeckt. Mir mangelt sie, diese finesse; und das macht ihm das tägliche Zusammensein mit mir zur Qual.“

Marta trat ans Fenster. Schott flüsterte der Baronin etwas zu, augenscheinlich die Bitte, auf das junge Mädchen Rücksicht zu nehmen. Es war jedoch vergebens.

„Auf mich nimmt Niemand Rücksicht, wie kann sie, solch ein Spatz, das verlangen?“ stieß sie fassungslos hervor.

„Sie quälen sich und uns alle durch Ihr Leiden,“ fiel er ein. „Wollen wir nicht lieber in ein Konzert oder in's Theater, damit Sie auf andere Gedanken kommen?“

„Er hat ja befohlen, daß wir zurückfahren! Seinen Befehlen darf ich nicht widersprechen, Gott weiß, was er sonst noch tut.“ Vor Ingrimms fand sie kaum Worte. „Komm nur,“ wandte sie sich an Marta, „auf Dich allein kommt es ihm an. Wir Andern sind ja nur Folie für Deine „innere Vornehmheit.“ —

Schott flüsterte Marta zu: „Achten Sie nicht auf das, was sie sagt — die arme Frau!“ —

Er reichte der Baronin seinen Arm, sie nahm ihn

aber nicht, sondern rauschte rasch die Treppe hinunter. Schott erledigte alles beim Portier. Lola eilte auf den Perron, in der Hoffnung, ihren Mann dort zu finden. Als sie ihn nicht sah, ging sie durch die Wartesäle, die Seitenhallen, die Restaurants. Marta und Schott standen vor dem Wiesbadener Zuge und wußten nicht, was sie tun sollten. Im letzten Augenblick vorm Abgange erschien die Baronin und alle drei fuhren heim. Keins sprach ein Wort. Zu Haus lag schon ein Telegramm des Barons; man solle ihn nicht erwarten. Frau v. Nordheim zerriß es und erklärte, sie werde nicht zum Diner erscheinen.

So hatte Marta nach dem schweren Tage einen reizenden Abend mit Frau v. Rosen und Schott, die beide alles taten, um sie zu unterhalten. Nach Tisch spielten sie sogar Karten mit ihr.

Auf ihrem Zimmer versenkte sie sich dann noch in George Sands Marquis von Villemère. Ach, wenn sie doch so sein könnte, wie Romanleute, so flug und voller Feuer! Aber ihr schien es eigentlich schöner, in einem duftigen Zimmer im Lehnstuhl einen spannenden Roman lesen, als selbst zu lieben und zu hassen! Das wirkliche Leben war einfach gräßlich . . .

Gerade hatte sie diese Kezerei gedacht, als sich die noch unverschlossene Thür ohne jedes Pochen öffnete und die Tante in einem langen weißen Hauskleid eintrat. Hatte sie den Eindruck von etwas Gespenstischem machen wollen oder war sie wirklich so verstört? Mißtrauisch forschten ihre Augen im Zimmer: vermutete sie ihren Gatten dort? Plötzlich fiel sie vor Marta, die aufgesprungen war, nieder: „Marta, raub mir nicht meinen Mann, töte mich lieber — ich fühle, daß er mir entgleitet, mir verloren geht . . .“

Es war entsetzlich, diesen großen, starken Körper, geschüttelt von Leidenschaft und Verzweiflung so beben zu sehen. Marta hatte sich neben sie auf die Erde gekniet, wollte ihr die Hand küssen, aber schon stieß Lola sie fort: „Du weißt doch, daß ich Dich eher mit eigenen Händen erwürge, als ihn Dir lasse . . .“ Gleich darauf bereute sie die Drohung, die Angst war zu groß: „Hilf mir, Kind, Du bist klug, und ich bin . . . aufgezehrt . . . O Marta — was war aber auch mein Leben! . . . Jede schöne Frau sollte vor dem dreißigsten Jahre sterben . . .“ Sie hatte sich hoch aufgerichtet und sprach wie für sich: „Ich gefalle ihm ja nicht mehr . . . Und nur auf den Reiz kommt es bei Männern an, nur fesseln, anziehen muß man sie, ihr Begehren stets von Neuem aufpeitschen . . . Jeden Tag eine andere sein! Welch qualvolles Leben . . . Seit mehr als zehn Jahren spähe ich jeden Augenblick nach der nächsten Gefahr. Alles was neu ist, zieht ihn an . . . Immer wach, immer rege sind seine Triebe. Ich kenne ihn, ich durchschaue ihn. Erniedrigt habe ich mich selbst, um ihm zuvorzukommen . . . Wie andere Frauen es machen, weiß ich nicht. Ich beneide sie um ihre ruhige Sicherheit. Meinen Mann habe ich mir stets erobern müssen. Hatte ich ihn heute, so war doch das Morgen gefährdet . . . Nie habe ich einen Augenblick gesicherten Besitzes gehabt in all den Jahren. Immer gezittert für das, was mir mehr als das Leben ist. Ich habe nie etwas anderes gedacht als ihn, seit fünfzehn Jahren . . . Alles, was Andere beschäftigt, war mir gleichgültig. Für ihn, durch ihn atmete ich Tag und Nacht, und die Angst, ihn zu verlieren, zerstörte mir jedes andere Gefühl — selbst das für meine Familie, für Gut und Böse . . . Was ihm feind war, liebte ich, denn es trieb ihn zu mir. Ich hätte ihn häßlich,

widerlich, abstoßend haben mögen, nur damit keiner ihn leiden sollte, damit er einzig mein bliebe . . . Oft war ich sogar glücklich, keine Kinder zu haben — vor Eifersucht hätte ich sie doch umgebracht, wenn er sich mit ihnen beschäftigt hätte. Wenn ich jetzt einsehen müßte, daß ich ihn ganz verloren, ihn nicht mehr zurückerobern könnte . . . ich . . . wäre im Stande, ihn zu erdroffeln, damit keine Andere an seinen süßen Lippen hänge, keine Hand mehr seine kluge Stirn streichle, — keine dieses Licht in seinem Auge erblickt, das Hingabe heißt.“

Marta stand entgeistert da. War das Liebe? Nein, es war Haß. Liebe vernichtet sich, um den Andern glücklich zu machen, räumt das eigene Sein aus dem Wege, wenn es ihm nicht dient, wenn sie gekränkt, verraten wird . . . Liebe sagt: „Nur Dein Wohl und wäre es mein tiefstes Weh!“ —

So träumte Marta sich die Liebe. So mußte sie sein! Aber dies hier war Haß. Haß wütete in dieser Frau wie in ihrem Manne.

Auf verschiedenen Wegen, ja, auf entgegengesetzten, waren sie zu demselben Resultat, zum Wunsch nach Vernichtung des Andern gelangt.

Marta empfand vor diesen Gefühlen nur, daß sie ihr unerklärlich, unbegreiflich waren. Nur das Entsetzen war in ihr geweckt. Wie war das möglich? Und wie sollte das enden?

Lola hatte sich erhoben und ging durchs Zimmer auf und ab; ihre Augen waren kataleptisch starr, ihr Gesicht gelbweiß.

„Morgen früh kommt Onkel doch zurück,“ sagte Marta endlich.

Lola stand dicht vor der Nichte und sah sie drohend an: „Glaubst Du wirklich, daß er morgen kommt?“

Marta überlegte einen Augenblick. Sagte sie Ja, würde die Tante erwidern: „Deinetwegen kommt er also!“ Sagte sie Nein, würde sie weiterrufen. So schwieg sie.

Die Tante wiederholte ihre Frage. . . Marta zuckte nur mit den Achseln. Einen Augenblick fuhr es ihr durch den Sinn, dieser irren Frau die Wahrheit ins Gesicht zu schleudern: „Er hat den Wahnsinn gehabt, mir von Liebe zu sprechen, aber mir graut vor ihm, schütze Du mich.“

Doch es wäre mitleidlos, wäre gemein — und auch gänzlich nutzlos gewesen. Ob sie es glauben würde oder nicht, schützen würde sie sie nicht, ihr nur an die Kehle springen.

So fing Marta an, davon zu sprechen, daß es schon zwei Uhr nachts wäre, und daß die Tante zur Ruhe kommen müsse. Sie hatte sich ausgerast und ließ sich wirklich herunterführen.

Unten erwartete die Kammerfrau ihre Herrin. Sie warf einen feindlichen Blick auf Marta, während sie der Baronin mütterlich zuredete, etwas von dem sie erwartenden Tee und einige beruhigende Tropfen zu nehmen. Marta zog sich ohne Gute Nacht zurück.

24.

Mit dem Bewußtsein, daß irgend etwas geschehen sei, wachte sie am nächsten Tage spät auf. Der Widerhall der heißen Worte, die Drohungen umschwirrten sie von Neuem. Daß sie so etwas erleben, mitten in etwas so Wüstem, Wildem drin stehen mußte, sich nicht zu raten, zu helfen vermochte! Mit ihrer Schulweisheit kam sie nicht weiter. Sie hatte nichts getan und galt doch für schuldig! . . . Immer wieder ging sie die ver-

gangenen Wochen, ihr Handeln, ja auch ihr Fühlen, ihr Denken durch — sie sah nirgends etwas, was sie sich hätte vorwerfen können . . .

Aber an sich durfte sie nicht denken, sonst wäre sie am liebsten auf und davon gegangen. Freilich: wohin? Sie hatte kein Wohin. Dennoch, fort wollte sie, es sei denn, daß die Tante sie, wie gestern Abend, bäte, bei ihr zu bleiben, sie nicht zu verlassen . . . Marta beschloß, kein Gefühl persönlicher Kränkung aufkommen zu lassen, nur zu sehen, wo sie nützen und helfen konnte. Vielleicht versöhnte sich das Ehepaar wieder! . . . Sie malte sich aus, daß sie dabei eine schöne Rolle spielen könne . . . Sie hatte doch nur den Einen Wunsch, daß alles wieder gut und friedlich würde . . . Vielleicht gewann sie so viel Einfluß auf den Onkel . . . Im Geist hielt sie ihm lange Reden . . . In Büchern wandeln sich die Menschen immer zum Guten, warum nicht auch einmal in der Wirklichkeit?

Sie klingelte und fragte, ob der Hausherr zurückgekehrt sei.

Nein. Er war nicht gekommen. In der Früh war ein Expresßbrief angelangt, den Frau v. Rosen der Baronin gebracht hatte. Die gnädige Frau hatte einen Schreikrampf bekommen. „Man hat es bis auf die Straße gehört, mich wundert, daß gnädiges Fräulein nicht davon aufgewacht sind . . . Zwei Ärzte sind geholt worden . . .“ sagte die Jungfer.

Der Gedanke, Maregno könne tot sein, sich ein Leid angetan haben, durchzuckte Marta. Dann wäre sie daran schuld und könne auch nicht weiterleben . . . Die Jose erzählte unterdes, wie die Ärzte mit Äther gewirtschaftet hätten — das ganze Haus sei voll davon. — Aber erst nach zwei Morphium-Injektionen sei die Baronin zur Ruhe gekommen. — Sie habe sich vorher immer zum Fenster hinauswerfen wollen . . .

Marta ängstigte sich mehr und mehr. Sie schrieb an Schott, was der Onkel mache?

Doch Schott war nicht anwesend, der Zettel wurde ihr zurückgebracht. . . Unruhig irrte sie durch das große Haus. Niemand konnte ihr Auskunft erteilen. Frau v. Rosen war aus den Gemächern der Baronin nicht herausgetreten. . . Wie schön war doch dies Heim, Anmut lugte aus jedem Winkel, wie glücklich hätten die Bewohner sein können. Aber nein, in ihnen wohnte etwas Unbezwingliches, das sie am Genuß hinderte. Marta suchte vergeblich zu ergründen, zu verstehen, wie man solch einem Schicksal verfallen kann?

Dabei dachte sie wieder an ihr eigenes Loos: sie mußte sich an den Vater wenden, wenn er auch noch so böse wurde, auf seiner Hochzeitsreise gestört zu werden. Mit jeder Stunde, die verrann, fühlte sie deutlicher, daß sie fort von hier müsse. Die Dienstboten sahen sie alle so an — es war, als machten sie ihr einen Vorwurf, mißachteten sie. . . Und sie hatte kein Geld und keine Erlaubnis zu selbständigem Handeln.

Zum Ein-Uhr-Mahl sah sie endlich Frau v. Rosen. Vor den Leuten und wegen der Schwerhörigkeit der alten Dame erfuhr Marta nichts weiter, als daß der Zustand der Tante zu keiner Besorgnis mehr Anlaß gäbe. War das auch nur der Diener wegen gesagt oder entsprach es der Wahrheit? Schott sei abgereist, hieß es. Marta bat um eine kurze Audienz nach Tisch, und sie wurde ihr gewährt.

Frau von Rosen hatte anfangs das Bestreben, die Ehre des Hauses so zu sagen vor allen, auch vor Marta, aufrecht zu erhalten. Sie sah in ihr doch hauptsächlich ein Kind, sprach also von der Reise, die Maregno so plötzlich habe antreten müssen, von der Nervosität der

Tante, die ihn lieber selber begleitet hätte, und der es unangenehm sei, daß der Baron sich Schott nach Mailand habe nachkommen lassen. — Aber alle diese kleinen Verstimmungen würden sich hoffentlich bald legen.

„Und Sie glauben nicht,“ stotterte Marta betroffen heraus, „daß ich die unglückliche Veranlassung bin?“

„Sie, süße Kleine? Aber wie können Sie sich nur solche Gedanken machen! Seit mehr als fünfzehn Jahren, fast so lange wie Sie leben, ist der Zustand derart, wie Sie ihn gesehen . . .“ Frau von Rosen ließ also die Maske fallen . . . „Mit sanftestem Auftreten, mit größter Behutsamkeit — halb unbewußt, halb beabsichtigt — hielten wir alle ein Kartengebäude aufrecht. Manchmal gelingt so etwas im Leben, . . . wir müssen weiter hoffen. Die beiden Menschen sind eigentlich ausgezeichnet . . . Jeder für sich genommen ist gut und klug. — Sowie sie aber mit einander sind, verwandelt sich ihr Gutes in Böses . . . Und das unabänderlich, wie nach einem Naturgesetz. Dabei kann die Baronin wirklich nicht ohne Maregno leben, sie wird es auch nicht lernen. Er aber, er hat eine Hölle auf Erden ertragen, nun sind seine kasteiten Nerven in Empörung. Aber er findet seine Selbstbeherrschung wieder, Martachen, sicherlich. Ein paar Wochen Italien mit Schott — das hilft.“ . . .

Sollte Marta der lieben alten Dame sagen, was Maregno ihr in Frankfurt, bei der entsetzlichen Wagenfahrt, anvertraut?

Sie bekam es nicht über die Lippen — sie glaubte es auch nicht mehr. Sie zweifelte auch an ihrem eigenen Urteile über das Gesagte.

Aber sie setzte sich hin, als Frau von Rosen wieder zur Kranken gegangen war, und schrieb ihrer Tante nach Wien, bat sie um die Erlaubnis, zu ihr kommen zu dürfen.

25.

Frau von Nordheim spielte die Rolle der Schwerkranken mit großer Ausdauer weiter. Mehrere Male an jedem Tage telegraphierte sie ihrem Manne, sie sei zu schwach zum Schreiben, bald stünde sie vor Gottes Richterstuhl, oder sie variierte dasselbe Thema mit der leidenschaftlichen Bitte, er möge ihr vergönnen, vor ihrem Tode ihn noch einmal zu sehen. Auch Andeutungen des Glücks, das er sich schaffen würde, sowie sie unter der Erde ruhe, streute sie ein. Hin und wieder begnügte sie sich nicht mit Telegrammen, sondern schrieb ihm bogenlang in heftigen Zornausbrüchen. Weder ihre Briefe noch ihre Telegramme wurden zur Post befördert; sie lagerten alle in Frau von Rosens Schreibtisch wohlverschlossen. Die Ärzte hatten gemeint, es wäre ein gutes Ventil für die nervöse Frau, ihrem Manne alle ihre Gedanken auszuschütten. Seine Ruhe aber durch ihre Phantasien zu stören — dazu läge kein Grund vor. An dem Tage, an dem die Baronin wieder gesund sein wollte, sei sie es auch. Fürs Erste wollte sie nicht, sondern ließ sich pflegen, quälte ihre Umgebung — zu der Marta aber nicht gehörte, denn sie hatte sich den Besuch dieser „abgefäimten Dirne“, wie sie zur Jungfer sagte, verboten. Frau von Rosen konnte gegen diesen Widerwillen auch nichts ausrichten; es war eine fixe Idee der Kranken. So suchte Frau von Rosen es vor dem Dienstpersonal wenigstens hinzustellen.

Marta ahnte nichts davon, aber eine andere Seelenschwierigkeit hatte sie betroffen: Die Wiener Tante hatte ihr erklärt, daß sie sie nicht bei sich aufnehmen könnte. Nur wenn sie definitiv und für immer mit ihrem Vater

bräche. Ehe das nicht geschehe, sei die Familie ihrer verstorbenen Schwester Konstanze für sie auch tot.

In ihrer Hilflosigkeit mußte Marta sich nun doch an ihren Vater wenden. Sie schrieb ihm, seine Schwester sei erkrankt, der Onkel nach Italien verreist, so könne sie nicht mehr länger in Wiesbaden verweilen und bäte womöglich um telegraphische Ordre, was sie zu tun habe.

Schon nach drei Tagen hatte sie den kurzen Befehl: sowie das angewiesene Geld aus Berlin da sei, solle sie sich nach Hause begeben, die Großmama würde sich dort ihrer annehmen.

Marta hörte im Geiste, wie der Vater schalt, daß sie ihm doch nie etwas anderes als Unannehmlichkeiten mache — selbst auf seiner Hochzeitsreise müsse sie ihn stören; sie hörte aber auch, wie die Familie Winkel stöhnte, daß ihr nun „das gute Kind“ aufgehalst wurde.

Bis das Reisegeld eintraf, waren mehr als acht Tage seit des Onkels Fortgehen vergangen. Es waren keine angenehmen Tage gewesen, und selbst Frau von Rosen sah ein, daß die Dinge sich nun so gestaltet hatten, daß Marta entschieden nicht mehr in das Haus gehörte. Die Baronin hatte die anfangs fingierten Krämpfe wirklich bekommen, man mußte sie wie eine Unzurechnungsfähige hüten, und Martas Abreise war die erste Bedingung zur Herstellung normaler Verhältnisse.

Frau von Nordheim hatte es sich fest eingeredet, Marta allein trüge die Schuld an ihrem Zerwürfnis mit Maregno. Er habe es seiner Frau so übel genommen, daß sie in Frankfurt Marta eine Szene gemacht habe. Von dieser Szene schriebe sich das ganze Unglück her. Wenn dieses Mädchen nur nie in ihr Haus gekommen wäre — das wiederholte sie täglich einige Mal. Kein Einspruch Frau von Rosens wurde auch nur mitangehört,

geschweige denn beobachtet. Dies kokette Mädchen hatte dem armen Maregno den Kopf verdreht, das Unglück einer Familie auf dem Gewissen . . . Die ganze Dienerschaft erfuhr dies nach und nach durch die Jungfer. Sehr wohlgesinnt waren die Leute der armen kleinen Nichte nie gewesen; so warfen sie gern das Odium auf sie.

Frau von Rosen war machtlos gegen eine unausgesprochene Anklage, wie die, welche jetzt vom Hause her durch die Kreise der Bekannten drang. Hätte nur Einer je eine direkte Beschuldigung gewagt! Dann hätte sie antworten können. Aber ein Gespräch vom Zaun brechen und sagen: „Glauben Sie nicht etwa . . .“ Ja, das war nicht möglich und hätte das Gerücht nur vermehrt.

Zahllose Bekannte des Hauses fuhren täglich vor, um sich nach der „armen Baronin“ zu erkundigen; einige fragten den Auskunft gebenden Diener ob „das junge Mädchen“ immer noch da sei? Dadurch nahmen die Gerüchte immer weiteren Flug, und das Unbehagen, das die ahnungslose Marta in dem Feenschloß jetzt quälte, war nur zu berechtigt. Es erleichterte ihr das Scheiden aus dem Heim, das ihr als das schönste der Welt erschienen und doch nie dazu geworden war. Aber auch vor dem Leben, dem sie in Berlin entgegen ging, graute ihr. Sollte das stets ihr Loos sein? Von einem Unbehagen zum anderen? Sollte sie nie wissen, ob das Schlimme, was hinter ihr lag, nicht doch noch besser war, als das, was ihr bevorstand? Sie sann und sann. Ging es allen Menschen so? Nennt man das „leben“? Oder lag in ihr selbst eine Schuld? Soviel sie sich auch prüfte, sie fand nichts. Sie war bisher in allen Lebenslagen eine unschuldig Erduldende gewesen. Vielleicht soll der

Mensch nicht „erdulden?“ Vielleicht lag darin ihr Fehler, daß sie sich nicht wehren konnte.

Aber die Veranlassung zu ihrem Leid, der Grund zu allem, was Schmerz bringt, den glaubte sie jetzt durch Erfahrung und Nachdenken gefunden zu haben. Es war doch nur diese sogenannte Liebe!

Wäre diese „Liebe“ nicht so plötzlich in ihrem Vater erwacht, welches stille, beschauliche Dasein hätten sie, selbst nach der Mutter Tod, in Erinnerung an die Teuren, führen können. Statt dessen hatte der Vater geglaubt, ohne die Fremde nicht weiter leben zu können. Der Frieden der Familie war zerstört, die nächsten Verwandten hatten sich entzweit. Ihm war die Fremde alles geworden, die eigenen Kinder fühlten sich verstoßen — und dies alles durch „die Liebe“! — Im Hause der Nordheims hatte sich Ähnliches abgespielt. Marta war so glücklich dort gewesen, sie hatte ein Gefühl gehabt, in einem Zauberreich aufgenommen zu sein. Für Onkel und Tante hatte sie gleichmäßig ehrerbietige Empfindungen, warme Zuneigung im Herzen getragen, von Beiden hatte sie lernen wollen, Beiden war sie dankbar gewesen. . . . Da mußte dies Unbezwingliche in Maregno erwachen, er diese Heimlichkeiten, die entsetzlichen, von ihr verlangen.

Warum konnten denn die Menschen nicht normal und ruhig, ohne sich gegenseitig zu quälen, mit einander leben? Sie nahm sich fest vor, nie, und sollte sie noch so alt werden, einen Menschen zu quälen, etwas von ihm zu verlangen, was er nicht geben konnte. . . . Nein, nie! . . .

Sie selbst wußte garnicht, wie vollkommen der erste Ausblick, den sie in die Welt getan, wie dieses Leben in einem mit Kultur erfüllten Hause sie umgestaltet hatte. Sie war in zwei Monaten um zwei Jahre gereift. Jedes Wort, das sie dort vernommen, war auf lockeren Boden

gefallen. Selbst was sie im ersten Augenblick nicht verstanden, wirkte nach. Und sie kannte jetzt ein Ziel, eine Welt, nach der sie streben wollte, die von Schott, dem Onkel und Frau v. Rosen.

So war sie voller Vorsätze, als sie am Potsdamer Bahnhof ausstieg. „Großmama“ Winzler war da, um das „gute Kind,“ das sich so außerordentlich verschönt hatte, abzuholen.

„Du hast Dich ja prächtig erholt,“ sagte sie ihr einmal über das andere. Und wenn Marta auch meinte, es läge wohl nur am neuen Kleide, so war es ihr doch nicht unangenehm, Frau Winzler so viel besser zu gefallen als früher.

Nun war wenigstens des Vaters Dach wieder über ihrem Haupte! Ein Gefühl des Heims gab ihr die Mietwohnung am Kronprinzenufer dennoch — weil die letzten zehn Tage gar so unbehaglich gewesen waren. Sie gehörte doch hierher, einen kleinen Anteil an ihrem Vater und seiner Wohnung durfte sie trotz allem noch beanspruchen . . .

Gerade als sie sich beruhigt in ihr einfaches Zimmer niederlegen wollte, brachte man ihr einen Brief mit der italienischen Marke . . . Sie sah ihn von allen Seiten an. Er war von Maregno. Einem unerklärlichen Impulse folgend, vielleicht nur, weil im Ofen zur Feier ihrer Ankunft ein Feuer brannte, warf sie den Brief, ohne ihn zu öffnen, in die Flammen.

Sowie der Brief brannte, noch ehe er ganz verkohlt war, bereute sie es. Feige war es gewesen. Wer weiß, was darin gestanden hatte. Jedenfalls keine Adresse. Aber nun war es zu spät.



II. Buch.

26.

Ende Oktober kehrte Geheimrat v. Müllen mit seiner jungen Frau nach Berlin zurück. Sie sei reise-müde und fühle sich nicht ganz wohl, so hieß es schon im letzten Briefe.

Frau Witzel nickte bedeutungsvoll und sagte zu Marta: „Wenn Deine eigene Mutter gelebt hätte, würdest Du sicher auch noch kleine Geschwister bekommen haben. — Wir wollen hoffen, daß es ein Brüderchen ist, Dein Vater wünscht sich sehr einen Sohn. Du wirst das kleine Kind gewiß lieb haben. Jedenfalls mußt Du unter diesen Umständen sehr rücksichtsvoll gegen die Mama sein.“ —

Marta entgegnete nichts. Sie wunderte sich auch nicht mehr, nahm es nicht für so bedeutsam wie vor einigen Monaten. Nach einer Weile fragte sie nur: „Wann?“ Als Frau Witzel leise empört antwortete: „Jedenfalls nicht vor Mai“ — schien es ihr in unbegrenzte Ferne gerückt. Noch sechs volle Monate!

Sie war viel gespannter auf den Eindruck, den Hedwig als Frau machen würde und vor allem auf den Vater. Würde es ihm nicht vor ihr peinlich sein, daß Hedwig nun auf dem Stuhl der Mutter sitzen, im Hause walten sollte wie die Verstorbene?

Anscheinend hatten jedoch weder der Vater noch Hedwig eine Ahnung von Martas Gefühlen und Er-

wartungen. Sie fanden alles, was geschah, höchst natürlich, die Vergangenheit war lang vergessen. Hedwig, die etwas stärker geworden war, trat mit unverfrorener Sicherheit als Herrin auf, nur Marta empfand diese Besitzergreifung peinlich.

Schon am dritten Tage war Hedwig voll von dem Gedanken: diese Wohnung sei zu klein für sie, mit vierzehn Zimmern könne sie sich nicht behelfen. Ihr fehle ein Schrankzimmer, sie wisse positiv nicht, wo sie ihre in Paris gekaufte Garderobe unterbringen solle. Am nächsten Tage vermißte sie das Anrichte-Zimmer. Nichts sei so, wie es sich für einen Mann von der Berühmtheit und der gesellschaftlichen Stellung des ihren schicke. —

Der Geheimrat schüttelte nur lächelnd das Haupt, als sie ihm bei Tisch zuerst davon sprach, was ihm gebühre, worauf er Anspruch machen könne. „Ich bin ein einfacher Professor, mein Hedchen,“ sagte er mit einer Milde, die Marta noch nie an ihm gesehen, „bin ein ganz simpler Doktor.“

Bis zum Schluß der Mahlzeit hatte sie ihm aber die Erlaubnis abgebetelt, wenigstens mit dem Wirt reden zu dürfen, ob er sie aus dem Kontrakte entlasse. Ihr Mann schüttelte zwar immer noch den Kopf zu diesen Plänen, als er aber das Zimmer verließ, warf sie sich erst stürmisch an seinen Hals, dann schlüpfte sie mit ihrem Arm unter den seinen, um ihn zu einem Ausruhen von nur zehn Minuten in sein Zimmer zu begleiten.

Nach einiger Zeit kam sie strahlend ins Eßzimmer zurück, wo Marta und Lotte noch saßen, und teilte ihnen, da sie kein anderes Auditorium hatte, mit: „Kinder, Kinder, ich hab's bei Papa erreicht. Wir ziehen so bald wie möglich aus und zwar in eine Villa. Unterwegs hab' ich schon gebohrt — nun hat er

„meinetwegen“ gesagt und mir alles überlassen. Heut noch nehme ich die Sache in Angriff.“

„Eine Villa mit einem großen Garten?“ fragte Lotte.

„Natürlich.“

Diese ganze Frage ließ Marta scheinbar kalt, was Hedwig übel vermerkte, so daß sie ihr das „Mopsgeſicht“ und Undankbarkeit vorwarf.

Wohl wäre es Marta lieb gewesen, aus diesen erinnerungsvollen Räumen zu fliehen, aber sie wollte auch wieder nicht die letzten Spuren der Toten verlieren. Freilich, das Neue reizte auch. Und irgend etwas mußte doch in ihr Dasein kommen? Sie war, seit sie aus Wiesbaden zurück, in einer steten Erwartung, als sei alles nur provisorisch, als würde das wirkliche Leben nun endlich anfangen.

Übrigens hatten der Vater und Hedwig sich nie danach erkundigt, wie es ihr in Wiesbaden eigentlich ergangen war. Nur einmal wurde erwähnt, daß ihr auf die Abreise dringender Brief ihnen recht in die Quere gekommen sei. Auch nach der Gesundheit seiner Schwester fragte der Geheimrat Marta nicht. Wahrscheinlich hatte er direkte Nachrichten oder er hielt es unter seiner Würde, etwas durch seine Tochter zu erfahren. Es gab nichts, was er nicht besser wußte als sie. Das war sie ja gewohnt. Außerdem erwartete ihn eine solche Fülle von Geschäften, daß er an nichts als seine Arbeit denken konnte: Semesteranfang, Examenarbeiten, Konsultationen. Er überblickte noch garnicht, wie er alles bewältigen sollte. Seine Kinder sah er nur bei den geheizten Mahlzeiten. Von ihm konnte Marta wirklich kein Eingehen auf ihre Erlebnisse erwarten, aber die Frau, die sich „Mutter“ nannte, hätte doch wenigstens etwas mehr sagen können als: „Du hast da einen Aufenthalt

gehabt, um den Dich mancher beneiden wird. Hoffentlich hast Du Dich gut benommen!"

Marta fühlte, wie auch in Hedwig das Gefühl überwucherte, in allem und bei allen die Erste und Bestunterrichtete zu sein. Bei jeder Erwähnung Wiesbadens empfand sie einen blinden Ärger, daß sie das dortige Haus, die Schwester ihres Mannes nicht kannte, Marta also etwas vor ihr voraus hatte. Um sich zu entschädigen, log sie ganz dreist, Lola habe ihr eingehend über Martas Aufenthalt berichtet.

Marta stutzte, als sie das hörte. Was konnte die Tante geschrieben haben? Es klang unwahrscheinlich, daß sie es getan. An Hedwigs Wort zu zweifeln, erlaubte sie sich aber nicht.

Die Hauptschwierigkeit zwischen ihr und Hedwig hieß Hans. Daß Marta mit dem „reizenden, humorvollen Knaben“ nicht den richtigen Ton fände, wurde ihr zum Vorwurf gemacht. Seine Frechheiten nannte die Familie „geistreiche Späße“.

Und die leidige Wohnungsfrage blieb auf dem Tapet. Der Wirt, ein reich gewordener Maurermeister, hatte das Parterre des Hauses inne. Hedwig rühmte sich, sie wisse mit solchen Leuten brillant fertig zu werden, und wagte ihren ersten Angriff, trotz einiger Warnungen ihres Mannes. Sie ließ sich durch ihren Diener anmelden und stieg, höchst elegant gekleidet, zu ihm hinab, um die Lösung des Kontraktes von ihm zu erlangen.

Nach einer halben Stunde war sie wieder oben und schimpfte wie ein Rohrspatz: „So etwas wäre doch zu arg!“ Marta erfuhr den Verlauf der Verhandlung sofort; zum zweiten Mal hörte sie ihn, als Frau Witzel am Nachmittag kam, und die dritte und letzte Darstellung wurde beim Diner vor dem Vater gegeben. Unterdessen

hatte sich die Angelegenheit aber schon viel dramatischer gestaltet. Hedwig erzählte: der Wirt habe sie sehr höflich empfangen, entzückt, fast zu entzückt eine schöne junge Frau bei sich zu sehen. Nach ihren ersten Worten sei er jedoch schon kühler geworden; sie habe ihm vorgeschlagen, den Geheimrat zum 1. April aus dem Kontrakt zu entlassen, da er für eine so herrliche Wohnung sicherlich sofort einen anderen Mieter fände. Sie hätte ihm über sein Haus und seine Person nur Angenehmes gesagt. Als es aber nicht gefruchtet habe, sondern er einfach auf seinem Schein bestand, sei auch sie deutlicher geworden, habe ihn nicht geschont, und alle Fehler der Wohnung in scharfes Licht gesetzt. Schließlich habe sie gedroht, sie ließe es auf einen Prozeß ankommen. Darauf zeigte er sein wahres Gesicht, das eines prozigen Parvenüs. Sie habe nach einer heftigen Diskussion ihm schlangweg erklärt, ihr käme es auf die lumpigen zehn- oder zwölftausend Mark nicht an, wenn sie dafür nur das Vergnügen habe, ihn zu ärgern und ihm nicht mehr zu begegnen. Damit sei sie davongegangen. Das war der Schluß der „diplomatischen Verhandlung“ gewesen! . . .

Der Geheimrat fuhr auf: „Du bist wohl rein verrückt, Hedchen, Dich mit dem Wirt zu überwerfen? Ich denke ja garnicht daran, von hier fortzuziehen; die Lage der Wohnung ist für mich unbezahlbar.“

Hedwig warf ihrem Manne einen haßerfüllten Blick zu, sprang auf und rief: „Solch einen Ton laß ich mir nicht gefallen.“ Sie eilte aus dem Zimmer — der Geheimrat ihr sofort nach.

Die beiden Mädchen blieben am Tisch sitzen. Lotte lachte. Marta verwies es ihr. Wie peinlich war diese Szene. Der Diener wollte weiter servieren, trug aber die Speisen zurück in die Küche. Aus der Ferne hörte man

Hedwigs gellende Stimme. Marta dachte an das Wiesbadener Heim und gelobte sich, wenn sie je ein eigenes Haus hätte, Frieden und Form sollten darin herrschen. Nur nie Zanf und Streit. Aber hält die Form starke Leidenschaft aus? Ja, sie muß nur noch stärker sein. — Unwillkürlich dachte sie wieder an Maregno — Ihn hatte die Selbstbeherrschung doch fast nie verlassen . . . Und doch, die innere Form, die Rücksicht auf des Anderen Seele, fehlte auch ihm. Wo gab es nur Menschen, wie sie sie suchte, wie sie ihrem Ideal entsprachen? In Büchern hatte sie ihre Vorstellung doch oft verkörpert gefunden? Gab es in der Wirklichkeit nichts dem ähnliches?

. . . Da traten ihr Vater und Hedwig wieder ein; Hedwig ging voran. Augenscheinlich hatte sie geweint. Er war auf das Zärtlichste um sie besorgt und wandte sich sofort an die Kinder: „Nehmt Euch recht in acht, nicht mit den Tellern zu klappern, Mama ist angegriffen und hat Kopfschmerz.“

Die Wohnungsfrage wurde bei Tisch nicht weiter berührt. Mann und Frau wechselten nur zärtliche Scherzreden. Marta saß dabei mit einem brennenden Weh; sie hörte und fühlte jedes Wort, das der Vater sagte, wie einen Stich. Sie beobachtete und beurteilte. Ihr Vater hatte, wenn er einmal die starren Schleusen öffnete, nicht nur Geist, auch Humor. Und wie gütig seine Augen strahlen konnten. Aber für wen! Für wen erschloß sich seine große Natur!

Unterdessen nahm Lotte, schlau wie immer, die weiche Stimmung wahr, um sich die Erlaubnis für einen freien Nachmittag zu erwirken.

Nach Tisch ging Hedwig mit ihrem Gatten in sein Zimmer. Nach wenigen Minuten erschien

sie wieder, zog Marta eilends an sich — sie mußte irgend Jemand ihr übervolles Herz sofort öffnen. Ob dieser Jemand ihr gleichgesinnt war oder sein konnte, beachtete sie in solcher Stimmung nicht. Sie flüsterte nur: „Dul alles erreicht! Wir können uns heut schon in Bewegung setzen, um womöglich vor Weihnachten im eigenen Haus zu sein! Denk nur, der Traum meines Lebens! Eine Villa in einem großen Garten!“

In Marta regte sich unwillkürlich eine Art Opposition. Sie war den Reizen eines eigenen Hauses, wie sie es in Bonn gehabt hatten, sicher zugänglich, aber die Art und Weise, wie es erreicht worden, die großen Summen, die hier fortgeworfen werden mußten, drückten sie. „Geht das denn so, Hedwig?“ warf sie ein.

„Warum soll es nicht gehen? Man muß nur wollen. Alles läßt sich mit der nötigen Energie erreichen. Durch Faulheit und Indolenz bringen es die Meisten zu nichts. Mir ist immer alles geglückt. . .“

„Ist Papa denn so reich?“ fragte Marta, halb schüchtern, halb vorwurfsvoll.

„Du Naseweis!“ Es zeigte sich auf Hedwigs Stirn bereits eine Wolke, Marta hätte schweigen sollen. Doch die Geschichten aus ihren Jung-Mädchen-Büchern von plötzlichen Bankrotten, Vermögensverlusten Verschwendungssüchtiger spukten ihr im Kopf. Ihre Altflugheit war größer als die Weltflugheit: „Hedwig,“ fuhr sie, wie beschwörend fort „Papa besitzt doch kein großes anererbtes Vermögen, er erarbeitet es doch nur . . .“

Weiter kam sie nicht. Hedwig brach los: „Du impertinente Kröte, was gehen Deines Vaters Geldverhältnisse Dich an? Du bist ja eine ganz gemeine Krämerseele. Fürchtest wohl, daß Dir nichts bleibt? Das

hat man von seiner Güte, wenn man Dich als Erwachsene behandelt und zur Vertrauten macht! . . .

„Wie kannst Du so etwas sagen,“ stieß Marta zornig hervor. „Du hast ja gar keine Logik, Hedwig. . .“

„Keine Logik! Du unverschämtes Mädchen! Was erfrest Du Dich, mich mit Vornamen zu nennen, ich bin für Dich „Mama“; zu gehorchen hast Du mir, mir dankbar zu sein . . .“

„Dankbar? Wofür?“ unterbrach Marta, besinnungslos vor Empörung über die Verdrehung ihrer eigenen Worte. „Ich Dir dankbar? Wofür?“ wiederholte sie.

„Daß ich Dich überhaupt im Hause dulde . . .“

„Mich dulden? Gehöre ich denn nicht hierher . . .“

„Deines Vaters Güte duldet Dich hier,“ höhnte Hedwig, „und die meine. — Aber glaub mir, Mädchen, ein Wort von mir, und Dein Vater wirft Dich auf die Straße — wo Du hingehörst . . .“

„Ich gehöre auf die Straße? Wieso?“

„Wegen Deiner Frechheit . . .“

Marta schluchzte und warf sich auf einen Stuhl, mit den Händen bedeckte sie sich die Augen, verzweifelt, wehrlos solcher Bosheit gegenüber.

Es tat Hedwig wohl, sie so zerbrochen zu sehen. Darum lenkte sie ein. Vielleicht fühlte sie auch, daß sie zu weit gegangen war, am Ende würde Rudolph den Satz: seine Tochter gehöre auf die Straße, nicht billigen.

„Laß das Geheul,“ sagte sie daher, „geh auf Dein Zimmer und besinne Dich. Ich will alles verzeihen und vergessen . . .“

Marta hätte am liebsten entgegnet, sie aber, sie könne nicht verzeihen und vergessen. Sie beherrschte sich jedoch und ging wortlos in ihr Zimmer. Dort rannte sie auf und auf: Wo gab es Recht? Wie furchtbar, immer

Ungerechtigkeit zu erdulden! Was sollte sie machen? Aus dem Hause gehen. Solche Behandlung konnte sie sich nicht gefallen lassen. Also in die Fremde. Ihr Brot verdienen. Womit? Kein Examen gemacht, siebzehnjährig. Ein bißchen französisch und englisch. Also höchstens als Bonne zu Kindern. Natürlich unter fremdem Namen. Ihres Vaters schönen Namen nicht herabziehen. Sich verdingen Bei irgend einer dramatischen Gelegenheit würde es herauskommen. Sie malte es sich aus: Ihr Vater würde an das Krankenbett der Hausfrau gerufen werden — plötzlich stände sie vor ihm, sie, die Tochter des Lebensretters, des berühmten Mannes . . .

Sie weinte — ach alles war so verzweiflungsvoll, so viel Weh und Sehnen in ihrem Herzen.

Ehe sie das Haus verließ, mußte sie einmal mit ihrem Vater reden. Aber wann? Wenn er fortging, hatte er den Kopf voll von seinen Fällen . . . Wenn er wiederkam, war er müde und hungrig. Nach der Sprechstunde war er am meisten gehetzt und abgearbeitet . . . Es gab keine Stunde des Tages, die die richtige gewesen wäre für irgend ein Anliegen seiner Tochter. Auch war Hedwig immer um ihn, hing sich an seinen Arm, umschmeichelte ihn.

Marta entschloß sich, ihm zu schreiben und führte es sofort aus.

„Lieber Papa! Verzeih, daß ich Dich zu stören wagte. Aber ich kann nicht anders. Für Dein Glück wäre es, glaub ich, besser, wenn ich aus dem Hause ginge. Hedwig (sie war nicht im Stande „Mama“ zu setzen, obgleich sie wußte, wie unflug es war) kann mich nicht leiden, hat mir heut gesagt, ich gehörte auf die Straße. Bestimme Du über mich. Ich hab zur Erzieherin

zu wenig gelernt, aber als Bonne fände ich vielleicht eine Stelle — und dann wäret Ihr von mir befreit.

Deine gehorsame Tochter Marta."

Ihr zitterten Hand und Herz, als sie den Brief adressierte. Dann warf sie sich den Mantel um und trug das Schreiben zum Briefkasten. Sie ging durch die Hintertür. Als sie wieder heraufkam, begegnete ihr Hedwig und fragte, woher sie käme. Nach einigem Hin und Her erfuhr sie alles. Hedwig wollte nun Eins vermeiden: daß der Geheimrat erfuhr, wie sehr sie triumphiert hatte, in der Wohnungsfrage ihren Willen durchgesetzt zu haben. Darum beschloß sie einzulenkeln und wurde zärtlich gegen Marta: „Sei kein Kind, wir wollen uns wieder vertragen . . . Wir müssen doch zusammenhalten, um Papa das Leben zu verschönen, ihm nicht Jank und Streit in's Haus bringen.“

Hedwig fand geschickt die Tasten, die man bei Marta berühren mußte. Sie knickte sofort ein. Als Hedwig nun noch sagte: „In meinem Zustand ist man reizbar,“ kam Marta sich schon wie ein Untier vor, daß sie nicht schweigend alle Ungerechtigkeit von dieser Frau ertragen habe.

Da Hedwig täglich die Post für ihren Mann in Empfang nahm, konnte sie Martas Brief an den Vater abfangen, sodaß er nicht in seine Hand gelangte. Nachdem auch das vereinbart war, gelobte Marta nie mehr über die Sache zu reden.

27.

Hedwig dagegen mußte darüber gesprochen haben, freilich in ihrer Art. Denn schon wenige Tage später nahm Frau Wintzel die Gelegenheit wahr, an Marta ein vertrauliches Wort zu richten, da sie ein „kluges und vernünftiges Mädchen“ sei. Sie teilte ihr mit, die Mama müsse geschont

werden, man dürfe ihr nicht widersprechen. Sie, die Mutter, täte es auch nicht. Erregungen könnten die schlimmsten Folgen haben. Der Zustand sei nicht ganz normal und der Papa in großer Sorge Hedwigs Nerven-Überreizung wegen. Es käme nämlich vor, daß Frauen in diesem Zustand direkt den Verstand verlieren, und Hedwigs Hefigkeiten dauerten von früh bis spät.

Die Dienstboten hatten zum Teil bereits gekündigt. Selbst Frau Winzel wurde derart angefahren, daß es direkt respektlos erschien. Der Geheimrat rief Marta einige Tage später in sein Zimmer und sagte, er rechne darauf, daß sie nicht etwa auch noch ihm das Leben erschwere —: kurz rosig war die Atmosphäre nicht.

Hedwig bestand darauf, sich in das gesellschaftliche Leben zu stürzen, wenigstens wollte sie sofort die Besuche bei den Kollegen und näheren Bekannten ihres Mannes machen. Nicht konnte sich Marta des unbehaglichen Gefühls erwehren, daß ihre Stiefmutter sich lächerlich mache. Bestärkt wurde sie darin, als sie einem Teil der Gegenbesuche beiwohnte.

Hedwig hatte keinen Takt, also auch keinen gesellschaftlichen. Sie suchte zu imponieren, doppelt, sowie sie eine Überlegenheit in Anderen spürte; sie sprach nur von sich und prahlte mit ihrem Können. Daneben entfaltete sie die Protektionswut. Keiner kam zu Wort vor ihr. Und dann, sowie die Besucher den Rücken gedreht, wurde über sie abgeurteilt, an Keinem blieb ein gutes Haar.

Tief beschämt saß Marta dabei, wenn diese Visiten stattfanden. Sie sah, daß Hedwig sich wie ein Pfau blähte, daß die meisten Andern sich weit vornehmer gaben als sie und daß sie augenscheinlich wegen ihrer Überhebung höchlich mißfiel.

Und das war nun ihres großen Vaters Frau! Ihren

Händen war sein inneres und äußeres Wohl anvertraut. Er selbst war ahnungslos wie ein Kind in allem, was den Verkehr mit der Welt betraf. Blind hatte er sich in seiner Frau Hut begeben . . . Bang und schwül wurde Marta zu Sinn: Was konnte noch alles kommen! Wenn andere Männer dieser Frau, die jeder Schmeichelei zugänglich schien, gefielen . . . In Dickens Dombey und Son gab es so einen Fall! Sie sah Unglaubliches voraus. Und mit ihrer törichten Allflugheit dachte sie nicht an ihr eigenes armseliges Leben, dachte nur daran, ob sie nicht ein Schutzengel ihres Vaters werden könnte. In dem ewigen Suchen nach einer großen Pflicht, einer Aufgabe, erstand ihr dieser Gedanke. Innerlich unbefriedigt, alle Kräfte der Seele brachliegend, mußte sie sich an etwas klammern. Sie wollte still im Schatten stehen und versuchen, leise gut zu machen, was laut verfehlt wurde.

Sie sah nicht, wie wenig dieser Zukunftstraum den gegebenen Zuständen sich anpaßte. Für das Wirkliche hatte sich eine feste Hornhaut über ihre Augen gezogen. So voll war sie von ihrer Phantasie-Aufgabe, daß sie gar nicht auf ihren Weg achtete. Und doch ging sie gerade einen für sie bedeutsamen Weg: zum Viktoria-Lyceum. Frau Winkel hatte es durchgesetzt, daß Marta dort stets eine Vorlesung hörte; ihr Nichtstun konnte sie nicht mehr mit ansehen.

Marta kam selten und fast nie allein auf die Straße, seit sie den sonntäglichen Kirchgang aufgegeben. Es war also fast ein Erlebnis für sie, zu Fuß in der kalten Novemberluft durch den Tiergarten zu gehen, und schließlich weckte die Erinnerung an die Bonner Schulwege sie aus den Träumen. Mit einmal, gerade als sie von der Siegesalle zur Viktoriastraße über den Damm gehen wollte,

stand ihr Onkel — stand Maregno vor ihr. Er war aus einem Wagen gesprungen, der an der Ecke hielt.

„Komm,“ sagte er, ergriff ihre Hand und brachte sie zum Wagen. Mechanisch stieg sie ein. Sie sagte nichts, dachte nichts, so schnell geschah es. Beim Einsteigen sagte er flüsternd: „Wie wunderschön Du bist — wie Dir das Pelzjäckchen steht. . .“ Dann sagte er nur „Marta“ und drückte sie an sich.

Der leise feine Duft, der ihm entströmte, betäubte sie. Wie warm, wie sicher fühlte man sich in seinem Arm. Er schloß die Augen und küßte sie immer wieder, auf seine eigene Art, weicher, wärmer als gewöhnliche Küsse. Willenlos, fast bewusstlos ließ sie es geschehen. War es Traum oder Wirklichkeit? Sie fragte sich nicht, wie er dahin gekommen, was es bedeutete. Die heiße Blut seiner Lava hatte sie benommen und beinahe erstickt. Sie konnte nicht atmen, so fest drückte er seinen Mund an den ihren, sie konnte nur durch den feinen Luft schöpfen. Über ihre Augen legte sich ein Schleier und in den Stirnhöhlen schmerzte es sie, daß sie die Lider nicht heben konnte. Ein Zittern rann durch ihren Körper, als sollte ein Fieber sie schütteln, und sie fror im Mark der Knochen. . . War das Angst? Er ließ sie nicht los, es war, als ob er ihr ganzes Sein in sich aufsaugen wolle, als schwänden Blut, Muskel, Knochen, wie die Luft aus einem lädierten Ballo, als würde sie mit gerunzelter Haut, ein Nichts, zusammensinken, wenn er sie ganz ausgetrunken hätte. Der süße feine Duft von weißen Rosen berauschte sie. „Weiße Rosen“, dachte sie. So sterben, ja sterben. . . Um so etwas sterben Menschen, . . . für endlosen einen Kuß. . . Und sie haben Recht, dafür zu sterben. . . Etwas Weltfernes, Seliges. . . War es Gefühl oder Erkenntnis? War es Klarheit oder ewige Dunkelheit?

Jetzt öffnete er die Augen, schob sie von sich, um

sie besser zu sehen und flüsterte: „Ich kann nicht leben ohne Dich. Du . . . Du . . . Du höchste Schönheit, Du einzige Seligkeit . . .“

Bei seinen Worten, bei seiner Bewegung war sie zu sich gekommen. Es durchzuckte sie mit Entsetzen: Was sie eben empfunden, was sie in seinem Arm gebannt gehalten, das war die Sünde gewesen. Die „Sünde“ der Lieder und Gedichte, der Opern und Dramen . . . Großer Gott! Sie hatte die Sünde gespürt, nun mußte sie ihr entfliehen. Doch nun war sie auch gegen sie gefeit, da sie sie erkannt hatte! Der Duft seines Überziehers — halb nach dem schweren Seidenstoff des Futters, halb nach guten Cigarren — schien ihr nicht mehr so angenehm, als er nun ihr Haupt an seine Schulter drückte und dabei Hut und Flechten zur Seite rutschten.

„Du hast mich ganz dékoiffiert,“ murmelte sie, dunkelrot.

„Warum hast Du mir nicht geschrieben, Kind? . . . Wie ein Narr bin ich zur Post gerannt. Wie ein Verdurstender sehnte ich mich nach einem Tropfen. Sehnte mich nach deinem Gefäßel. Warum hast Du nicht geschrieben? Aus Feigheit?“

„Maregno“, stotterte sie . . . „Ich hatte garnicht Deine Adresse . . .“

„Ich hatte sie Dir doch geschrieben in dem Brief . . . Und nie eine Antwort . . .“

„Dein Brief . . .“ Sie stockte.

„Nicht erhalten?“ fragte er verblüfft.

„Doch . . . aber . . . ich hab ihn nicht gelesen . . . Hatte so Angst . . . Verbrannt . . .“

„Ungeöffnet verbrannt?“ — Sie nickte.

Er lachte, lachte wie ein Kind. „Köstlich! Das bist Du! Sei doch nicht so töricht! Was hättest Du durch

solche Dummheit anrichten können! Merk Dir das: Immer lesen, immer! Man kann ja nachher noch verbrennen, tun, als hätte man nicht gelesen. Aber jedes Wissen ist Macht . . . O, Du kleine Törrin!"

Der Wagen hielt. Es war vor dem Hotel de Rome. Marta war jetzt mehr als bestürzt. Der Schlag wurde geöffnet, der Onkel stieg aus und reichte ihr den Arm. Der Portier bezahlte auf einen Wink. Auch sie gehorchte blind ihres Onkels Befehl. Es war so etwas Sicheres an ihm, er bestimmte über alle; der Bann, in dem er sie hielt, war fast süß.

Ein schönes großes Wohnzimmer. Natürlich! Was wäre um ihn und an ihm nicht schön gewesen. Der Diener — nicht sein alter, ein anderer — eilte herbei, war ihm behülflich. Sie galt doch nicht für voll: — erst er, dann sie. Sie schüttelte mit dem Kopf, als der Diener hinterher auch ihre Jacke abnehmen wollte.

„Setz Dich,“ sagte Maregno, als sie allein geblieben. Sie nahm Platz in einem der tiefen Lehnstühle, immer mit Befangenheit kämpfend. Er holte aus einem kleinen Buffet zwei Gläser, dann eine Flasche Tokajer, Früchte, Kuchen und Bonbons, und stellte alles vor sie hin.

„O, wie lieb,“ — sagte sie, kindlich gerührt. Alle ihre Liebhabereien hatte er sich gemerkt und ihr Kommen augenscheinlich vorbereitet. Erst jetzt dämmerte es in ihr, daß die Begegnung kein Zufall gewesen. Wie törricht war sie doch, das nicht gleich bedacht zu haben. Er nötigte sie, etwas zu nehmen; aber plötzlich war ihr der Hals zugeschnürt, es war ihr, als ob sie Stroh kaute, und die Früchte hatten keinen Geschmack. Heiß war ihr, das Blut brannte in Ohren und Wangen.

„Wie die Gedanken sich in Deinen großen Augen lesen lassen,“ sagte er, mit allen Sinnen an ihr hängend.

„Ich lese sie so einfach ab, als stünden sie vor mir gedruckt. Du bist das wunderbarste Menschengebild, das ich gesehen — das erträumte Gotteswunder. Jetzt erst taut es in Dir, Du merkst, daß ich Dir nachgestellt habe! . . . Seit acht Tagen aber suche ich Dich zu erhaschen, dreimal hab ich Dich gesehen, doch Du warst nicht allein, dieser Fleischflos war neben Dir — Du brauchst wirklich keine Folie für Deine göttliche Schlankheit, kleine Amazone . . .“

Sie hielt sich die Ohren zu, sie wollte nicht hören, was er über ihre sogenannte Schönheit sagte, sie wußte, es war ein Irrtum von ihm.

„Wie viel älter Du in ein paar Monaten geworden bist,“ fuhr er fort. „Marta, ich liebe Dich anders, als andere Männer lieben. Ich will vor allem, daß Du Dich Dir selbst gemäß entfalten sollst . . . Jetzt liebst Du mich noch nicht, obgleich Du vorhin unter meinen Küssen gezittert hast. — Aber das war nur meine starke Sinnlichkeit, die Dich, zarte kleine Blume, überwältigte. Du hättest — wäre es nach Dir gegangen — lieber geplaudert als geküßt . . .“ Wie er sie durchschaute. Sie erkannte sich selbst erst durch ihn.

„Du brauchst nicht Angst vor mir zu haben . . . Ich will Dein Wohl . . . Die Liebe ist das Wichtigste im Frauenleben — ich . . . ich warte diese Entwicklung in Dir ab . . . Dann wirst Du mich lieben . . .“ Er stand auf und verschloß alle Türen. Wenn er auch eben gesagt hatte, sie brauche keine Angst zu haben, so zitterte sie doch an allen Gliedern, denn er umschlang sie und versicherte noch einmal: „Ich tue Dir nichts, obgleich ich nach Dir verbrenne, obgleich es ein Widersinn ist, daß ich Deine ganze Holdseligkeit hier vor mir habe, und ich sie nicht genießen soll! . . . In Neapel stellte ich es mir

immer vor: Wenn nun diese Schönheit von keinem Menschenauge erblickt würde, wozu wäre sie da? Und so deutlich wurde mir die Bucht zum Symbol Deiner Reize, daß ich rund herum hätte Bomben werfen mögen, nur damit Niemand außer mir sie genieße.“

Marta hatte sich von ihm los gemacht und wagte zu fragen, ob er bisher in Italien gewesen sei? Was Tante Lola mache?

„Sprich nicht von ihr, unterbrich mich nicht . . . Ist es nicht ein Widersinn, daß ich Deinen Überwitz, Deine Vorurteile respektiere? Zwei Menschen, Dich und mich, mach' ich unglücklich, Du bist unmündig, Du weißt garnicht, was Du zerbrichst — ich sollte Dich einfach zu Deinem Glück, Deiner Lebensaufgabe zwingen.“ . .

Verzweifelt unterbrach sie ihn: „Laß nicht all das Entsetzliche wieder in diese Wiedersehensstunde kommen, Maregno — mein Leben ist zu schwer.“ . .

Er lachte: „Dein Leben?“

„Wenn Hedwig erfährt — bin ich verloren.“

Er lachte wieder. Kein gutes Lachen.

„Aber das ist doch nun einmal mein Leben.“ . .

„Du könntest es anders haben . . . Sag, daß Du mich frei sehen willst, so werde ich es. Und Niemand hat dann etwas über Dich zu befehlen.“

„Niemals,“ schrie Marta. Die Vision des Mordes, der Chloroform-Tod stand ihr vor Augen. Er achtete nicht auf ihre Worte, umschlang sie und trug sie auf den Diwan.

„Ich tue Dir nichts,“ flüsterte er, sie festhaltend, „aber ich muß Dich einmal küssen. Du bist doch klug genug, um zu verstehen, daß Dir das nicht schadet. Du spülst meine Berührung im Badewasser heut Abend ab. Es ist nur, als ob ein Schwamm über Dich hingefahren.“

Denn ich . . . ich verdurstete nach Dir. Vielleicht ist es häßlich, daß ich Dir Eins sage, aber ich tu' es, um nicht in falschem Licht vor Dir zu stehen. — Auch bist Du so unerfahren, Dir muß man alles deutlich sagen —: Es gibt hunderte, tausende von Frauen, die ich jeden Augenblick zu meinen Füßen haben kann.“ . .

„Pfui . . . Wie kannst Du so überhebend sein! Frauen Dir zu Füßen!!“

„Du Kindskopf,“ entgegnete er, entzückt von ihrer Naivetät. „Ob Du's hören willst oder nicht, es gibt genug Frauen, die sich mir zu Füßen werfen. Nicht meinethwegen, Schäfchen, meines Goldes wegen.“ . .

Sie wußte sich vor Empörung über ihn nicht zu fassen. Solche Einbildung! So etwas gab es nicht! —

„Aber die schönsten und gewitzigsten — und ich kenne so ziemlich jede Sorte, Marta — sind mir widerlicher als Raupen und Schlangen, seit ich Deine Haut einmal berührt habe . . . denn Du bist einzig.“ . .

Sie wollte sich mit Gewalt seinem Arm entwinden. Es war nicht möglich. Da sank sie weinend vor ihm auf die Kniee: „Maregno, ich will Dich mein ganzes Leben segnen, Dir alles, was ich kann, zu Liebe tun . . . Nur laß mich los, quäle mich nicht mit Sachen, die mir schrecklicher sind als der Tod . . . Hab Erbarmen mit mir.“

Er sah sie an. Sie zuckte unter diesem Blick zusammen. Haß sprach aus seinen Augen. „Also derart zuwider, instinktiv zuwider bin ich Dir,“ knirschte er.

„Nicht zuwider“ — sie streichelte seine Hand, er zog sie zurück, als habe sie ihn gebissen . . . „Du bist der beste, klügste Mensch.“ . .

„Nur vor meiner Berührung krümmst Du Dich, schaudert's Dich.“ . .

„Nicht vor Deiner Berührung“ — Marta suchte die

Worte, sie wollte ihm sagen, daß sie das Genierliche, das Heimliche nicht ertragen konnte. . . Sie rang nach dem Ausdruck . . . Er verhöhnnte sie. In demselben Augenblick flopfte es. Marta schrie auf vor Schreck. Sie hatte nur einen Gedanken: „Das war Tante Lola.“

Es flopfte zum zweiten Mal. Maregno rührte sich nicht. Marta sah verstört nach der Uhr. Sie mußte fort, es war höchste Zeit, ein längeres Ausbleiben war nicht zu motivieren. Ihr Blick streifte den Tokaier. So etwas wie Scham überkam sie: Maregno hatte das alles bedacht für sie hergerichtet, es sah nach „Verführung“ aus, wie es in Romanen heißt. Sie hatte sich so zu sagen bestechen lassen. Ein unsagbar unheimliches Gefühl kroch über sie. „Sinnenlust,“ klang ihr im Ohr, weil sie einen Schluck Wein getrunken und einige Bonbons gegessen. Aber was hätte sie tun sollen?

Es flopfte kein drittes Mal. Maregno ging wie mit sich selbst redend, die feinen Hände ausdrucksvoll bewegend auf und ab. Er war ihr böse, das fühlte sie, und sie fühlte sich klein, verachtet.

„Meine Frau ist genug gestraft,“ sagte er plötzlich, vor Marta stehen bleibend, „ich werde sie sofort herkommen lassen, werde meine Kette weiter tragen, die Kugel nachschleifen . . . sie nach Petersburg mitnehmen.“

Marta verstand nicht, daß er es sagte, um sie zu reizen, zu strafen.

„Nach Petersburg?“ fragte sie bestürzt.

„Hast Du das nicht in der Zeitung gelesen? Ich trete ins Ministerium ein.“

„Du?“

„Ein gebildeter Mensch liest doch eine Zeitung, muß doch wissen, was in der Welt geschieht . . .“

„Ja,“ entgegnete sie demütig. „Ich bin eben nicht gebildet . . . So verlaßt Ihr das schöne Heim? . . .“

„Tut es Dir leid? Warst Du gern bei mir?“ fragte er mit erneuter Leidenschaft. — Er hatte das Haus nicht mehr betreten können, in dem er sie in jeder Ecke vermischte. Sie war der Anlaß, daß er ein neues Leben begann.

Sie weinte leise: „Die Wochen, die ich bei Dir verlebt habe, waren trotz allem die schönsten meines Lebens.“

„Hast Du es schlecht zu Haus?“

Sie nickte und weinte stärker. „Ich muß fort, sonst merken sie etwas.“

Gern hätte sie Maregno um eine Mark zur Droschke gebeten. Aber es ging doch nicht.

Und er in seiner alleinigen Leidenschaft für dies Kind dachte nicht an faktische Dinge. Aus Vorsicht ließ er sie durch seines Dieners Zimmers heraus, dessen Tür sich nach einem Seitenkorridor öffnete. Schließlich kam sie in der Mittelstraße aus dem Hause und eilte atemlos zum Kronprinzen-Ufer. Sie mochte nicht zurückdenken. Was war das nun wieder für ein entsetzliches Abenteuer gewesen! Sie hatte alle seine Worte im Ohr. Er sprach immer von Liebe, aber das war doch keine Liebe, dem Andern die Kleider vom Leibe reißen, ihn namenlos quälen und beschämen? . . . Unter Liebe dachte sie sich das Schönste und Heiligste auf Erden. Ob Maregno nicht doch etwas — geisteskrank war?

Marta hatte Glück, Niemand merkte, daß sie zu spät nach Hause gekommen war. Die Herrschaften seien alle ausgefahren — selbst Lotte und die Bonne — meldete

der Diener schon an der Tür. Diese Bonne mit meist niedergeschlagenen tückischen Augen war kürzlich Hedwigs großer Liebling geworden, aß jetzt mit bei Tisch und wurde Marta bei jeder Gelegenheit vorgezogen. Kaum war Marta in ihr Zimmer gegangen, da hörte sie schon klingen und lärmendes Durcheinander. Lotte rief es ihr zuerst entgegen: „Ich bekomme ein eigenes Zimmer! Und solch ein schöner Garten!“

Also Hedwigs Ideal-Haus war gefunden. In der Hohenzollernstraße. Hedwigs Vater, den sie als eine Art Agent für alle ihre Wünsche in Dienst genommen zu haben schien, hatte es entdeckt. Noch war es ein Geheimnis, irgend ein Konkurrent durfte es nicht erfahren. Aber Hedwig sprach schon eifrig auf ihren Mann ein, wie sie sein Arbeitszimmer einrichten würde. Der große doppelseitige Schreibtisch, an dem sie sich gegenüber sitzen sollten, würde gerade das richtige Licht dort haben. Er nickte ihr zu und schien sich ihres Eifers zu freuen.

„Freust Du Dich denn garnicht?“ wandte Hedwig sich scharf an Marta, die stumm daneben gestanden hatte.

„Gewiß“, erwiderte sie, auffahrend aus ihren Gedanken.

„Du kannst nach Tisch gleich hingehen, es ist Nummer 57 . . . Sehr nette Portierleute . . . Ich zeichne Dir nachher den Plan auf. Eure Zimmer sind ein bisschen niedrig, unterm Dach, aber sie gehen in den Garten und dann braucht Ihr ja nicht darin zu hocken, sondern könnt im Eßzimmer sitzen . . . Und alles kann man nicht haben. — Lage und Salons sind ideal. Ein Bijou. Nur nicht auf erwachsene Kinder berechnet . . .“

Wie das in Martas Ohr gellte. Ja, sie war überall im Wege.

Der Geheimrat warf ein, er fürchte nur, Hedwig werde gar bald entdecken, daß sie dort weniger Raum habe als in der bisherigen Wohnung. Davon wollte sie jedoch nichts hören. Dreizehn Zimmer seien es allerdings auch nur — aber Korridore, Treppen usw. Und aus dem großen zweiten Entree mit Oberlicht beabsichtige sie einen Salon zu machen. Er lächelte. Es freute ihn augenscheinlich, daß er seine junge Frau so beglückt hatte. Marta beobachtete ihn wieder gespannt: was konnte ihm nur so an Hedwig gefallen?

Sie hatte größte Eile, aus dieser Wohnung zu kommen. Wahrscheinlich glaubte er, der Grund hierfür läge in einem berechtigten Mißbehagen über seine Vergangenheit und die Erinnerungen, die sich an diese Räume knüpften. Sein Zartgefühl mußte ihm also jeden Widerspruch verbieten.

Im Lauf des einen Tages verkürzte Hedwig den Termin des Umzugs um Monate. Es war überhaupt ihre Art, sich selbst im Lauf jedes Gesprächs zu steigern; hatte sie im Beginn eines Satzes von Jehnern geredet, waren bis zum Ende der Rede Hunderte daraus geworden.

Mit Geldopfern, meinte sie, könne man das neue Haus schon vor Weihnachten bewohnbar machen. „Ganz geringe Geldopfer“ erschienen ihr die größten Summen, mit denen sie im Stande war, ihre plötzlichen Einfälle auszuführen. Marta hatte wenig Geldbegriffe, aber die vielen Tausende, die sie in den paar Wochen seit der Eltern Heimkehr durch Hedwigs Finger hatte gehen sehen, schienen ihr fabelhaft.

Die Ekstase über die neue Wohnung hielt vor, auch am nächsten Tage. Mademoiselle wurde immer als Zeuge aufgerufen und bestätigte alles, was Hedwig sagte — auch in Bezug auf andere Dinge. Sie erklärte zum

Beispiel, daß ihre Herrin wie eine Pariserin das Französisch spreche — worüber Marta nur erröten konnte, denn Hedwig machte die größten Fehler. Mademoiselle glaubte, daß es Frau v. Müllen schmeichle, wenn sie wegwerfend über Marta urteile, so tat sie es ganz offen. Auch heute machte sie die bissige Bemerkung, Fräulein Marta schiene sich wieder zu bemühen, die allgemeine Freude zu trüben.

Der Geheimrat schaute zu seiner Tochter hinüber und warf ihr einen finstren Blick zu, der sie in die Seele stach. Wodurch geriet sie nur immer in Ungnade? Was hatte sie an sich, daß sie Hedwigs Ärger weckte? Während sie noch darüber nachdachte, wurde dem Herrn ein Rohrpostbrief überreicht. Er las ihn kopfschüttelnd, schob ihn dann seiner Frau hin und Beide blickten unwillkürlich auf Marta. Einige Sekunden Schweigen. Das feinfühligere Mädchen war ganz bleich geworden. Was konnte dies bedeuten? War es eine Benachrichtigung, daß sie gestern nicht in der Vorlesung gewesen war? Unsinn! So etwas gibt es ja nicht.

Hedwig konnte sich nie lange zurückhalten: „Wußtest Du etwa, daß Dein Onkel Nordheim hier ist?“ fragte sie Marta scharf.

Lotte rief: „Ach, darum! Sehen Sie, Mademoiselle, darum hatte Marta ihren schönen Hut aufgesetzt und lief gestern wie verrückt die Siegesallee hinunter, an uns vorbei.“

Marta wußte sich im ersten Augenblick nicht zu fassen. Was durfte sie sagen, ohne den Onkel zu verraten. Hedwig, heftig und ungeduldig, fuhr sie an: „Hast Du keine Ohren? Ich frage Dich, ob Du wußtest, daß Dein Onkel Nordheim in Berlin ist, und warum Du es Deinen Eltern verheimlicht hast?“

Marta stotterte: „Ich wußte es nicht, aber ich bin ihm gestern zufällig begegnet, als ich zum Lyceum ging.“

Tun fuhr der Geheimrat auf: „Was heißt das? Du wußtest es nicht, obgleich Du ihm begegnet bist? Das ist doch purer Irrsinn!“

„Ich meinte . . .“ Sie wollte sagen, daß sie wie die Andern von seinem Eintreffen überrascht worden wäre. Dazu war aber keine Gelegenheit mehr. Hedwig verbot ihr den Mund, wurde so heftig über diese „Lügenhaftigkeit“, diese „Verstecktheit“ Marta's, daß selbst der Vater schwieg. Schließlich, um seine Frau zu beschwichtigen, sagte er: Marta wäre immer so gewesen, hätte ihren Eltern viele schwere Stunden gemacht, und wenn sie nicht in sich ginge und sich bessere, würde es noch einmal ein schlechtes Ende mit ihr nehmen . . . Marta brach bei diesen grausamen Worten in Schluchzen aus, stand vom Tisch auf und ging in ihr Zimmer, das sie hinter sich verschloß. Ihr war, als müsse sie an diesen Ungerechtigkeiten ersticken. Es war nichts als Erfindung, daß irgend Jemand sie je lügenhaft oder verstockt genannt. Fast in jedem Brief ihrer Mutter stand: „Bleib so durch und durch wahr, aufrichtig und zuverlässig, wie Du immer gewesen bist!“ — Und: „Mein mutiger kleiner Wahrheitsheld“ — hatte Mama ihr geschrieben, als sie einmal bei einer besonderen Gelegenheit in der Pension ihre Meinung gegen alle vertreten hatte. Den Brief mußte sie herausholen und ihn dem Vater zeigen. Sie durfte sich nicht so vor der jüngeren Schwester und der widerlichen Bonne verläumden lassen. Sie ging an das Schränkchen, in dem ihre Heiligtümer, die Briefe der Mutter, lagen. Alle in derselben klaren schönen Handschrift, aus der noch jetzt etwas Sonniges hervorleuchtete, wie einst aus den lange geschlossenen Augen . . . Wie konnte nur etwas so süßes

wie diese herrliche Frau so früh dem Tode zur Beute fallen! Marta schluchzte laut auf — sie dachte nicht mehr an die Gegenwart. Wie klein war ihr Leid gegen dies Eine, diesen ewigen Verlust . . .

Lotte hämmerte an der Tür. Als Marta nicht öffnete, rief sie: „Warum bist Du wieder so verstockt?“ Hätte Marta nicht eben der Mutter Briefe berührt, würde sie sich geärgert haben. Sie antwortete nicht, bis auch Hedwigs Stimme an der Tür vernehmbar wurde. Da mußte sie öffnen. Onkel und Tante Nordheim hätten sich zu sechs Uhr angesagt, was man ihnen vorsezen solle, fragte Hedwig.

Marta wurde es heiß und kalt: Um sechs und mit Tante Lola! „Höchstens Thee,“ antwortete sie der Stiefmutter, wie geistesabwesend.

Also darum hatte Hedwig eingelenkt. Weil sie glaubte, Marta stünde intim mit den Nordheims. Wenn sie wüßte . . . Wenn sie eine Ahnung hätte, wie Tante Lola sie haßte! Das war ja ihr Leben: Alle haßten sie, verläumdeten sie. Auch ihr Vater, ihr lieber großer Vater.

„Und was meinst Du, daß ich anziehen soll?“ fuhr Hedwig fort. Ohne daß sie es sich eingestand, war ihr vor der gesellschaftlichen Stellung dieser Verwandten bange. So reich und Erzellenz! Sie bespöttelte zwar Beides, aber es wirkte doch auf sie.

Marta wußte auch Rat in Bezug auf die richtige Toilette. Hedwig fragte weiter, ob sie sich noch einmal frisieren lassen mußte, und wie es mit den Handschuhen stände?

„Gewiß nicht,“ entgegnete sie bestimmt. „Wär' auch schade, Deine schönen Hände zu verdecken . . .“

Marta hatte es ganz absichtslos, als sie auf Hedwigs sehr gepflegte weiße Hände blickte, gesagt.

Hedwig war derart entzückt über jede Schmeichelei, daß sie Marta sofort umarmte und küßte, jeder Groll war vergessen.

„Du, mach' Dir nur nichts aus Papas Hestigkeit,“ sagte sie. „Ich schrie vorhin nur noch toller als er, um ihn zum Schweigen zu bringen. Das ist die beste Methode. Ich werde ihm nachher sagen, Du hättest die Frage mißverstanden, und wir Deine Antwort. — Übrigens hat er den Kopf so voll, daß er die ganze Sache längst vergessen hat. Denk Dir, er soll die Entbindung bei der Prinzessin Laura leiten, wo es schon dreimal schief ging . . . Kein Vergnügen! Sie ist außerdem ein eigensinnig Ding. Na, überhaupt, hohe Damen!! Er muß nachher gleich hin, wer weiß, ob er seine Schwester zu sehen kriegt — sehr viel scheint ihm auch daran nicht zu liegen“ . . .

Marta mußte noch froh sein über diese Lösung. Recht erhalten, Recht durchkämpfen — das waren wohl nur Bücherphrasen? Sie fühlte sich erleichtert, daß der faktische Bann so schnell von ihr genommen worden war, daß Hedwig freundlich und zutunlich schien.

29.

Gleich nach sechs Uhr klingelte es. Hedwig war, ihrer Gepflogenheit entsprechend, noch nicht fertig, der Geheimrat fortgeholt, so jagte der Diener durch die Wohnung, um wenigstens Fräulein Marta zu finden. Sie hatte absichtlich die erste Begrüßung Hedwig überlassen wollen und nicht bedacht, wie oft sie sich verspätete.

„Wo haben sie die Herrschaften hingeführt?“ Marta eilte in Hedwigs Salon. Dort brannte Licht, in den Neben-

gemächern war es aber noch ganz dunkel. Marta stürzte in Sturmschritt auf ihre Tante zu, um jede Peinlichkeit zu bannen, küßte ihr die Hand, stotterte. „Wie ein Traum, Euch hier zu sehen . . . Du sitzt dort aber unbequem, liebe Tante.“ — Frau von Nordheim rührte sich nicht und Maregno lächelte höhnisch über Martas Verwirrtheit, die sie sogar verhindert hatte, ihn zu begrüßen. Gut, daß Lola nur mit einem beschäftigt war, mit dem Affront, den ihre Schwägerin ihr antat, indem sie sie warten ließ. Marta zählte für sie nicht. „Wir kamen zu Deinen Eltern, Kind,“ sagte sie abweisend, wandte sich dann an ihren Mann: „Maregno, wenn diese junge Frau trotz unserer Anmeldung Wichtigeres vorhat“ . . .

Er lächelte ironisch: „Lolofa-Loliza, wir können es verschmerzen, zumal wenn ein so liebenswürdiger Ersatz gestellt ist. Marta soll uns erst erzählen, was sie in all diesen Wochen und Monaten — sind es nicht schon Monate? — angefangen hat?“

„O . . . mir ist es gut ergangen. Aber Ihr? Tantes Gesundheit“ . . . sie wußte nicht recht weiter. Was war die offizielle Version? Er hatte sie „Lolofa-Loliza“ genannt, der Bruch im September war also eine Komödie gewesen. Und sie, Marta, hatte alles ernst genommen. Ihr schwirrte es vor den Augen. Daß sie sich nur nicht verriet, ihn schon gesehen zu haben.

Er schien sich an ihrer Verlegenheit zu weiden. In demselben Augenblick erschien — die angrenzenden Zimmer waren unterdessen erleuchtet worden — nicht die erwartete Hedwig, sondern der Geheimrat. Tante Lola erhob sich und ging ihm entgegen, und sie schüttelten sich die Hand — Umarmung und Kuß war in der Familie nicht Sitte. „Liebe Lola,“ sagte er mit warmer Stimme, „ich freue

mich, Dich zu sehen.“ Dann wandte er sich kühl, formell an seinen Schwager.

Marta verzehrte die beiden, sich gegenüberstehenden Männer mit Blicken. Wie viel schöner und bedeutender sah ihr Vater aus. Wie versank die Politur des geschmeidigen Diplomaten vor dieser sicheren, selbstbewußten Kraft. Warum hatte sie, die Tochter, nichts von dieser Kraft geerbt?

Der Geheimrat entschuldigte durch leichtes Unwohlsein die Unpünktlichkeit seiner Frau, dankte dann für die seiner Tochter gewährte Gastfreundschaft. Marta staunte ihres Vaters Sicherheit an. Zum ersten Mal sah sie ihn als Weltmann. Das Gespräch klappte wie ein eingelernter Dialog.

Da zeigte sich, mit ihrem wenig schönen Gänfeschritt, parfümiert und frisch frisiert, in der letzten Tür der Zimmerflucht Hedwig im weißen Teagown. — Da die Jungfer ihr nicht zu Dank frisiert, hatte sie nach einem Coiffeur gesandt — daher die Verspätung. Als sie näher kam, standen die Herren auf. Marta sah, wie Maregno schmunzelte, und sie schämte sich ihrer Stiefmutter, die mit breiter Dummdreistigkeit nichts anders dachte, als daß sie imponiere und die Sonne mit ihr über allen aufging.

„Meines Rudolphs Schwester ist auch mir eine“ — sagte sie zu Frau von Nordheim, die höchst reserviert blieb, selbst als Hedwig für die ihrer „ältesten Tochter“ erwiesenen Freundlichkeiten dankte und den Geschwistern das Du antrug. „Ihr bleibt doch gemütlich bei uns,“ fuhr sie fort. „Mein böser Gatte verläßt mich zwar“ — die Berufung zur Prinzessin Laura wurde sofort angebracht. „Da er fremden Damen nachläuft, werde ich Dir“ — zu Herrn von Nordheim gewandt — „energisch den Hof machen.“ —

Sie wollte geistreich oder witzig sein, ihre Worte fielen in der herrschenden Atmosphäre aber wie Steine auf einen polierten Tisch. Tante Lola fragte nach Lotte, ohne auf Hedwigs Vorschlag einzugehen, Maregno entschuldigte sich, daß er um acht Uhr zu einem Diener versagt sei. Marta sprang auf, um Lotte zu holen.

Hedwig klingelte, fuhr den Diener an, daß er den Thee noch nicht gebracht habe, und klagte dann über die Berliner Dienstboten, über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die sich erst beheben ließen, wenn sie ihr eigenes Haus bezogen.

In dieser banalen Weise ging es weiter. Maregno tat, als sei jedes Wort von ihr eine Revelation. Die Geschwister saßen etwas abseits, da Lola ihren Bruder um eine Konsultation bitten wollte. Fast alle Ärzte Europas hätte sie schon befragt — Unglaubliches durchgemacht. Der Geheimrat drängte sich nicht zu diesen Eröffnungen. Er kannte die Klagen hysterischer Frauen nur zu gut, hatte beim ersten Blick auf seine Schwester wahrgenommen, daß sie gerade in einem akuten Zustand der Krankheit sein mußte. Aber er konnte nicht umhin, ihr seinen Besuch für den folgenden Tag zwischen zwölf und eins zu versprechen. Lola wurde nun aber unruhig: Maregno benahm sich gar zu zutraulich gegen Hedwig.

Als Hedwig eingetreten, hatte sie ihr einen so ungünstigen Eindruck gemacht, daß sie eine gewisse Sympathie für sie verspürt hatte. Ungefährliche Frauen waren ihr instinktiv immer lieb, und Hedwigs Zustand war so sichtbar, so unschön ausgeprägt, daß man nichts anders als dies an ihr bemerkte. Die Gefallsucht dieser Frau schien aber so bodenlos groß, daß Maregno sich trotz allem mit ihr amüsierte. Lola kannte ihres Gatten Gesichtsausdruck zu genau; sie irrte sich nicht, wenn sie die Worte

auch nicht verstand — scheinbar wenig zarte Anspielungen auf ihren Zustand. Die eitle Frau wurde ganz geschmeichelte Begierde. Zu frech! Unter ihres Bruders und ihren Augen hielten sie sich wohl für sicher?

Auch der Geheimrat saß auf Kohlen. In ihm äußerte sich die Eifersucht anders. Da er den überhebenden Menschen, seinen Schwager, der sich entschieden im Ton gegen seine Frau vergriff, nicht niederschlagen konnte, wollte er wenigstens davon gehen. Dies berücksichtigend lachen Hedwigs, das er unwiderstehlich fand, konnte er mit Niemand teilen.

Darum stand er auf, als die Kinder eintraten, entschuldigte sich bei Nordheims und bat seine Frau, ihm einen Augenblick zu schenken. Er wollte ihr sagen, sie möge sich wenigstens noch ein Spitzentuch umlegen, damit der widerliche Kerl ihr nicht in den Kleiderausschnitt blicken könnte . .

Laut lachend kehrte Hedwig in den Salon zurück: „Rudolph ist gottvoll,“ sagte sie, „findet mein Kleid zu weit defolletiert, ist eifersüchtig wie der Mohr!“ Sich an Lola wendend fuhr sie fort: „Nach allem, was ich von ihm über Dich gehört, ist Eifersucht wohl ein Familienfehler.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Lola scharf.

Hedwig wurde immer sofort grob, wenn man auf ihre sogenannten Scherze nicht einging. Jetzt war sie durch das Sie auf ihr Du noch doppelt gereizt: „Rudolph hat mir erzählt, daß Du Deinen Mann halbtot gequält mit Deiner Eifersucht, und daß Du Dich damit in ganz Europa lächerlich und unmöglich gemacht hast.“

Marta bat Lotte flüsternd mit ihr ins Kinderzimmer zurück zugehen. Sie war in größter Verlegenheit. Lotte

aber erwiderte: „Du hast mir nichts zu sagen,“ und blieb erst recht dort.

„Ich weiß nicht, wie mein Bruder zu einer so ungehörigen und unwahren Bemerkung gekommen sein sollte,“ entgegnete Lola hochmütig.

„Unwahr? Ich verbitte mir, daß man meinen Mann einen Lügner nennt!“ rief Hedwig in gespielter oder wirklicher Heftigkeit.

„Ihr Mann, meine Liebe,“ sagte Lola schneidend und von oben herab, „war mein Bruder, lange, ehe er „das Glück“ hatte, Sie heimzuführen. — Ihre Erlaubnis brauch ich nicht, um über ihn zu sagen, was mir paßt.“

„Ein Götterschmaus,“ fiel Nordheim lachend ein. „Ich hoffe, es kommt zwischen Euch zu einer richtigen Kriemhild-Brunhild-Szene. Als Kriemhild schlage ich Hedwig vor und weihe ihr meine ganze Sympathie.“

„Jede Frau, außer Deiner angetrauten, hat stets Deine ganze Sympathie,“ entgegnete Lola bitter.

Hedwig fühlte sich unsagbar geschmeichelt. Innerhalb der ersten halben Stunde hatte sie diesen vornehmen Mann, diese Erzellenz derart erobert, daß seine Frau sich in Eifersucht wand. Nichts hätte ihr mehr Spaß machen können. Sie hatte schon gefürchtet, nach der Heirat, in ihrem Zustand sei der Weihrauch der Männer ihr verwehrt. Wie angenehm hatte der Baron sie enttäuscht. Ein vages Gaukelbild von herrlichen Pelzen, wunderbaren Steinen — in Rußland gab es bekanntlich die schönsten Juwelen — tanzte ihr vor Augen . . . Was hatte diese Frau, ihre Schwägerin, für Juwelen an sich! Halb versteckt unter Spitzen und der kostbaren Boa wirkten sie doppelt großartig. Und draußen hing ein Pelz von einer Schönheit, wie sie ihn überhaupt noch nie gesehen. Eine Bier nach all diesen Dingen machte ihr den Mund förmlich wässerig.

Diesen Mann mußte sie auf irgend eine Art in ihre Gewalt bekommen, diesen Spender aller ersehnten Kostbarkeiten . . . Was war Rudolph dagegen, gegen einen wirklich Reichen! . . . Rudolph arbeite Tag und Nacht und verdiente dann ein paar hundert tausend Mark. Wurde er krank oder verletzte er sich auch nur einen Finger seiner Hand, war alles vorbei, mußte sie sich mit fünfzig, sechzig Tausend begnügen. Denn sein Vermögen war nicht groß. Aber dieser hier! Ohne daß er sich rührte, hatte er eine tägliche Einnahme von Tausenden. Man sah es im auch an. Diese Hände. Die gepflegte schlanke Gestalt . . . Rudolphs Erscheinung war beinahe plebejisch neben Nordheims. Er war ein Prinz — Rudolph ein Arbeiter. Sie war ganz toll nach ihm. Der Klang seiner Stimme, seine Worte waren berauschend. Sie zitterte förmlich nach seiner Hand, sie hatte das Gefühl, als müsse sie ihm sofort irgend etwas so Starkes sagen, daß er ihre Verliebtheit spüren müsse . . . Spürte er denn nicht, welchen Eindruck er gemacht? Was er nicht im Funkeln ihrer Augen den Ausdruck hingebender Bewunderung? Vielleicht hatte ihr Zustand ihre starke Sinnlichkeit noch gesteigert, sie ging direkt auf ihn los.

„Mein Herr Schwager,“ sagte sie, den Kopf lachend zurückgeworfen, „das Schicksal hat uns zu Leidensgefährten gemacht — beide an Eifersüchtige gefettet; wie wärs, wenn wir uns gegenseitig schadlos hielten? Ich warte auf Deine Anweisung, Du mein Herr und Meister.“

Das „Herr und Meister“ war eine derbe Liebeserklärung, die ihre Wirkung auf den, dem so gehuldigt wurde, nicht verfehlte. Er fing an, seine Frau zu beruhigen und etwas vorsichtiger gegen Hedwig zu sein — erstes Zeichen, daß er innerlich angebissen hatte.

Marta empfand die ganze Zeit über kein anderes

Gefühl als das der Scham für ihres Vaters Frau. Daneben bemühte sie sich, Lotte aus dem Zimmer zu bringen, wo die Gespräche so wenig für beide Kinder berechnet waren. Endlich gelang ihr das.

Als sie nach einer Weile wieder in den Salon trat, waren die Verwandten fortgegangen, Hedwig in freudiger Erregung zurückgeblieben. Nordheim hatte, als er von seiner Frau erfahren, daß der Geheimrat zu einer Konsultation ins Hotel käme, die Hoffnung ausgesprochen, Hedwig würde ihren Mann begleiten. Sie sollte dann während der Dauer der medizinischen Besprechung mit ihm eine Spazierfahrt machen. Also das ersehnte tête à tête stand für morgen in Aussicht.

Hedwig sprach zu Marta den ganzen Abend von nichts anderem als ihrem Onkel. Was für ein Mann! Sie ließ sich seine Bibliothek, das ganze Haus in Wiesbaden genau beschreiben. Zum ersten Mal hörte Hedwig mit Interesse zu, als Marta von Schott und Frau von Rosen sprach. Sie hing förmlich an ihrem Munde. „Diese Frau von Rosen muß ja ein Ideal sein, wenn sie solch einen Mann erzogen hat, ihm durchs Leben Freundin und Mutter geblieben ist.“

Förmlich schwärmerisch wurde Hedwig über alles, was mit Nordheim zusammenhing. Nur über seine Frau erging sie sich in den wegwerfendsten Ausdrücken. Was für eine Engelsgeduld mußte der Mann doch haben mit diesem Weibe! Ja, das war wahre Vornehmheit! Er fuhr sie sicherlich nie heftig an, blos weil er selbst schlechter Laune war? Nein, nie, bestätigte Marta, obgleich sie den Seitenhieb auf ihren Vater schmerzhaft vermerkte. „Lola ist doch eigentlich direkt ein Scheusal,“ meinte Hedwig. „Pfui, was für eine Person! Und wie jung sie sich kleidet, trotz ihrer sechsunddreißig Jahre. — Widerlich!“

Marta suchte die Tante zu verteidigen, aber Hedwig ereiferte sich immer mehr. Als Marta meinte: Eins sei echt an ihr, die Liebe zum Gatten, geriet Hedwig völlig außer sich. Das sei Liebe? Das nenne sich Liebe? Den Andern knechten, ihm nicht die harmlosesten Freuden gestatten? Wieder fühlte Marta, daß diese Anschuldigungen auch zugleich auf ihren Vater gingen und schwieg.

Noch nie hatte Hedwig so viele Stunden im Gespräch traulich mit Marta verbracht wie heute. Immer wieder kam sie, auch nach einer kurzen Abschweifung auf eine eingetroffene Balleinladung, wieder auf den „reizenden Mann“ zurück.

Der Geheimrat kam am Abend nicht mehr heim. Noch gestern würde Hedwig es stolz empfunden haben, daß ihr Mann in einem Palais zurückgehalten wurde. . . Heute erschien ihr das in anderm Licht. Er war auch dort schließlich nur ein Arbeiter, weiter nichts. Wirklich vornehme Leute leben nur sich selbst oder höchstens den Staatsgeschäften.

Als Marta allein geblieben, suchte sie ihre Gedanken zu sammeln. Was sie befürchtet hatte, war nicht eingetroffen, nämlich, daß Tante Lola ihr eine Szene machen würde. Aber anders war alles gekommen. Verschoben hatten sich die Figuren.

Sie hatte zum ersten Mal das Gefühl, als ließe es sich mit Hedwig ganz gut leben. Anfangs hatten sie sich vielleicht gegenseitig bei jeder Gelegenheit gedrückt und gestoßen — wie eingepfercht in einem zu engen Wagen. Jetzt waren sie eine Weile gefahren und zurecht geschüttelt worden.

Es ging eben alles — mit der Zeit. Wer hat die Geduld, es immer abzuwarten?

30.

Als Marta am nächsten Tag zu ihrer Vorlesung ging, sah sie sich gespannt um an der Ecke der Siegesallee. Nichts zu erblicken. Gott sei Dank. Heute blieb sie unbehelligt. Es fiel ihr eine Last vom Herzen. Sie hatte den Drang, viel zu lernen, und immer kam ihr das Leben dazwischen.

Diesmal gelang es ihr auch, unbelästigt nach Haus zurück zu kommen. Und wie ein eifriges Schulkind setzte sie sich hin und schrieb die eben gehörte Vorlesung in ein Heft. Wie glücklich mußten doch Menschen sein, die den ganzen Tag etwas zu schreiben und zu denken hatten. Sie war seit Jahr und Tag nicht so zufrieden gewesen, all die Fragen und Sorgen ihres Daseins waren abgeschüttelt. Wieder eingereiht in die Altersgenossen kam sie sich vor . . .

Lange durfte sie sich dieser Stimmung nicht hingeben. Klingeln, Laufen, Schreien im Hause. Hedwig war zurückgekehrt, stürzte in Martas Zimmer, atemlos: „Du, die Nordheims kommen um sieben zu uns zu Tisch. Unsere Köchin kriegt nichts Ordentliches mehr zu Stande. Nimm Dir eine Droschke und fahr sofort zum Koch Posthorn in der Französischenstraße. Er hat unser Hochzeitessen geliefert, kennt uns also. Sag, daß ich auf ihn rechne; auf den Preis kommt es nicht an. Ein ausgezeichnetes Menu, alles vom Feinsten, hörst Du. Nur für uns Sieben. — Nordheim möchte meine Eltern gern kennen lernen, ich hab ihnen telephoniert . . . Du bist ja mein verständig Kind und besorgst alles vom Besten. Ich verlaß mich auf Dich. Bring auch gleich Blumen mit, Blumen sind die Hauptsache . . . hier vierzig Mark oder lieber fünfzig . . .

Nimm weiße Chrysanthemen. — Er nannte mich heute sein weißes Chrysanthemum, nach meiner gestrigen Toilette“ setzte sie geschmeichelt hinzu. „Und nun eil’ Dich, Marta. Es ist ein großer Tag.“

Marta besorgte alles, wenn sie auch nicht verstand, warum für des Vaters Geschwister so viel Umstände gemacht werden mußten. Hedwig war strahlend, aber wie im Fieber. Wollte sie den Verwandten imponieren? „Zu viel Aparat,“ lächelte Marta, die aus Wiesbaden wußte, wie lautlos es in wirklich vornehmen Häusern zuging. Aber warum sollte sie sich immer genieren, wo sie keine Verantwortung trug?

Das Mittagessen verlief besser als Marta gedacht. Besonders Tante Lola war wie umgewandelt, garnicht wiederzuerkennen. Das war der Einfluß des langen Krankenbesuchs, den ihr Bruder ihr gemacht hatte. Er hatte als Arzt eine merkwürdig starke suggestive Gewalt, selbst über seine Schwester. So zu sagen eine neue fixe Idee hatte er ihr gegeben, die sie fürs Erste von ihrer entsetzlichen, alles in ihr niederhaltenden Eifersucht abzog.

Sie sollte sich einer kleinen Operation unterziehen, die man in den letzten Jahren öfters mit Erfolg gemacht habe, und durch die sich ihr Lebenswunsch vielleicht doch noch erfüllen könnte. Die Sehnsucht nach einem Kinde, das hatte sie ihrem Bruder gesagt, sei das Leid ihres Lebens. „Du bist erst sechsunddreißig Jahre alt, Lola, da brauchst Du nicht zu verzweifeln. Ich hab’ anders schwierige Fälle schon mit Erfolg behandelt.“

Es wurde abgemacht, daß sie, ehe sie ihrem Manne nach Petersburg folge, erst die Kur in Wiesbaden, wo sie noch ihre Häuslichkeit hatte, durchmachen solle.

Lolas ganzes Fühlen schien dadurch verändert, daß ihr eine neue Zukunft eröffnet wurde. Sie konnte heute

liebenswertig und harmlos, sogar mit Marta und Hedwig sein; etwas anderes als Eifersucht füllte ihr Bewußtsein. Ihr Mann hatte schon öfters solche leidlichen Phasen an ihr erlebt und knüpfte keine zu großen Erwartungen daran. Marta dagegen beobachtete ihre Tante staunend, sie ward an sich und ihrem Urteil gründlich irre. Sie sah sich um, als habe sie bisher überhaupt keine Augen gehabt, als müßten sich nächstens die Möbel, die Wände verschieben, wie das Verhältnis der Menschen zu einander. Zu ihrem Bruder war Lola fast zärtlich, an ihm hingen ihre Augen voll Bewunderung. Er aber war einsilbiger als sonst und fuhr gleich nach Tisch fort, da er „schwere Fälle“ hätte . . .

Beide Winkels bemühten sich um Tante Lola, die herablassend aber gelangweilt sich mit ihnen abgab. Leute aus solcher Kaste existierten für sie einfach nicht. Mit Gewandtheit und Salonroutine übersteht man die, wie einen Regentag oder eine Eisenbahnfahrt. Marta beobachtete die Tante, um von ihr zu lernen. Lola fragte und fragte, ließ sich von den braven Leuten etwas vorerzählen, heuchelte hin und wieder Interesse, während sie nur geschickt ihr Gähnen durch „Ah“ und „So“ markierte. Sie hatte auf keine ihr erteilte Antwort geachtet, denn nachdem Herr Winkel all die Vorteile seines Wohnens in Friedenau breit auseinander gesetzt, erwiderte sie: „Natürlich wohnen Sie hier in der Nähe, um Ihre liebe Tochter leicht besuchen zu können . . .“

Marta war mit der Lektion nicht ganz zufrieden: Nein, ganz so muß man es doch nicht machen, auf die Art täuscht man nur Taube und Blinde . . .

Hedwig hatte nur für Maregno Augen und Ohren. Und er? Um Maria kümmerte er sich heute nicht.

Auch früher in Wiesbaden hatte er es nicht getan, aber sie hatte seine Sympathie gespürt. Heute nicht.

Nur kurz vor dem Aufbruch, als ihr Vater unerwartet wieder erschien und seine Frau an sich heran rief, trat Maregno plötzlich auf Marta zu.

„Morgen um Ein Uhr erwarte ich Dich,“ sagte er leise. „Du weißt doch, daß Hedwig heut bei mir im Hotel war — nicht im Kaiserhof, wo ich mit meiner Frau abgestiegen — im Hotel, wo ich allein wohne . . . Sie ließ sich nicht lange bitten . . . Frauen in dem Zustand sind mir zuwider . . . Aber aus Pikanterie, nur um es Dir erzählen zu können, verlangte ich, daß sie sich vollkommen entkleide . . . Hat sie sofort getan . . . Ist ein wahnsinnig sinnliches Weib . . .“

Marta verstand ihn nicht.

„Possierlich, was? Sie hat übrigens wirklich einen schönen Körper, nur zu viel Fett . . .“

Marta verstand ihn doch. Sie wollte ihn anschreien: „Du lügst.“ Aber sie hatte keine Stimme. Sie verstand ihn, sie war kein Kind mehr . . . Wie hätte sie ein Kind bleiben sollen . . . Unter seiner Leitung, in seiner Schule . . . Wie oft schon war sie sich uralt, wie eine Greisin vorgekommen, die die Dinge nicht mehr deutlich sehen konnte.

Da fiel ihr Auge auf den Vater. Mit verschleiertem Blick war er seiner Frau, die zu Maregno getreten, durchs Zimmer gefolgt.

Marta glaubte, sie, seine Tochter, müsse jetzt auf ihn losstürzen, ihn fest bei der Hand fassen und laut sagen: „Komm!“

Und dann würden sie Beide die Treppe hinab und über die dunkle Straße schreiten, ins Wasser, ins schwarze Wasser hinein. Nur fort, fort. Ihr Vater . . . ihr Vater

war entehrt. Entehrt — so hieß es in allen Büchern. Entehrt . . . Und was würde nun geschehen? Irgend etwas furchtbares . . . Wie ein Weltuntergang. Er würde sich rächen. Sie mußte es ihm sagen, damit er Rache nähme am Schuldigen, an beiden Schuldigen . . . Blut mußte fließen.

Oder fort aus dieser Welt. War das das Leben? Dann gehörten sie beide nicht hinein, weder sie noch ihr Vater . . . In den Morast waren sie gefallen . . . Vielleicht auf einem fremden, fernen Stern geboren worden? . . .

Aber Marta tat nichts, sprach nichts, sie blieb ruhig stehen, starrte nur jetzt auf Hedwig, die vor ihr stand, neben Maregno.

„Marta ist schon wieder totmüde,“ spöttelte Hedwig. „So ein schläfriges Menschenkind hab ich nie gesehen. Ich bin immer die Letzte im Bett, die Erste auf — Marta umgekehrt . . . So geh doch Kind, Du hältst Dich ja kaum aufrecht . . .“

Maregno fiel ein: „Nein, wir gehen . . Ich habe einen erlebnisreichen — anstrengenden Tag hinter mir! . .“ Was er sonst noch der mit glitzernden, lüsternen Augen vor ihm stehenden Frau sagte, hörte Marta nicht. Es schwirrte ihr etwas laut, immer lauter durch die Ohren, sie sank in einen kleinen Stuhl zurück . . .

Das Erste, was sie wieder hörte, war ihres Vaters Stimme: „Solch ein Unsinn!“ sagte er hart. „Was soll das heißen?“

Man hielt ihr ein Glas Wasser hin. Sie trank. „Hysterie!“ entfuhr es verächtlich Hedwigs Munde. Daß jemand anders als sie leidend war, konnte sie nicht ertragen. Sie glaubte auch, Marta wolle nur die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. „Haßt wohl wieder

nichts gegessen? Oder zu fest geschnürt? Marsch, zu Bett, Mademoiselle wird für Dich sorgen."

Dann wandte sich Hedwig zu den übrigen: Marta sei eine eitle Närrin, hielte es für schön, so spindeldürr zu sein, äße nichts, aus Rücksicht auf ihre Wespentaille.

Mademoiselle nahm Marta, die schwankte, am Arm. Im Zimmer angelangt sagte Marta der Bonne, sie wolle lieber allein sein, sie wollte innerlich mit sich fertig werden. Sie rang die Hände vor Verzweiflung. Was sollte sie tun? Was war recht, was unrecht? Schweigen oder sprechen. Was war ihre Einbildung, was war Wirklichkeit? Der Morgen graute, sie fand sich nicht zurecht.

31.

"Faß es doch einmal, sei keine Schlafwandlerin," hatte er gesagt.

Aber sie faßte es nicht.

Unter und hinter allem, was sie bisher im Leben erschaut hatte, woran sie geglaubt, lagen andere Drähte als die sichtbaren, und jene bewegten die Menschen, geheime, versteckte Beziehungen entschieden zwischen ihnen.

Sie saß in ihres Onkels Zimmer im Hôtel de Rome, von dem er behauptete, daß seine Frau im Kaiserhof nichts ahne. Unter dem Vorwand, auf der Botschaft spät abends noch eine Konferenz zu haben, hatte er die Nacht außer dem Hause zugebracht.

Brutal sagte er Marta, warum und mit wem. „Mit Weibern.“ Er hatte übersättigt sein wollen, wenn er sie heute spräche, um nicht immer wieder ihrem Zauber zu verfallen. Aber, setzte er hinzu, es hätte ihm nichts genützt;

er verschmachte im Gegenteil mehr denn je nach ihr. Wenn er sich abzustumpfen suche, schrien Herz, Geist, Sinne doppelt nach ihr.

Marta warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel — heut war sie noch weniger hübsch als sonst. Es war sein Zrrsinn, seine Monomanie, daß er sie schön fand. Sie hatte mit ihm reden wollen, was sie die Nacht über gequält hatte. Noch hatte sie kein Wort herausgebracht; seine Mitteilungen hatten sie überwältigt.

Er behauptete, es gäbe eine Reihe freier, vornehmer Menschen, die zur Überzeugung gelangt seien, „das Tier im Menschen“ sei etwas nebensächliches, weder bei Mann noch bei Frau dürfe man ihm Rechnung tragen . . . Was hieß das eigentlich? Es gab Geheimbunde, und sie sollte in einen aufgenommen werden? Es war alles so unverständlich. „Ich habe doch kein Tier in mir,“ hatte sie schließlich gemurmelt. „Ich weiß nur Eins — ich mag das alles nicht hören!“

„Magst nicht hören, worauf sich der Welt Ure dreht? Mußt es hören, denn Du sollst doch durchs Leben, Du bist doch ein Mensch, ein Kopf, den es verlohnt, aufzuklären. Dankbar solltest Du mir sein, daß ich Dir die Wirklichkeit gezeigt.“

Und als Illustrationsfaktum kam er auf Hedwig zurück. Sie habe ihm all die Abenteuer ihrer Mädchenjahre mit eittem Stolz anvertraut, sie sei das typische „Weib“, der nur Eins Bedeutung hätte: die Männer zu fördern — alles andere sei ihr Vorwand. Überredung hätte er nicht groß anzuwenden brauchen, sie hätte es ganz natürlich gefunden, ja erwartet. Jetzt erwarte sie irgend ein herrliches Geschenk von ihm. . .

Es war für Maregno augenscheinlich ein seltener Genuß, dies Menschenkind zu entsetzen . . . Sie saß da

wie ein Urbild des Märchens . . . Diese Hände, fein, schmal; spitzauslaufende Finger, durch die er das Blut rinnen zu sehen glaubte. Und trotz aller Zartheit etwas rundliches, kindliches in der Hand, wie an allen ihren schlanken Formen. Und diese Füße! Nicht Kinderfüße. Kleine, schmale, gestreckte Frauenfüße.

Nun sprach sie. Irgend etwas Kluges, Originelles, aber er hörte es nicht. Er sah nur die kleinen eng aneinander gepreßten Zähne ihres Mundes . . . was für Zähne, was für Lippen, die so leise Bewegungen beim Sprechen machten. Und diese Augen: verwundert, ungläubig. Und die Stimme: weich, sanft, schüchtern, aus verschütteten tiefen Schächten sich emporringend.

„Marta,“ sagte er, mitten in ihre Rede hinein . . . „So wird es Dir immer gehen: Wenn Du die geistreichsten Dinge sagst, wird der Mann Dir gegenüber nichts hören, garnichts, wird immer nur bebend denken: „Welch entzückend Weib!“ . . .

„Aber . . . aber . . . seid Ihr denn keine Menschen, nur Männer,“ rief sie empört.

„Nur Männer,“ entgegnete er und lachte laut über sie.

Sie sprang auf. „Dann bin ich anders, ich bin nicht allein Mädchen, ich bin auch ein Mensch. Was Du mir als Mann sagst und antust, empört mich, fränkt mich — denn als Mensch hab ich Dich so lieb gehabt. Aber Du entwürdigst vor mir mein ganzes Geschlecht und meinst, das soll mich zur Liebe begeistern, soll mich reizen? Aber ganz im Gegenteil. Ich hab' einen solchen Ekel bekommen, daß ich nicht weiß, wie ich weiter leben soll.“

Sie fing an, leidenschaftlich zu schluchzen. „Gott verzeih es Dir, was Du an mir getan hast . . . Es ist ein Verbrechen. Du verstehst es vielleicht selbst nicht. Aber nie, und wenn ich hundert Jahr alt würde, könnte

ich es überwinden. Es ist eben vorbei, alles ist vorbei. Ich hätte wohl begreifen können, daß es Menschen gibt, die sich über Schranken und Fesseln fort in seelischer Übereinstimmung finden und mit einander ein inneres, heimliches Leben führen. — Aber dann in Ausschließlichkeit. Nur ein Mann mit einem Mädchen . . . Eine unter Vielen zu sein . . . Das ist gemein. Das ist der Tod. Ich bin gewiß nichts besonderes, bin wohl weniger als die meisten . . . ich gebe mir keine Einzelrechte, bin eine unter vielen Hunderttausenden . . . Doch das! Nein, das brauch ich nicht, das braucht keine, davon hab' ich nie gehört, nie gelesen, was Du mir zumutest . . .

Ich weiß nicht aus noch ein — ich . . ." sie schluchzte. Er wollte sie in seine Arme schließen, aber sie riß sich los, riegelte die Thür auf und jagte davon, gleichgültig gegen alles, was ihr in den Weg kam. Es hätte Tante Lola, es hätte ihr Vater oder Hedwig dort sein mögen — ihr war alles gleich.

Sie wußte jetzt, was sie wollte. Sich vergiften. Die Qual von gestern, die Erkenntnis von heute — sie konnte nicht mehr.

Was hatte sie für Gift? Das Quecksilber hinterm Spiegel sollte tödtlich wirken. Ihr kleiner Handspiegel war zerbrochen — sie konnte es leicht abkratzen. Doch ihr ekelte davor, Leim war dazwischen.

Und bei ihrer Beerdigung würden alle Gutes von ihr reden. Oder nicht einmal dann? Wer weiß! Hedwig würde sagen, sie sei gestorben, weil sie sich aus Eitelkeit nie satt gegessen habe!

Hedwig begriff wohl nicht, wie sich einem Menschen vor Angst die Kehle zuschnürt und der Magen so verschließt, daß er keinen Bissen hinunterwürgen kann. Hedwig hatte nie und vor Niemand Angst gehabt.

Aber seit mehr als einem Jahre war Angst Martas Hauptspeise gewesen . . . Angst Tag und Nacht . . . Und so sehr kräftig war sie nie gewesen, noch nicht ganz ausgewachsen, als der Jammer über sie gekommen.

Sie hatte es im Frühjahr wohl verstanden, als Tante Anna zu ihrem Vater sagte: „Gerade in den Entwicklungsjahren — das überwindet sie nie . . . Bisher war sie doch ein kerngesunds Mädel.“ — Ja, das war sie gewesen. Kerngesund und immer guter Dinge. Da war „das Leben“ gekommen, das furchtbare Leben war in ihre Kinderstube eingedrungen . . . Keiner hatte sie mehr lieb. Und ohne Liebe konnte sie nicht gedeihen . . . Die sogenannte Liebe, die sie erweckt hatte, die gleich den schwarzen Pocken, quälte und entstellte fürs Leben, war schlimmer als der Tod . . .

Sie war unterdes an ihres Vaters Wohnung gelangt. Hedwig verhandelte mit Umzugsleuten. Marta ging wortlos an ihr vorüber. Sie hatte starke, ziehende Schmerzen im Leib bekommen . . . Der Vater hatte ihr einmal gegen diese regelmäßig wiederkehrenden Schmerzen ein ganzes Fläschchen Opium anvertraut. Sie holte es sich aus ihrem Schrank und ein Stückchen Zucker dazu, um die zwanzig Tropfen einzunehmen. Während sie die Tropfen abzählte, fiel es ihr ein: . . . Wenn sie nun mehr nähme? Die ganze Flasche? Warum nicht. Dann wäre es eben vorbei. Dann käme sie zu Mama . . . In den Himmel oder unter die Erde . . . Jedenfalls fort aus der Welt, fort. Sie glaubte doch eigentlich immer noch an den Gott . . . Ja. Sie betete: „Lieber Gott, hilf mir.“ Er würde ihr schon helfen. Sie fühlte deutlich, daß es doch einen Gott gab, und er sie nicht verlassen würde. — Sie sah ihn vor ihren jetzt geschlossenen Augen

gütig lächeln . . . Es war, als flüstere er: „Laß mich nur machen . . .“

Der Geschmack und der Geruch des Opiums waren ihr stark zuwider. Aber da der liebe Gott ihr zugelächelt hatte, billigte er sie augenscheinlich, billigte auch ihr Vorhaben . . . Sie fragte ihn im Geist noch einmal: „Soll ich?“ Wieder lächelte er und nickte ganz deutlich. Nun sah sie auch ihre Mama, dicht hinter des lieben Gottes gütigem Antlitz aus Wolken auftauchend . . . Wie auf dem Madonnabild waren die Wolken lauter Engelsköpfchen.

Sie trank das Fläschchen aus, aß den Zucker hinterher und legte sich ins Bett . . . Sie hatte gehofft zu schlafen, hinüber zu schlafen . . . Aber nun wurde ihr übel und schließlich bekam sie starkes Erbrechen, Schwindel und eine beklemmende Angst, so daß sie klingen mußte . . .

Sie konnte garnicht sprechen.

Und schließlich wurde Hedwig gerufen und tobte und wütete: „Natürlich, gerade wenn man in den wichtigsten Besprechungen ist, muß das dumme Mädchen einen stören.“ Dann wandte sie sich an die Französin, die ihr als Adjutant folgte:

„Ich muß faktisch nach dem Herrn telephonieren . . . Sie sieht ja ganz grün aus . . . Wenn mein Mann nicht mehr zu erreichen ist, soll einer der Assistenten kommen . . . Sie hat gewiß zuviel Opium genommen. Man darf ihr ja nichts anvertrauen . . . Immer unvernünftig . . . Wie eine Zehnjährige . . . Wie viel mag in dem Fläschchen gewesen sein? . . .“

Marta hörte es und hörte es doch nicht recht vor der beklemmenden Angst, dem Würgen, dem Schwindel. Sie schloß fest die Augen.

Dr. Moos, der erste Assistent erschien. Der Fall war nicht schwer: Sehr starker Kaffee . . . Bittermandelwasser . . . Dann Eis schlucken gegen den Brechreiz. Er untersuchte sie genau, dann das Fläschchen. Es war nicht reines Opium gewesen, sondern mit Baldrian gemischtes, sonst wäre es bedenklicher gewesen. — Sie schlafen lassen, aber nicht ohne Aufsicht.

Nach zwei Stunden kam er schon wieder. Sie schlief. Er öffnete die Augen, um die Pupillen anzusehen, dann setzte er sich neben das Bett der Kranken.

Er war erst seit Beginn des Semesters beim Geheimrat von Müllen und hatte Marta noch nie erblickt, nicht einmal gehört oder beachtet, daß sein Chef schon eine erwachsene Tochter habe. Nur von der schönen jungen Frau sprach man überall.

Die Tochter schien ihm weit schöner, ein lebendiges Dornröschen-Bild, wie sie schlafend vor ihm lag. Die langen dunklen Wimpern auf der bleichen durchsichtigen Haut, die kühnen, buschigen Augenbrauen gaben ihr ein erotisches Aussehen. Zwei lange braune Zöpfe hatten sich ganz um sie gewunden, als sie sich in Schmerz, Angst und Betäubung von einer Seite zur andern geworfen hatte.

Dr. Moos kam am Abend noch einmal, um sich nach der Patientin zu erkundigen, obgleich der Vater sich jetzt gewiß selbst um die Tochter gekümmert hatte. Wie konnte eines Arztes Tochter übrigens so unerfahren sein, sich eine direkte Opiumvergiftung zuzuziehen. Vielleicht war sie beschränkt?

Der Geheimrat ließ sich von seinem Assistenten Bericht erstatten. Er selbst war noch garnicht dazu gekommen, ins Krankenzimmer zu gehen — immer eine dringende Konsultation nach der andern — und er hielt es auch für unnötig, daß Moos sich noch einmal nach der Patientin

umsähe. Sie schließ, wie ihm seine Frau versichert habe, ganz ruhig. Unbegreiflich sei es ihm, daß sie eine so große Dosis geschluckt habe, gerade mit Opium, da sie es öfters nähme, wisse sie Bescheid. Dann dankte er dem Arzt und entließ ihn.

Schade, Dr. Moos hätte gern die Patientin noch einmal gesehen.

Als er sich am nächsten Tage gehorsamst beim Chef nach Fräulein Marta erkundigte, erwiderte dieser ablehnend: es wäre alles wieder in Ordnung, zur Vorsicht bliebe sie nur noch zwei Tage im Bett.

Hedwig raste und tobte. Sie würgte förmlich an einer Kränkung, die sie so empörte, daß sie immer im Begriff stand, sie ihrem Manne anzuvertrauen, damit er für sie Rache fordere. Es war unerhört! Nordheim war ohne Abschied auf und davon, direkt nach Petersburg gereist. Eine Stunde, nachdem Marta ihn verlassen, hatte er diesen Trick ausgeführt. Wen er treffen wollte, ob Marta, ob Hedwig, wußte er vielleicht selbst nicht. Vielleicht beide. Marta aber fühlte sich erleichtert. Hedwig jedoch schimpfte auf ihn ebenso maßlos wie sie ihn gepriesen hatte.

Er hatte ihr zum Abschied ein Armband mit einer schwarzen Perle gesandt. Da sie Juwelen nicht zu schätzen wußte, fand sie das Geschenk erbärmlich. Erst als ihre Mutter sich in ihrem Auftrag beim Juwelier erkundigte und erschrocken mit dem Bescheid heimkehrte, es sei mindestens sieben Tausend Mark wert, legte sich Hedwigs Empörung etwas.

Ihrem Manne sagte sie: mit Nordheim sei sie fertig. Diese Formlosigkeit, ohne Abschiedsbesuch abzureisen, wenn man ihn so reizend aufgenommen habe, verzeihe sie nie. Und das wolle ein vornehmer Mann sein!

Im Übrigen nahm die Einrichtung des neuen Hauses sie ganz in Anspruch. Auf Marta war natürlich nicht zu zählen, . . . wenn man sie brauchen wollte, lag sie auf der Nase.

Ja, das tat sie. Die zwei Tage, die sie allein still da liegen durfte, waren ihr innerlich bewegte.

Sie suchte sich über sich selbst klar zu werden! Hatte sie etwa nur vor sich selbst gespielt? War sie eine Komödiantin gewesen? Maregno hatte sie in Wiesbaden einmal ermahnt, sich vor allem über sich selbst Rechenschaft zu geben, nicht im Nebel über die eigenen Fähigkeiten herumzudufeln.

Hätte sie wirklich das Leben von sich werfen wollen, so müßte sie jetzt doch betrübt sein, daß es nicht gelungen war. Und das war sie nicht. Sie fühlte sich animalisch wohl, still im weißen Bett zu liegen und das Holz im Ofen knistern und knastern zu hören. Es war wie ein Laut aus der Kinderzeit. Sie war froh, daß die Übelkeit und die Schmerzen aufgehört hatten. Von Schmerz befreit werden, erscheint sofort positives Glück.

Daraus aber konnte sie den bitteren Schluß ziehen, daß sie leichtsinnig und unbedacht gehandelt habe. Wenn sie gestorben wäre, es wäre nicht der Tod aus tiefstem Bedürfnis ihrer Natur gewesen . . . Sie sprach so leicht andern den sittlichen Ernst ab — dem Onkel, Hedwig, Tante Lola — und sie hatte ihn doch selbst nicht bewiesen. Das mußte sie sich merken!

Acht Tage später hatte Dr. Moos unerwartet die Freude, seine kleine Patientin wiederzusehen. Auf dem

Ball bei Geheimrat v. Hellder wurde er dem Fräulein v. Müllen vorgestellt. Er hätte sie wohl kaum erkannt: Frisur, Toilette, vor allem aber die geöffneten Augen gaben ihr ein verändertes Aussehen. Das ganze Wesen schien Auge und Leben.

Er sagte ihr sofort, daß er sie gut kenne. Sie sah ihn verwundert an. Da erklärte er das Wie und Wo.

Sie wurde so rot, daß er sich ängstlich fragte, ob er etwa eine Taktlosigkeit begangen habe.

„Also Sie sind mein Lebensretter,“ erwiderte sie darauf spöttisch. Sie hatte nur erfahren, daß einer von Papa's Assistenten gekommen sei, nicht den Namen des Betreffenden.

Er drückte sein Erstaunen aus, daß der Tochter eines Arztes solche Unachtsamkeit geschehen könne. Sie hatte schon so viel ausgestanden im Hause wegen dieses Opiumfläschchens, daß sie unbedacht und gereizt sagte: „Vielleicht war es Absicht, nicht Versehen.“

Einen Augenblick sah er sie prüfend an, dann meinte er ernst: „Schade! ich hatte mir eine andere Vorstellung von meines Chefs Tochter gemacht.“

Sie stutzte. Und ablehnend, fast feindlich erwiderte sie: „O . . . ich bin meines großen Vaters nicht würdig.“

„Hätte ich an „Absicht“ auch nur von fern gedacht, hätte ich Sie anders gezwickt mit bitteren Gegenmitteln,“ fuhr er fort.

„Um mir das Leben noch mehr zu verleiden? Das ist ja der übliche Weg der Erziehung . . .“

Er blieb einen Augenblick betroffen, da setzte sie hinzu: „Ist Ihnen das nie aufgefallen, daß man einen Menschen durch bittere Arzeneien unmöglich zur Lebensfreude befehren kann?“

Jetzt lachte er. „Sie sind doch ganz ihres Vaters Tochter. Sie haben, wie er, immer Recht und sehen weiter und tiefer als wir anderen.“

„Danke Ihnen für das, was sie über meinen Vater sagen — auf mich stimmts freilich nicht. Sie sind also gern bei Papa?“

„Wenn Sie wüßten, was ich in diesen paar Monaten — Wochen sind es sogar erst — von ihm gelernt habe. Jetzt weiß ich erst, was es heißt, geniale Diagnosen stellen. Mir scheint, als wäre ich noch kein Arzt, nur ein Handwerker gewesen, gar nicht in mein Fach eingedrungen, ehe ich unter seine Leitung kam.“

Marta hätte dem Mann am Liebsten die Hand gedrückt, so glücklich war sie über seine Worte. Ja, was hatte sie für einen Vater!

In dem Augenblick wurden ihr neue Tänzer vorgestellt, und sie erblickte in einem Knäuel junger Leute Kurt Rietburg. Dr. Moos trat einige Schritte zurück, in der Absicht, sobald als möglich sein Gespräch fortzusetzen. Als Marta Kurt gesehen, hatte auch er sie erkannt, zumal er sie erwartet hatte.

„Welche Überraschung,“ sagte sie. Es war freilich nicht so merkwürdig, wie es ihr erschien. Kurt war schon seit der Schulzeit mit dem Sohne des Hauses befreundet, und da er gestern sein Assessor-Examen bestanden, benutzte er den ersten freien Tag, um Marta Müllen zu sehen. Natürlich stöhnte er über die lange Lebenszeit, die ihm das Examen rite gestohlen, erging sich in drolligen Ergüssen über die verfehlten Einrichtungen in Staat und Gesellschaft. „Und ohne Sie, Fräulein Marta, hätte ich mein Examen überhaupt nicht gemacht.“

„Ohne mich?“ Sie mußte lachen, so froh wie seit langem nicht.

„Sie hatten mich so schön ermahnt — wissen Sie das nicht mehr? Sie standen am Anfang und auch am Ende dieser schwarzen Zeit. Morgen- und Abendstern.“ —

Sie wußte nichts zu antworten. Natürlich war es nur Scherz, aber es klang so lieb. Kurt fragte dann nach ihrem Aufenthalt in Wiesbaden. Er knüpfte an den zweiten August an, als ob seitdem nichts geschehen sei. Und Marta schien es, als sei seitdem eine Welt auf und unter gegangen. Durfte sie nach allem, was sie durchgemacht, eigentlich noch scherzen und tändeln? Trotz aller Überlegungen mußte sie es, die Freude über seinen Witz war stärker als alles.

Dr. Moos hatte also gemeint, er könne gleich wieder an seine Dame herantreten. Als er ihre lebhaftere Unterhaltung gewährte, wurde er jedoch unschlüssig. Sein erstes Gefühl war, daß ihm ein Unrecht geschähe, und seiner Art nach zog er sich verlezt ins Nebenzimmer zurück. Sie hatte ihn ganz vergessen, vielleicht garnicht beachtet, daß sie erst im Beginn eines Gesprächs gewesen . . . Als Assistent ihres Vaters hatte er doch ein gewisses Unrecht auf ihr Interesse. . .

Wohl eine halbe Stunde blieb er in einem der Nebenzimmer des großen Saales, in dessen einer Ecke zwei Finanzgrößen ihre Fachinteressen besprachen. Sie waren nur in die Gesellschaft gekommen, um einander und einen Dritten dort zu treffen. Da dieser Dritte nicht erschien, schickten sie sich an, ohne im entferntesten an eine Pflicht gegen die Wirte zu denken, möglichst unbemerkt zu verschwinden. Dr. Moos war inzwischen zum Entschluß gekommen, seine junge Patientin wieder einzufangen. Man muß eben um alles kämpfen auf Erden, selbst um einen Tanz. Er war ein guter Tänzer, aber zur Ausübung der Kunst seit seinen ersten Semestern selten gekommen. Jede freie Stunde widmete er der Musik, und viele freie hatte er überhaupt nicht. Dafür hatte er aber auch, nachdem er einige Jahre in Göttingen Assistent gewesen,

eine beneidete Stellung erreicht. Schon mit einunddreißig Jahren Privatdozent und erster Assistent des berühmten Frauenarztes an der Berliner Fakultät.

Und seit ein paar Tagen war ihm, als sollte dies Glück nicht allein gekommen sein, als sollte das tiefe Sehnen seiner Natur nach einer Häuslichkeit sich erfüllen. Früh verwaist, hatte er sie lange schon vermisst. Marta Müllen schien ihm das Ziel seines Strebens.

Er trat wieder in den Tanzsaal und sah sie gerade im Arm des jungen Mannes, den sie vorhin so freundschaftlich begrüßt hatte, vorbeirasen. Als ihre Tour beendet war, drängte er sich durch die Gäste. Da er schlank und groß und auffallend gewandt war, fiel ihm das nicht schwer. Nun stand er vor der kleinen Here mit den Madonnenaugen.

„Ich sah Sie im Nebenzimmer und wollte eigentlich zu Ihnen,“ begann sie, „um Ihnen zu danken, was ich bisher versäumt hatte. Lebensretter — das ist doch was! . . . Aber es wäre wohl ungehörig gewesen, Ihnen nachzulaufen?“

Ist sie kokett? Oder spottet sie über mich? dachte er.

„Es ist nämlich mein erster Ball, und ich bin noch unbeholfen,“ fuhr sie fort.

„Ihr erster Ball?“ Nicht kokett, nein, kindlich-natürlich war sie, ängstlich, das Rechte zu tun.

„Gefällt Ihnen denn Ihr erster Ball?“ fragte er, und er lächelte sie so gütig an, daß sie ihn „väterlich“ fand.

Sie hatten sich in eine Nische zurückgezogen. Kurt Rietburg tanzte gerade mit der Tochter des Hauses vorüber — gerade so wirbelnd wie eben mit ihr . . . Darüber vergaß sie zu antworten.

„Entspricht so ein Ball Ihrer Erwartung?“ wiederholte er.

Sie wurde verlegen. „O . . . ich bin eigentlich immer enttäuscht — also auch ein bisschen von einem Ball. Man hört zu viel davon . . . Ich dachte es mir wunder wie . . . Und es ist nicht schön, nicht häßlich — ist eigentlich banal und nüchtern. Lauter Menschen, die sich unter einander gleichgültig sind — und wie in einer großen Berechnung verliert sich jede einzelne Ziffer . . . Vielleicht war ich zu anspruchsvoll . . . Es klingt undankbar, denn die Wirte sind ja so freundlich . . .“ Sie hielt ganz bestürzt an.

„Sie werden wohl überall enttäuscht werden, Fräulein Marta,“ meinte er, während seine tiefen Augen sie förmlich studierten und in ihre Seele einzudringen schienen . . . Er wagte sich selbst nicht einzugestehen, was er in ihr zu sehen glaubte . . . Gerade alles, was er erträumt hatte! . . . Gab es das auf Erden . . . ? Und auf einem Ball sollte er es finden? Unmöglich. Und doch, er dachte an den von ihm so hoch verehrten Vater. Rudolph Müllens Tochter konnte schon etwas besonderes sein . . . Er glaubte an Vererbung . . . Aber was war das neulich gewesen, das mit dem Opium? Ein Schmerz bohrte in ihm. Dies Märchenkind und Gift?

Kurt Rietburg tanzte zum zweiten Mal vorbei, gerade als Dr. Moos sich mit Marta auch zum Walzer anschicken wollte . . . „Wer ist das,“ fragte er — fast gegen seinen Willen, als Marta wieder Kurt zulächelte.

Ein Vetter meiner Stiefmutter,“ erklärte sie schnell. „Ein sehr netter Mensch.“

Daß es ein Verwandter war, beruhigte Dr. Moos außerordentlich.

Marta brannte jetzt etwas auf der Seele, was sie sogar daran verhinderte, sich ihres ausgezeichneten Tänzers zu freuen.

„Nicht wahr,“ kam es schließlich heraus . . . „Sie verraten mich nicht . . . Sie sagen es Niemand . . . Es war sehr unrecht von mir, eigentlich ganz frivol, es zu sagen . . . Das mit dem . . . Lebensretter . . .“

Er verstand sie. Aber er selbst wollte gern Gewißheit haben . . . „Ich verrate Sie gewiß nicht, außerdem: Amtsgeheimnis . . . Aber sagen Sie mir wenigstens: warum?“

Sie wurde dunkelrot. Er ließ die Augen nicht von ihr; ihm war, als hinge sein eigen Schicksal schon jetzt von ihrer Antwort ab . . .

„Ich müßte . . . Andere schwer belasten,“ stotterte sie, „wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen wollte . . . Und lügen kann ich vor Ihnen nicht . . . Ich war wohl zu mutlos . . . Davon kam es . . . Ich . . .“ Es traten ihr Tränen in die Augen, und er machte sich sofort die größten Vorwürfe, sie so gequält zu haben. Es war unverantwortlich von ihm. Gerade er, ein Arzt, ein kleines ängstliches Gemüt so zu quälen! — Das alles sagte er ihr, überschüttete sich mit Vorwürfen, sie mit Entschuldigungen, führte sie zum Buffet, verlangte kategorisch, daß sie ein Sandwich esse und einen Schluck Wein trinke. — Sie lachte über so viel Fürsorge und fühlte sich so glücklich in seiner Hut, daß der Ball nicht mehr kalt und farblos, sondern warm und bunt auszusehen begann.

Da trat ihr Vater unvermutet an sie heran. Es war erst Elf Uhr, aber er befahl, sie solle sich unbemerkt entfernen, er wolle nach Haus. Morgen um acht habe er seine Vorlesung, auch fühle Hedwig sich ermüdet. Das Souper abzuwarten hätte keinen Sinn, sie könne ja zu Haus etwas essen . . .

Marta hatte gemeint, das Fest finge erst an, aber gegen des Vaters Befehl gab es kein Einwenden.

Der Geheimrat nickte seinem Assistenten zu, Marta reichte ihm die Hand und schwebte dann hinter ihrem Vater die Treppe hinab. Kurt Rietburg hatte es bemerkt und stürzte ihnen nach. Unten im Ablegezimmer der Damen beschwor er Hedwig, Marta doch da zu lassen, er würde für ihr Nachhausekommen sorgen. Schließlich machte er noch einen höchst drolligen Kniefall vor seiner Kusine; er wolle nicht um seine Tischdame kommen, sagte er, die Tochter seiner schönsten Base.

Hedwig war geschmeichelt, daß sie eine Gnade aus-
teilen konnte, und der kleine Vetter hatte ihrer Eitelkeit so
gut Rechnung getragen, daß sie schon Ja sagen wollte.
Der Geheimrat aber, der ungeduldig an der Tür geharrt,
bis diese Narrenspoffen beendet waren, fragte ungnädig :
„Seid Ihr noch nicht fertig?“

Hedwig legte ihm die Frage noch einmal vor.

„Unsinn,“ antwortete er energisch. „Beeilt Euch,
bitte,“ und wandte allen den Rücken und begab sich
zum Wagen.

„Wie kamst Du auf die Idee, Marta in der Obhut
eines jungen Mannes da zu lassen?“ fragte er im Wagen
seine Frau, die innerlich schon beschlossen hatte, Kurt
nächsten Sonntag zu Tisch zu laden, um diese Unfreund-
lichkeit gut zu machen.

„Du bist altfränkisch, Rudolph,“ erwiderte sie. „Heut
zu Tage gehen junge Mädchen allein auf Bälle. Ich
hatte mich vollständig von den Eltern emanzipiert . . .“

Der Geheimrat mochte wohl denken, daß schließlich
zwischen siebzehn und fünfundzwanzig doch noch ein Unter-
schied ist, er sagte aber nur flüsternd : „Du? Ja Du
warst stets eine Ausnahme . . .“

Marta saß halb verträumt auf dem Rücksitz des
Wagens . . . Eigentlich war es doch eine schöne Stunde

gewesen, dieser erste Ball, durch Kurt und Dr. Moos. Eigentlich soll es nach einem ersten Ball Einer sein — so steht es in Büchern. In ihrem Leben war aber nichts normal, alles anders, als sie es erträumte.

Zu Hause schalt der Vater, daß es fast Mitternacht geworden sei; für die Narrheit solcher Geselligkeit müsse er seine kostbare Zeit verlieren.

33.

Hedwig lud am nächsten Morgen Kurt für kommenden Sonntag zu Tisch ein. Um dies ihrem Mann, der in Kurt einen verschämten Anbeter seiner Frau witterte — Hedwig bestärkte ihn in der Meinung — mundgerechter zu machen, schrieb sie auch an seine drei Assistenten. Es sei höchste Zeit, daß er die Herren bei sich sähe, sagte sie dem Geheimrat. Dem Dr. Moos besonders sei man für seine neuliche Bemühung eine Aufmerksamkeit schuldig.

Das Diner wurde wieder beim Koch bestellt. Es war für Hedwig viel bequemer. Und auf „die paar hundert Mark“ kam es nicht an. All die vielen hundert, auf die es „nicht ankam“, wuchsen im Monat auf Zehntausende. Da sie ihres Mannes Bankkonto zur Verfügung hatte, ging das Beschaffen des Geldes leicht. Hedwigs ganze Denken und Trachten ging jetzt in der neuen Villa auf. Heimlich hatte sie dort einige Zimmer schon fertig stellen lassen. Nur Marta und Frau Witzel wußten darum. Der Geheimrat sollte damit überrascht werden. Hedwig sprach morgens und abends davon, was er für Augen machen würde. Sie betonte immer, wie sie es verstände, ihm das Leben bequem zu machen, ihn ganz

seiner Wissenschaft zu erhalten! Am Umzugstage konnte er schon im neuen Haus seine Sprechstunde abhalten.

Marta dachte jenes Abends, wo Hedwig den Vater so herabgesetzt hatte im Gespräch, ihn mit dem Onkel Nordheim vergleichend. Lange hatte die Schwärmerei für Maregno nicht gedauert, war bald in Haß umgeschlagen. Sie begriff es nicht recht. Sollte Hedwig sich Vorwürfe machen? Wie mochte es in ihrem Gewissen aussehen? Hedwig zischte jetzt förmlich, wurden Nordheims nur erwähnt.

Bei der weiteren Hauseinrichtung fragte Marta sich bang, ob Hedwigs Pläne nicht gar zu kostspielig seien? Wie sollte der Vater solche Summen verdienen? Hieß das wirklich, sein Leben „bequem“ machen?

Das Haus selbst war höchst unpraktisch gebaut und, wie der Geheimrat am ersten Tage angedeutet, viel zu klein für die Familie. Ein Sonderling hatte es sich nach eigenen Ideen bauen lassen, keines Baumeisters Rat gehört, weil er meinte, genügende Sachkenntnis selbst zu besitzen. Halb Berlin hatte über dies drollige einstöckige Haus eine Weile gelacht. Denn der Mann war mit seinen eigenen Ideen nie recht ins Reine gekommen, hatte an- und umgebaut und war gestorben, ehe er sein Ideal verwirklicht hatte. Zwei Jahre hatte die verbaute Villa leer gestanden, bis Hedwig, durch einen schlauen Agenten aufgestachelt, in Leidenschaft zu ihr entbrannte. Ohne sich zu besinnen, hatte sie zugegriffen, und der weltunkundige Geheimrat ließ sich von ihr einreden, solch ein Haus zu solchem Preise, das wäre ein unglaubliches Glück, nur ihrer findigen Schlaueit wäre das zu verdanken.

Das Gebäude bot eigentlich nur acht schöne Zimmer, die um einen Mittelsturz mit Oberlicht herumlagen. Das übrige waren Korridore und ein paar niedrige Dachkammern.

In denen sollten Marta, Lotte, die Bonne und zwei Mädchen untergebracht werden — das übrige Personal im Souterrain, wo auch die Küche lag. Der Ausgang zu diesen Dachkammern, die nur runde Ochsenaugen-fenster hatten, war miserabel, nur über die Hintertreppe. Die bisherige Wohnung der Familie war weit geräumiger und halb so kostspielig gewesen. Aber Hedwig wollte das nicht einsehen.

Im Winter kam der Reiz der Villa, ihre Lage mitten im Garten, nicht zur Geltung. Marta war wirklich entsetzt, als sie den kleinen niedrigen Raum sah, der für sie bestimmt war, und konnte sich kaum der Tränen erwehren — zumal es anfangs noch hieß, sie solle ihn mit Lotte teilen. „Wohnen“ könne sie ja in dem sehr schön hergerichteten zweiten Entree mit Oberlicht. Sie bat um ein Zimmerchen für sich allein. Hedwig schalt sie anspruchsvoll und egoistisch — schließlich wurde es ihr aber doch in Aussicht gestellt.

Frau Winkel war in ihrem Entsetzen über die neue Behausung ganz der Meinung Martas. Auch sie fand die ganze Herrlichkeit höchst unpraktisch. Nicht einmal für das erwartete Baby waren die nötigen Zimmer. Und wenn ein zweites käme, müsse schon angebaut werden.

Angebaut! Dies Wort weckte neue Träume in Hedwig. Noch war sie nicht im Haus drin, da flüsterte sie es Marta schon zu: im Sommer ließe sie eine Etage aufsetzen, dann hätten sie zwanzig Zimmer, mit weniger käme sie auch nicht aus . . .

Es war der letzte Sonntag in der alten Wohnung, als Hedwig ihre kleine Gesellschaft gab. Marta hatte sich darauf gefreut, ihren Lebensretter und Kurt Rietburg wiederzusehen. Aber Dr. Moos war vor seinem Chef

ein anderer als mit ihr allein. Er schien nur ihn zu sehen, ihm zu lauschen, ihm gefallen zu wollen.

Es war eine neue aber für Marta garnicht unangenehme Erfahrung, wie überwältigend die Persönlichkeit ihres Vaters auch außerhalb des Dienstes wirkte. Es tat ihr wohl und machte ihr Dr. Walter Moos noch sympathischer, daß er so unter dem Banne seines Chefs stand.

Kurt Rietburg war sehr gut aufgelegt. Ihm flöste Hedwigs Gatte nicht so übertriebene Ehrfurcht ein. Und dem Unnahbaren schien das zu gefallen. Er lächelte gutmütig bei Kurts Einfällen. Und als er nach Tisch Klavier spielte — alles auswendig, jede Erinnerung mit eigener Phantasie durchsetzt, zum Verwundern wirklicher Musikkenner, aber zum Ergötzen aller Laien — stellte sich der Geheimrat sogar dicht an den Flügel und hatte sein Gefallen an dem Potpourri.

Es schien Marta, als habe sie lange kein so hübsches deutsches Familienbild gesehen, wie diese Stunde sie bot: Ein Sonntag-Nachmittag in einem glücklichen Heim. Hedwig am eleganten Theetisch beschäftigt, heitere Töne den großen Raum durchschwirrend, in dessen einer Ecke Lotte mit Mademoiselles Hülfe eine Puppe für die Armenbescheerung anzog — und der Hausherr mit dem bedeutenden Gesicht seine eigenen menschenlösenden Gedanken spinnend.

Und dann überkam es sie, wie doch alles nur Schein, dies Bild im Grunde unwahr, gefälscht sei . . . Sie hätte schluchzen mögen . . . So konnte, so durfte es doch nicht überall im Leben sein! Wo war denn Wahrheit, wo aufrichtiges Gefühl, das den Menschen bis in den Kern des Seins durchdrang, zu finden, wenn nicht einmal in der Familie? Was Hedwig sagte und was sie dachte und tat, waren stets drei von einander verschiedene Dinge . . . Wenn

man hier den Anwesenden Kopf und Herz plötzlich durchleuchten könnte, was würde man erblicken?

Nur bei Einem, bei ihrem Vater, war eine Übereinstimmung zwischen Sein und Schein. Er war einheitlich. Aber kein anderer, den sie sonst im Leben getroffen. Und sie selbst? Wie oft hatte sie geschwiegen. Wie viel verstecken müssen. Ja, aber nicht aus Vorteil für sich, nur aus Rücksicht auf andere. . . War das erlaubt? War das nicht auch unwahr? Ein Sehnen nach absoluter Wahrheit überkam sie. — Aber gab es die irgendwo?

Das Klavierspiel brach ab. Hedwig hatte Kurt aufgefordert, ihr ein Lied zu begleiten, ihr Mann höre sie so gern singen. Es war natürlich eine klägliche Leistung. Sie hatte nie viel Stimme gehabt und in Folge ihres Zustands kamen die Töne gedrückt und unrein heraus. Marta litt direkt darunter. Merkte der Vater es nicht? Hedwig selbst amüsierte sich beim Singen königlich und konnte kein Ende finden. So lange sie sang, verließ der Geheimrat das Zimmer nicht. Die jungen Herren, besonders Dr. Moos, hatten gehofft, der Chef würde sich zurückziehen, damit sie auch einmal ein freies Wort reden könnten. Da er aber keine Anstalt dazu traf und es immer später wurde, benutzte Dr. Moos den Schluß eines Liedes, um sich zu erheben.

Darauf schien der Hausherr nur gewartet zu haben, denn er sagte sofort: „Sie werden es eilig haben. Auch meine Arbeit wartet bereits. Danke Ihnen, meine Herren, daß Sie mir Ihren Sonntag geschenkt haben.“ Damit waren sie entlassen.

Kurt mußte sich, da der Geheimrat auch ihm die Hand reichte, nolens volens den andern drei Herren anschließen.

Als alle fort waren, merkte Marta, wie sehr es sie

enttäuschte, daß auch Kurt fortgegangen und kein persönliches Wort für sie abgefallen war. Sie hatte sich so lange auf diesen Sonntag gefreut. . .

Da klingelte es. Sie wußte, daß es Wintzels sein mußten, die jeden Sonntag Abend erschienen, wenn sie nicht schon Mittags da gewesen waren. Nach Friedenau kam der Geheimrat aus Zeitmangel nie, Hedwig auch nur selten. Desto mehr waren die Eltern in der Stadt, und wenn Hans mit kam, war es für Marta nach wie vor eine Strafe. Die Bonne und Lotte genügten ihm nicht zum Kartenspiel. Marta mußte als Vierte, und weil er einen Prügels Jungen brauchte, dabei sein. Also diese angenehmen Stunden standen ihr wieder bevor.

Doch welche Überraschung! Es durchzuckte Marta warm. Das war zu geschickt! Wintzels hatten nicht weit von der Haustür die vier Herren getroffen, Kurt sich sofort von den übrigen verabschiedet, um sich an Onkel Wintzels Arm zu hängen. In eifrigem Gespräch war er mit ihm die Treppe hinaufgestiegen, und als er zu zögern vorgab, hatte Papa Wintzel darauf bestanden, der gute Junge müsse mit ihnen den Abend bei Hedwig zubringen. Zweimal ließ er sich nicht auffordern, sondern folgte der ersten Bitte.

Hedwig fand es ganz natürlich, daß Kurt mit ihren Eltern wieder umgekehrt sei; nach Tisch konnten sie ja noch ein bisschen musizieren. Marta wurde dunkelrot vor Freude. Wenn Papa in seinem Arbeitszimmer, Hedwig mit ihren Eltern war, fühlten die Kinder sich am freiesten. Es herrschte dann eine weniger schwere Atmosphäre im Wohnzimmer. Papa Wintzel liebte frohe Gesichter und gab selbst das gute Beispiel. Besonders bei seiner Tochter, die ihm alle erdenklichen Delikatessen vorsetzte, fühlte er sich kreuzfidel — der Schwiegersohn bedrückte ihn leicht.

Hedwig war zwar tyrannisch und duldeten keinen Widerspruch, aber wenn man ihr zum Munde redete, war sie die aufopferndste Tochter, schleppte das Schönste aus Küche und Keller für die Eltern heran. Fürs erste war noch nicht Essenszeit. Für „die Kinder“ gabs aber schon eine große Tüte zum Verspielen, die Hedwig ihrem Liebling Hans brachte, und die er lieber allein für sich behielt.

Schließlich bat er Kurt und Marta, sie möchten doch an dem Kartenspiel, das er mit Mademoiselle und Lotte begonnen, teilnehmen. Kurt war zu jedem Spiel und Scherz aufgelegt, Marta konnte sich nie einer gewissen Bangigkeit entschlagen, wenn Hans im Zimmer war. Eine Weile ging es aber ganz gesittet zu. Kurt war so witzig, daß die Kinder nicht aus dem Lachen kamen und Marta vor Glück alle Sorge vergaß — sie fühlte wohl, es galt ihr, jeder Scherz war auf sie gemünzt, jeder Pfeil für sie abgeschneilt.

„Warum sagt Ihr Euch nicht „Du“?“ fing Hans plötzlich an, auf Marta und Kurtweisend. „Marta ist doch noch keine Dame, eine alte Schaute ist sie . . .“

Lotte bog sich vor Lachen; sie wartete schon lange auf die üblichen Ausfälle gegen Marta. Kurt runzelte die Stirn: „Benimm Dich anständig, Hans, sonst spielen wir nicht weiter mit.“

„Anständig? Du benimmst Dich ja selbst nicht anständig, machst dieser Klapperschlange den Hof — schönen Geschmack hast Du . . .“ versetzte der freche Bube.

Kurt sprang auf, augenscheinlich, um den jungen Vetter handgreiflich mores zu lehren. Marta war ihm aber zuvor gekommen, stellte sich zwischen sie und bat: „Lassen Sie ihn, was ein Esel von mir spricht . . . Wir wollen lieber ins Nebenzimmer gehen . . .“

Nun wurde Hans wild. Marta hätte ihn Esel

genannt, von dem verrückten Frauenzimmer ließe er sich nichts gefallen. Er brüllte förmlich, bis Hedwig ins Zimmer stürzte.

Kurt erwartete natürlich, daß sie ihrem Bruder seine Ungezogenheit verwies; er sagte ihr etwas in diesem Sinne. Hedwig aber entgegnete hochmütig schroff, Hans lieblosend: sie hielt es für einen Vorzug, durchaus nicht für eine Freundlichkeit, wenn man mit Hans spielen dürfe; in ihrem Haus sei ihr Bruder der Ehrengast, und wer sich mit ihm nicht stellen könne, der möge nur fortgehen.

Kurt verbeugte sich wortlos vor ihr und ging dem Entree zu. Marta, tief beschämt, begleitete ihn, ohne recht zu wissen, was sie tat.

„Bitte, gehen Sie nicht fort,“ entschlüpfte es ihr leise, sie streckte ihm in ihrer Verlegenheit, um Hedwigs Grobheit wieder gut zu machen, beide Hände hin. Er, auch erregt und sich mühsam zusammen nehmend, küßte sie abwechselnd, erst die linke, dann die rechte. „Armes kleines Mädchen! Arme Kleine,“ murmelte er dabei.

Einen Augenblick war ihm, als müsse er dies gescholtene Kind in die Arme schließen, aber er riß seinen Überzieher vom Riegel und stürzte mit ihm in der Hand die Treppe hinab.

Die „bodenlose Gemeinheit“ Hedwigs, das Mitleid mit der zitternden Marta hatten seine keimenden Gefühle für die Kleine schnell zur Reife gebracht. Er mußte faktisch davon eilen, um dies Kind nicht zu überrumpeln. Er durfte doch noch nicht reden, mußte ihr erst Zeit lassen, sich in der Welt umzusehen. Es wäre ein Unrecht gewesen, ein Verbrechen, sie jetzt schon zu binden. Er selbst aber, er war gebunden. Das fühlte er wieder, wie im Sommer: Die oder Keine.

Marta wollte sich vom Flur in ihr Zimmer schleichen, da kam aber der Papa Witzel aus Hedwigs Boudoir heraus, um Kurt als Vierten zur Whistpartie zu holen. Er spielte nicht gern mit dem Strohmann.

Der gute Junge schon fort? Hedwig schimpfte auf ihn, er habe sich erdreistet Unverschämtheit, ohne Abschied fort . . . Könne lange warten, bis er wieder eingeladen würde . . . ein Habenichts . . . aufgeblasen . . . so gegen ihren Hans, den süßen Hans sich zu benehmen . . . Es ging eine lange Zeit so weiter im Monolog.

Marta wurde zum Whist befohlen. Wurde immerfort angefahren; Hedwig verbat sich „das Maulen,“ Hedwig empörte sich über ihr Spiel, wenn sie gute Karten hatte, hatte sie aber schlechte oder machte gar einen Fehler, dann erst recht.

Das waren die üblichen Sonntagabende, und Marta war es schon gewohnt.

34.

Der nächste Morgen brachte schon früh die Umzugsleute.

Hedwig dachte nur an ihre Überraschung in der Hohenzollernstraße. Der Geheimrat war aus der alten Wohnung fortgefahren, mit dem Versprechen, um ein Uhr in der neuen zu sein. Marta beobachtete ihn, ob wohl ein Gedanke beim letzten Abschied aus den Räumen, in denen ihre Mutter noch gelebt und in denen sie gestorben war, ihn bewegte? Nichts merkte sie an ihm. Aber gerade, daß sie nichts sah, daß er nicht einmal einen Blick zurück oder auf sie warf — ließ sie glauben, er sei

innerlich bewegt. Es war ja nie seine Art, etwas zu zeigen.

Hedwig hatte ihm lächelnd erzählt, sie Beide würden wie bei einem Picknik Brot und Fleisch, à la Turca auf dem Fußboden kauend, dort verspeisen — das Salz und Brot des Willkommens wolle sie allein ihm reichen. Sie hatte aber längst beim Koch ein großartiges Frühstück bestellt und ihre Eltern eingeladen. Die Zimmer ihres Mannes waren nagelneu und fix und fertig prächtig eingerichtet, ebenso das Esszimmer und Schlafzimmer. Für die Bibliothek waren neue, höchst praktische Schränke angeschafft, der größte Teil der Bücher auch schon heimlich eingeräumt worden. Die vorhandene alte Einrichtung sollte für die übrigen Zimmer verwendet werden.

Hedwig hielt sich für ebenso praktisch wie künstlerisch begabt. Ihre nüchterne Mutter hatte sie anfangs auf die vielen Mängel ihrer neuen Einrichtung aufmerksam gemacht. Da aber jeder Einwand eine Scene heraufbeschwor, jedes Gespräch, in dem sie die Tochter nicht lobte, mit einem Zanf endete — hatte Frau Witzel gelernt, Hedwig gegenüber zu schweigen. Herr Witzel sagte seiner Frau bei jeder Kritik immer: „Verdirb dem guten Kind, der Hedwig, doch nicht die Freude.“ So ergoß Frau Witzel ihre gekränkte Seele in Martas Brust. Einen mußte sie haben. Denn was Hedwig da trieb, war purer Wahnsinn und mußte zum Bankrott führen. Marta sah den schon lange voraus.

Die Hauptsache an der Villa schien für Hedwig das Treibhaus zu sein, das vom Wartezimmer des Geheimrats in den Garten führte. Ehe nur ein Stuhl im Haus stand, war es mit Palmen und Orchideen angefüllt. Was sollte eine praktische Frau wie Frau Witzel dazu sagen?

Hedwig begab sich am Umzugstag, sowie ihr Mann fort war, in die neue Wohnung, Marta blieb in der alten zurück. Die neue Herrin ging stolz in den Gemächern auf und ab, sah in alle Spiegel, bewunderte das Service — das hatte sie, und gleich für fünfzig Personen, bei der königlichen Manufaktur sich bestellt. Es sah so einfach aus — ganz weiß, mit gepressten Blumen und goldenem Rand. Sie hatte die Absicht, ihrem Manne zu sagen, es sei das Billigste, das sie gefunden. Er hatte von Preisen keine Ahnung. Neulich hatte sie ihm vorgeredet, ihren Pelzmantel, der dreitausend gekostet, habe sie unter der Hand, als Gelegenheitskauf, für hundert Mark bekommen. Darauf hatte er noch gemeint: „Na, hundert Mark ist immer schon ein schön Stück Geld“. . . Eine Flasche Bordeaux für fünfundzwanzig Mark dagegen fand er garnicht teuer. „Sehr preiswert“ hatte er den Wein genannt. Er hatte eben keinen Maßstab und überließ ihr alles, selbst den Keller, von dem sie gar nichts verstand. Da sie ihm von ihrem „fabelhaften praktischen Genie“ vor schwärmte, glaubte er ihr blind.

Vom Eßtiſch begab sich Hedwig ins Souterrain, wo die Köchin, der Portier und die sonst neu engagierten Hilfskräfte schon tätig waren. Alle Leute, die Hedwig engagierte, waren anfangs „ganz besonders tüchtig,“ bis sie — meist schon nach acht Tagen — als „unglaublich unfähig, gänzlich verkommen und frech“ fortgejagt wurden.

Bis Ein Uhr war noch Zeit. Hedwig setzte sich im Treibhaus nieder. Sie fühlte sich namenlos glücklich. Das Ziel ihrer Wünsche, aller Wünsche, hatte sie durch die Heirat erreicht. Jetzt blieb nur noch übrig, daß das erwartete Kind ein Knabe war. Von der ersten Frau waren nur Töchter am Leben, also mußte sie gleich einen Sohn haben, um sie gänzlich auszustechen.

In der alten Wohnung kämpfte unterdessen Marta mit ihren Erinnerungen und ihrer eigenen Unfähigkeit . . . Sie überzeugte sich schnell, daß die Packer alles besser machten als sie. Aber es dauerte länger, als Hedwig berechnet hatte — und das würde ihr wieder eine Szene eintragen. So ging Marta sorgenvoll durch die verwüsteten Räume. Lotte hatte man schon um neun mit der Bonne nach Friedenau zu Winkels gesandt. Marta war also ganz allein und konnte sich allen sentimentalischen Abschiedsgedanken hingeben, während um sie herum gehämmert und gelärmt wurde.

Da hörte sie an der offenen Tür leichte Schritte. Sie trat näher . . . Kurt Rietburg! . . .

Gestern bei Tisch hatte er davon reden gehört, daß Marta allein im alten Hause die Aufsicht führen werde. Die Kleine dort allein . . . Das wollte ihm nicht aus dem Sinn. Er hatte ihr nämlich einen sehr verständigen Brief mitväterlichen Ratschlägen noch am Abend geschrieben, in Bezug auf die Stellung von Stiefkindern im Allgemeinen und im Besonderen. Mit dem Ausdruck seiner Gefühle hatte er geschlossen, hatte betont, daß nur ihre Jugend und Unerfahrenheit ihn hindere, offen zu bekennen, was sie ihm sei. . . . Diesen Brief konnte er nicht der Post anvertrauen. Auch schien ihm, als gäbe es nichts wichtigeres auf Erden, als daß sie diese Zeilen lese. Vielleicht lag ein Nebel über seinem sonst leidlich klaren und praktischen Verstande. Doch sah er klar, daß ihm irgend etwas Ungewöhnliches geschehen — er sah die leise Bewegung immer wieder, die Marta ihm entgegen gemacht hatte, als er ihre Hände geküßt. Es müßte berauschend sein, wenn sie sich einmal an ihn anschmiegen wollte . . . Wenn er sie wieder sähe und sie diese leise, unbewußte Bewegung wiederholen sollte — so wäre er im Stande,

trotz aller guten Vorsätze, sie in beide Arme zu schließen. Es wäre ein Raub, ein Verbrechen an diesem reinen Kinde . . . Nein, er dürfte es auch nicht tun . . . Doch er meinte nur, die Versuchung würde groß sein.

Dennoch trieb es ihn zum Kronprinzenufer, wo sie allein mit den so oft rüden Umzugsleuten sein sollte. Unterwegs kaufte er einige Veilchen. Den Brief in der Hand, schlich er leise wie ein Verbrecher die Treppe hinauf.

Und nun stand sie auf dem Flur, gerade vor ihm, hinter der angelegten Tür, an demselben Platz, wo er sie gestern gesehen . . .

Sie stotterte: „Kurt.“ Und er stand vor ihr. Lautes Hämmern in dem einen Zimmer, Klappern, Rascheln in dem andern. Und alle Türen nur angelehnt.

Sein Plaudergenie war entschwunden. „Ich wollte gern Sie . . . daß Du“ — sie hatten gestern auf Hedwigs Geheiß die Vettern-Brüderschaft bei Tisch getrunken — „diesen Brief aufmerksam durchläsest . . . Ich wollte Dir helfen. Du hast ja keinen Bruder . . .“ dabei lächelte er mit erheuchelter Sicherheit. Denn Sicherheit empfand er nicht, ein blödes Zittern in allen Gliedern. — Vielleicht machte ihn das Gehämmere so nervös . . . Hätte sie nur nicht so dicht vor ihm gestanden: „Kleine süße Marta“, flüsterte er und küßte sie auf den Mund.

Solch ein Kuß . . . Nicht einer, drei, vier — oder war es doch nur einer, der kein Ende fand?

Sie wußte nicht, wie ihr geschehen.

Er lehnte sich an die Wand; die Augen hatte er halb geschlossen, ein seliges Lächeln verklärte sein Gesicht, beide Arme schlang er um sie und sog mit seinen zarten Lippen leise an ihrem halbgeöffneten Mund.

„Willst Du mir ein Bruder sein?“ hauchte sie zärtlich, unfähig sich aus seinem Arm zu lösen . . .

Wie kam das nur? Er war so lieb und süß. Ein Bruder, hatte er früher ja selbst gesagt. . .

Nur trat sie einen Schritt zurück, und er kam zu sich. Wie war das nur geschehen?

Aber nun er sie einmal geküßt, waren seine Widerstandskraft, seine guten Vorsätze gebrochen. Er mußte sie noch einmal und noch einmal küssen.

„Kleiner Bruder,“ wiederholte sie, verlegen, scheu, gebannt.

„Nein, großer Bruder . . .“ entgegnete er, wie im Traum.

Es zeigte sich ein Mann mit einer großen Kiste auf der Schulter an der einen Seite des dunklen Flures.

„Lies nur den Brief erst . . . lies . . .“ und damit riß er sich los und eilte die Treppe hinunter.

Sie hielt den Brief in der Hand, auch das Veilchensträußchen, für das sie sich nicht einmal bedankt hatte. Sie mußte ihm sofort schreiben. Wie hatte sie das nur vergessen können! So schöne, frische, duftende Veilchen. Ihre Wangen glühten . . . Es war alles so schnell gegangen. Und sein Kuß . . . sein verzaubernder Kuß . . . Sie möchte wohl noch einmal so von ihm geküßt werden, seiner Lippen Bewegung angstvoll und doch glücklich folgen.

Plötzlich stürzte sie ins nächste Zimmer ans Fenster; gewiß konnte sie ihm noch zuwinken, ihn wenigstens mit den Augen begleiten.

Sie erblickte ihn noch, aber bereits in ziemlicher Entfernung vom Hause, leichten, graziösen Schritts davon-eilen . . . Augenscheinlich ging er zum Lehrter Bahnhof. Hätte er sich nur einmal umgesehen!

Es war ein merkwürdig warmer Dezembertag. Wie eine Ahnung künftigen Frühlings lag es über den kahlen

Bäumen und selbst das Wasser schien weniger farblos als sonst . . .

Mit einem Mal fröstelte es Marta . . Sie gedachte jenes Novembertags, sah den Trauerzug, der ihre Mutter davon trug, über die Brücke fahren . . . O Gott, es war dasselbe Fenster.

Kaum ein Jahr her. Und eben hatte sie einem Fremden, den Mama nie gesehen, mit dem Veilchenstrauß zuwinken wollen, hatte an seinen Kuß gedacht . . . Aber Mama hätte ihn gewiß gern gehabt, ganz gewiß . . . Das beruhigte sie.

Sie schloß das Fenster und suchte sich einen Winkel, um seinen Brief zu lesen. Zuerst bewunderte sie die Handschrift, dann den Inhalt. Er schrieb, sie solle sich immer sagen, daß sie ihrem Vater die Frau nicht hätte ersetzen können, daher keinen Eindringling in Hedwig sehen. Auch solle sie sich vorhalten, wie viel trauriger es noch wäre, wenn die Stelle der Mutter ganz unbefetzt geblieben wäre und der Vater täglich darunter litte. Wie die Dinge nun einmal liegen, leide doch wenigstens kein anderer als sie, Marta, und bei ihrem lieben, großen Herzen würde dies Bewußtsein ihr alles Schwere, was sie als Stieftochter ertragen müsse, erleichtern helfen. Aber damit war das Schreiben nicht zu Ende.

Ein Schlusssatz kam noch, etwas Süßes, Unbegreifliches: Kurt Rietburg sagte, daß ihm Marta das Höchste auf Erden sei, daß er sich aber gänzlich unwert ihrer fühle. Er habe ihr noch nichts zu bieten — außer seinem Herzen. Dies gehöre ihr für immer, sie könne vollkommen über ihn verfügen. Sie aber sei frei und müsse es noch Jahr und Tag bleiben, um sich in der Welt umzusehen, um zu vergleichen . . . Er habe sich bereits lange um-

gesehen und nie ihres Gleichen erblickt, würde es auch nicht, selbst wenn er hundert Jahre leben sollte". . .

Marta bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Solch ein edler Mensch! Solch ein Glück, von ihm geliebt zu werden. Sie, die nicht wert war, seinen Schuhriemen zu lösen. Wenn er durch sein Herz gebunden war, so war sie es auch . . . Sie eilte an ihren Koffer, der noch nicht aufgeladen war und schrieb ihm das. Schrieb in bangen, scheuen Worten, sie sei seiner nicht wert, aber wenn er sie zur Frau nehmen möchte, wäre sie namenlos beglückt. Und dann saß sie still glücklich, mit Tränen in den Augen da. Nun war sie mit ihm verlobt.

Ja, das war Liebe. Nichts Ängstliches, nichts Banges. Süßigkeit und Seligkeit, Zartheit und Vertrauen. Nun wußte sie: sein Kuß, das war die Liebe.

35.

Vier Uhr Nachmittags war es geworden, als Frau Witzel erregt und atemlos bei Marta in der fast leeren Wohnung anlangte. Da keine Stühle mehr da waren, setzten sie sich Beide auf eine Kiste.

„Was ist denn geschehen,“ fragte Marta lachend.
„Alles abgebrannt?“

Sie kam jetzt sehr gut mit Frau Witzel aus, und Frau Witzel hatte das Mädchen sogar gern. Sie hatten sich aneinander gewöhnt, die Gemeinsamkeit der Interessen führte sie oft zusammen, das Gegensätzliche war geschwunden. Seit Hedwig sich als unumschränkte Gebieterin ihres Mannes, sowohl seiner Vergangenheit wie seiner Gegenwart und Zukunft, erwiesen, war Frau Witzels Gluckensstandpunkt überflüssig geworden. Anfangs hatte

sie nur ihres Kindes Interessen verfochten, hatte sie gefährdet geglaubt durch die Tochter der ersten Frau.

Das war vorbei. Und nun mochte sie das Mädchen, so an und für sich genommen, sehr gern. Sie war ein bischen apart. Und für das „Aparte“ hatte Niele Winzel immer geschwärmt, weil es in ihrer Familie nicht gerade häufig war. Martas naive Urtuglichkeit, ihr Sinn für Humor, der sich erst in den letzten Monaten entwickelt hatte, amüsierten Hedwigs Mutter. Instinktiv fühlte Marta das und begann zu lächeln oder zu übertreiben, sowie Frau Winzel nur in Sicht kam. Wie zwei Gleichaltrige verkehrten sie mit einander.

„Das war eine Geschichte! Du kannst es Dir garnicht schlimm genug vorstellen!“

Marta horchte bedenklich auf, fast mit schlechtem Gewissen; sie merkte aber sofort, daß sie nicht in Frage stand.

Der Geheimrat war ahnungslos zu dem „improvisierten“ Frühstück in die neue Wohnung gefahren. Die bekränzte Tür und „Heil dem Hausherrn“ hatten ihn schon stark verstimmt. Er haßte alles, was nach Demonstration und Feierlichkeit ausah. Hedwig im Gegenteil schwärmte für Klimbim und hätte am Liebsten die ganze Straße an diesem „Einzug“ teilnehmen lassen.

Als der Geheimrat nun aber die Einrichtung erblickte — Hedwig hatte im letzten Augenblick noch einen Kerl telephonisch bestellt, der im Hintergrunde des Oberlichtraums Tuschblies — wie also der Hausherr seine Zimmer betrat, verlor er einfach seine Haltung. Er war außer sich. „Ob sie ihn an den Bettelstab bringen wolle?“ förmlich händeringend, in einem Wutparoxysmus stieß er es hervor. Marta zitterte an allen Gliedern, wie sie an den armen Vater und seinen Jörn dachte. Wenn er nur nicht krank würde von solcher Erregung!

Frau Witzel berichtete weiter, sie hätte in ihrem ganzen Leben keinen Menschen so toben und fluchen gehört. Anfangs hätte Hedwig ihm die Stange gehalten, ja sogar heiter gelacht: „für ihn wäre ihr nichts schön und gut genug“ und dergleichen. Schließlich hatte er aber in seiner sinnlosen Heftigkeit verlangt, daß die ganze neue Einrichtung sofort dem Möbelhändler zurückgestellt würde — aber sofort, er wolle selbst telephonieren, verlange nur die Adresse. Abstandsgeld wolle er gern zahlen, aber ruinieren lasse er sich nicht. Er sei ja noch bei Verstand, nicht wie seine Frau, die in's Irrenhaus gehöre. Er wolle seine liebe alte Einrichtung wieder haben, die eigentlich schon viel zu prunkvoll für einen einfachen Professor sei . . .

Hedwig war schließlich auch aus dem Häuschen geraten und hatte kein Blatt vor den Mund genommen. Sie wolle nicht in den alten Scharfeten weiterleben, die voll von seinen Erinnerungen seien, sie habe auch ein Anrecht auf ein eigenes Leben Hätte sie gewußt, daß sie immer zurückstehen solle vor der ersten Frau, würde sie ihr junges Leben ihm nicht so hirnverbrannt geopfert haben . . . So sähe also seine Liebe aus! . . . Kurz sie hatte ihn noch überboten.

Frau Witzel als praktische Frau hatte vor allem aus eigener Tasche schnell den Tuschbläser bezahlt und fortgeschickt. Dann — denn der Geheimrat sei augenscheinlich nervös vor Hunger gewesen — das Essen bestellt. Hedwig war mit der Tirade: sie habe alles nur aus Liebe getan und so würde es ihr gelohnt — ins Schlafzimmer gegangen und hatte sich dort eingeschlossen.

Vater und Mutter Witzel saßen nun wortlos mit dem Geheimrat am gedeckten Tisch . . . Er tobte weiter. Auf Nadeln und Kohlen hätten sie sich gefühlt, immer in der Erwartung, er würde sie zum Tempel hinauswerfen.

Nach der ausgezeichneten Hummer-Vorspeise habe das Gewitter angefangen sich grollend zu verziehen. — Er habe seine Schwiegermutter ersucht, Hedwig zum Essen zu bringen. Sie ließ sich aber nicht erweichen.

Nach einiger Zeit äußerte er, sie habe es gut gemeint, aber gar keinen Begriff vom Geld.

Schließlich stand er auf, um sie zu holen. Sie öffnete aber nicht gleich die Thür.

Das gute Essen litt stark unter dieser Verzögerung. Mehr als eine Viertelstunde dauerte es, bis der Geheimrat endlich mit Hedwig erschien. Nun war sie unausstehlich gegen ihn, ließ es ihn stark entgelten, daß er ihr alle Freude verdorben hatte. Er dagegen versuchte auf jede Weise seine Heftigkeit wieder gut zu machen.

Damit verging die zweite Hälfte des Essens — bittere Ausbrüche von Hedwig, Liebenswürdigkeiten von Seiten ihres Mannes, verlegenes Schweigen der beiden Unbetheiligten.

Zur Sprechstunde meldeten sich schon Leute. „Das war nicht wunderbar, da der Wohnungswechsel lange bekannt gegeben worden, wunderbar war nur,“ schloß Frau Witzel, „Hedwigs Glück: Unter den Patienten war ein Russe, der für eine Consultation, in der er alle eigenen und alle Krankheiten seiner Frau besprochen, fünfhundert Mark auf den Tisch legte!“ Dein Vater brachte das Geld gleich seiner Frau, „um seine Schlechtigkeit wieder gut zu machen,“ sagte er. Ich glaube, er meint, mit fünfhundert könnte der Umzug bestritten werden.“ —

Hedwig aber hatte das Geld nicht angenommen, sondern immer nur gesagt: er möge sich hinfort allein um sein Haus kümmern, sie müsse ja „unter Kuratel“ gesetzt werden . . .

Marta hätte aufschreien mögen bei dem Gedanken, wie diese Frau ihren Vater quälte. Wie recht hatte er, sein erarbeitetes Geld schützen zu wollen, aber dem Weib war ja sein Schweiß nicht heilig. Sie wollte nur jede Laune, jeden Ehrgeiz befriedigen.

Frau Witzel fühlte, nachdem sie sich ausgesprochen etwas wie Gewissensbisse, daß sie das Mädel gegen die Stiefmama aufgehetzt habe. Marta sagte kein Wort.

Sie kam erst spät Abends ins neue Haus. Es war ihr eigen, daß das nun „Zuhause“ sein sollte, das fremde Steingemäuer. Sie ging mit den Dienerinnen zum Hintereingang hinein und gleich bis in ihre Bodenkammer. Unordentlich standen die abgeladenen Möbel dort herum. Natürlich, an ihre Bequemlichkeit hatte noch niemand denken können. Nicht einmal das Bett war aufgeschlagen worden. Sie konnte ja diese eine Nacht auf der Matratze an der Erde schlafen.

„Zuhause.“ Das war im Hintergrund der Seele immer noch Bonn, der Garten, die lieben Stuben, die Mutter — ach, das nie mehr zu Erreichende . . . die Vergangenheit.

Sie war müde von dem langen Tag, süß müde auch von dem großen Erlebnis mit Kurt. Wäre es nur nicht so zurückgedrängt, so verscheucht worden durch Frau Witzels Erzählung . . . Papa war wohl doch immer noch der Erste in ihrem Herzen? . . .

Marta ging zu den Eltern, um sich zu melden und Gutenacht zu sagen. Erst jetzt wurde ihr klar, daß die untere Etage, die eigentliche Wohnung, garnicht direkt mit den Bodenkammern zusammen hing. Das war eine scharfe Scheidewand zwischen dem Vater und den Kindern. Bisher hatte Marta doch auf demselben Flur mit den Eltern gewohnt, das Esszimmer hatte sogar neben ihrem

Zimmer gelegen. Jetzt waren sie und Lotte eigentlich außerhalb des Hauswesens. Sie betrat eine andere Wohnung, wie sie auf der Hintertreppe durch Seitenkorridore in die Räume der Eltern ging.

„Ist Papa in seinem Zimmer?“ Der Diener wußte es nicht und wollte erst zusehen. Sie ging lieber selbst, durch die großen Gemächer, die doch so schlecht verteilt lagen, daß für die Kinder des Hauses kein Platz gefunden war.

Der Vater saß an seinem Schreibtisch und arbeitete, Hedwig lag auf der Chaiselongue dicht daneben. Das Zimmer war glänzend erhellt und wirkte so großartig, daß Marta zurückfuhr und unwillkürlich sagte: „Wie wunderschön!“

„Ja, die gute Mama hat das alles so herrlich für mich eingerichtet. Schau nur!“ sagte der Geheimrat. Er zeigte Marta dabei eine praktische Vorrichtung am neuen Schreibtisch: durch einen leisen Druck unter dem Tisch, schob sich links und rechts eine Platte heraus für Nachschlagebücher oder dergleichen. Auch die Beleuchtungskörper waren besonders findig angebracht, um ihm das Suchen in Regalen und Schränken zu erleichtern. Ferner machte er Marta aufmerksam auf einen großen Papierkorb, der ihm zur Hand stand, auf Ballen Briefpapier jeglichen Formats mit der neuen Adresse. „Nicht wahr, unglaublich, was Mama sich alles für mich ausgedacht hat . . . Sie verwöhnt mich wirklich zu sehr. Und ich habe, anstatt hübsch artig zu danken, nur wie ein Bär gebrummt — nicht, Hedchen?“

Er lächelte ihr wie ein Kind zu; überhaupt machte er eben den Eindruck eines durch Geschenke beglückten kleinen Jungen. Marta wurde fahl.

„Wie ein Bär? Nein, wie sieben Bären hast Du gebrummt,“ entgegnete Hedwig. „Du, Marta, ich versichere Dich, es war furchtbar und verdarb das ganze schöne Frühstück . . . Ich hab Dir übrigens Eis aufheben lassen, laß es Dir in der Küche geben und dann mach', daß Du zu Bett kommst. Du siehst so müde aus.“

Marta fühlte sich auch so und ging wieder fort, das Herz voll Weh. Wie ergreifend war doch ihr Vater in seiner rührenden Kindlichkeit und Reue gewesen. Und wie wenig verstand Hedwig das Hohe solch einer einfachen Natur. Sie hatte nicht die wahre Achtung vor ihm; sie nutzte ihn aus, beherrschte ihn — weiter nichts.

Aber Kurt hatte Recht: Er war weit glücklicher mit Hedwig, als er ohne sie gewesen wäre. Die Mutter konnte nicht zurückkehren aus dem Reich der Schatten — so mußte Marta lernen, sich für den Vater zu bescheiden. Wenn nur nicht einmal eine große Katastrophe ihm die Augen öffnete über die Frau neben ihm . . . Wenn er nur nie das Schreckliche erführe, was Maregno ihr mitgeteilt . . . Oder hatte Maregno gelogen? War es pure Verleumdung gewesen?

36.

Das Leben im neuen Hause war, abgesehen von einem äußerlich größeren Zuschnitt und innerer größerer Enge und Unbequemlichkeit — genau wie in der alten Wohnung. Nämlich ohne jede Spur von Gemütlichkeit, ohne den Geist wahrer Häuslichkeit.

Hedwig hatte stündlich einen Einfall, der sofort ausgeführt werden mußte, hinter dem alles andere zurückstand.

Das verlängerte das Provisorium; nichts war stetig; es gab keine Tagesordnung. Zu jeder Stunde konnte man sie im Bett antreffen — nichts war regelmäßig, nicht einmal die Mahlzeiten.

Fast nie kam Marta zu ihren Lyceums-Vorlesungen. Immer war „gerade heute,“ „gerade zu jener Stunde“ etwas wichtiges, das sie Hedwig abnehmen mußte. Oft nur eine Besorgung in der Stadt, ein Brief, der nicht warten durfte — Marta mußte sich in ihrem Drang zum Studium bescheiden lernen.

Sie sah jetzt ein, daß, ehe das Kind zur Welt gekommen und solange Hedwig aus Rücksicht auf ihren Zustand alles durchsetzen konnte, für sie selbst kein eigenes Leben zu erreichen war. Sie war nur da, um zu Hedwigs Disposition zu sein. Freilich, ein eigenes Leben, von dem Niemand etwas ahnte, hatte sie doch: Kurt Rietburg.

Natürlich hatte Kurt es trotz aller Vorsätze, Marta volle Freiheit zu wahren, nicht ausgehalten. Die Sehnsucht nach einem einzigen Kuß war zu groß — außerdem hatte er Marta so viel wichtiges mitzuteilen — gerade darüber, daß sie sich nicht für gebunden halten solle! Ihr Briefchen mußte mündlich — ach wie mündlich — beantwortet werden. Es war seine Pflicht, ihr das auszureden, daß sie sich schon jetzt mit ganzem Herzen für ihn entschieden habe. Sie sollte ganz frei sich erst ein bisschen in der Welt umsehen — daß sie nach dieser Umschau ihn vorziehen würde, hoffte er natürlich fest. Unterdeß — so lag es verdeckt im Nebelland seiner sonst so klaren Seele — würde er für sie und ihr gemeinsames Glück eine glänzende Stellung irgendwo errungen haben. Blütenträume. Er war sonniger Optimist. Und verliebt . . . sehr verliebt — gewiß so, „wie noch nie Einer gewesen war.“

Schon am Dienstag nach dem Umzugsfeste war er

also zum Onkel Winzkel nach Friedenau gepilgert. Der Onkel sollte wieder postillon d' amour sein, ohne es zu ahnen.

Kurt dachte sich, daß Winzkel zu seiner Tochter, um die sich jetzt alles bei ihm drehte, in die neue Villa gehen würde. Unter dem plausiblen Vorwand, vor seiner Abreise nach Breslau müsse er bei Müllens noch Adieu sagen — gerade des kleinen Wortwechsels wegen, den er mit Hedwig gehabt — schloß er sich dem gutmütigen Onkel an. —

Hedwig, die nicht weniger als sieben Handwerker um sich hatte, denn in zwei Tagen, zum Weihnachtsabend, sollte alles fix und fertig sein, machte dem reumütigen Kurt anfangs ein böses Gesicht. Als er das aber garnicht beachtete, sondern viel Geschick und Geschmaek beim Anproben einer Draperie entwickelte, taute sie auf. Auch reizte es sie stark, ihm sofort das ganze Haus zu zeigen und sich und ihre Anordnungen dabei von ihm bewundern zu lassen.

„Du verdienst es eigentlich nicht, weil Du neulich so davon gelaufen bist, ungezogener Bengel, aber ich lasse immer Gnade für Recht ergehen.“ — Damit war der Zanf abgetan. Aber Kurt bekam das einzige ihn interessierende Zimmer, das Martas, nicht zu sehen. Er war schon eine halbe Stunde umsonst im Haus. Da fiel ihm ein, zu versuchen, wie der Flügel im neuen Raume klänge. Hedwig, die für jeden Scherz, bei dem sie die Hauptrolle spielte, zu haben war, ging gleich darauf ein, er solle ihr ein Lied begleiten. Die Dekorateurs könnten unterdes unter Papa Winzels Anregung weiter arbeiten oder ein bischen feiern.

Marta hörte in ihrer Dachkammer, daß unten musiziert wurde und erkannte am langen Präludieren Kurt. Nun wußte sie auch, daß er sie lockte.

Als sie eintrat, empfing sie schon ein übers Notenblatt ihr gesandter Blick, ein wahrer Liebespfeil. Aus halbgeschlossenen Augen, als sollte der Strahl an Intensität verdoppelt werden, um bis zu ihr zu dringen.

Leise öffneten sich seine Lippen vor Sehnen. Zwischen ihnen stand singend und ahnungslos das selbstbewußte fette Weib — und die jungen Menschenblüten mußten ihr dienen.

Erst als das Lied beendet, sprang Kurt höchst überrascht auf, um Marta zu begrüßen. Sein Auge forschte nur nach dem Wo? Wo durfte er sie in seine Arme schließen?

Das Glück war hold, die Hausfrau mußte vorn einer Portieren-Raffung ihren Beifall spenden. Kurt legte wortlos den Arm um sie und küßte, küßte sich satt, der Augenblick war zu kurz, um auch nur ein Wort zu sprechen . . . Sie fuhren auseinander, ehe die Tür aufgeschoben wurde. Kurt donnerte schon einen Marsch durch alle Oktaven, als Hedwig eintrat. Marta stand dunkelrot am Fenster, sie schämte sich jedoch nicht. Garnicht. Es schien ihr natürlich, daß Kurt Rietburg sie küßte. Es konnte garnicht anders sein. Sie war ja seine Verlobte. Sie mußten aufeinander zufliegen, sowie man sie allein ließ . . . Was daraus werden sollte, bekümmerte sie nicht. Es gehörte sich einfach so. Es war die süße Form der Rede zwischen ihnen. Und nie könnte das wieder aufhören, nie. Das ganze vergangene Leben war ausgelöscht, wenn er seinen Arm um sie legte, all ihr früheres Denken und Empfinden gelähmt.

Dreimal im Lauf des Nachmittags — an dem Kurt sich seiner Koufine so nützlich machte — wiederholte sich der Glücksaugenblick des Alleinseins für die Liebenden. Dann aber mußte Vater Winkel heim und Kurt durfte

nicht länger verweilen. Er sagte, daß er morgen nach Breslau zu seinen Eltern fahre, am zweiten Januar aber wieder in Berlin einträfe. Hedwig lud ihn darauf sofort zum dritten Januar ein, sprach von Musikabenden, die er ihr helfen solle, zu arrangieren. Ein nützlicher kleiner Mensch, den sie sich warm halten wollte, dachte sie.

Als die Herren schon an der Tür waren, ereignete sich ein besonderer Zufall: Hedwig bemerkte plötzlich, daß sie den wildledernen Kopfkissen-Überzug durchaus noch am Abend haben müsse, den ihre Mutter für sie besorgt, und der in Friedenau lagerte. Papa Winzel hätte ihn ihr mitbringen sollen, es jedoch versäumt. Da sie diesen Überzug durchaus haben mußte, beorderte sie Marta, sich schnell warm anzuziehen und mit dem Großpapa nach Friedenau zu fahren.

Es erschien Marta — und nun erst Kurt — als der größte Glücksfall, der sich je auf Erden ereignet hätte. Nebeneinander oder sich gegenüber auf einer Trambahn zu fahren, sich wortlos anzuschauen oder verstohlen die Hände drücken zu dürfen — das war traumhaft schön.

Natürlich fuhr Kurt bis zu Winzels und ließ es sich nicht nehmen, Marta wieder in die Hohenzollernstraße zurück zu begleiten. Sein Onkel fand das ganz natürlich. Besonders, da der Lederbezug schon durch Frau Winzel, die sie nicht mehr antrafen, persönlich zu Hedwig befördert worden, und die arme Marta die ganze Reise also umsonst gemacht hatte.

Umsonst! Kurt sah sie lächelnd an: War es umsonst? Zwei volle Stunden waren sie miteinander gewesen! Marta hatte schalkhaft: „großer Bruder“ — und er ungezählte Male „kleine, süße Marta“ flüstern können. Ja, sie hatten, um Zeit für sich zu gewinnen,

ein Stück Wegs zu Fuß gemacht und dabei hatte er ihr den Arm gereicht. „Wie ein wirkliches, echtes Brautpaar,“ dachte sie stolz.

Es war wunderbar schön. Behutsam lieferte er sie wieder ab. Es war ein so unerwartetes Glück gewesen, daß Keiner von Beiden zu sagen wagte: „Schade, daß es nicht noch länger dauern kann.“

Als Marta dann in ihrer Bodenkammer sich jeden Augenblick dieses herrlichen Nachmittags zurückrief, konnte sie sich nicht darauf besinnen, was Kurt und sie eigentlich miteinander geredet hätten. Ihr schien als hätte sich aber ihr Kopf geweitet, als verstünde sie jetzt alles, was ihr fremd gewesen war. Kurt war so flug. Zusammenhängende Gespräche waren es nicht gewesen, die sie geführt. Nur süße bedeutungsvolle Worte und so viel Scherz und Spaß, die der Augenblick eingegeben und die jetzt, wo sie allein war, garnichts bedeuteten . . . Doch lächeln mußte sie noch immerfort. Und lächelnd schläft es sich so viel schneller ein als weinend.

Ob es Weihnachten oder Ostern gewesen, das man gefeiert hatte, wußte Marta in ihrer inneren Glückseligkeit kaum, bis ihr am dritten feiertag in der frühe zwei Briefe gebracht wurden. Das einzig Gute, was der Umzug und das neue Haus ihr eingetragen hatten, bestand darin, daß der Briestäger ihr (gegen eine Vergütung) in der frühe über die Hintertreppe ihre Briefe direkt ablieferte, sie nicht, wie früher, mit denen der Eltern in einen Briefkasten steckte. Dadurch passierte ihre Korrespondenz nicht mehr Hedwigs Revue.

Ein Brief aus Breslau und einer aus Petersburg. Ihr Herz zog sich zusammen und ihr wurde übel, als sie den russischen Poststempel sah. Mein Gott, seit

Kurt sie zuerst geküßt, hatte sie Nordheims so vollständig vergessen, als wären sie nie unheilvoll in ihr Leben getreten. Seit mehr als acht Tage war alles Vergangene ausgelöscht, und nun meldete es sich wieder. Sollte sie den Schrecken, das Grauen nie mehr im Leben los werden?

Sie steckte den Brief in die Kleidertasche, um ihn nicht einmal aus Versehen zu erblicken, während sie die liebe, liebe Handschrift Kurts bewunderte. Die Adresse: ihr Name in dieser Schrift! „Fräulein von Müllen“ — ohne ihren Vornamen. Alles schien so bedeutungs- und reizvoll. Schöne schwarze Tinte, schönes aber durchaus einfaches Papier . . . charakteristisch für ihn! Männlich und schlicht. Jetzt dachte sie doch, obgleich sie ihn versteckt hatte, an den Brief mit der anmaßenden und zugleich koketten Außenform. Der war gesucht-apart in Farbe und Façon. Hellgraues Papier und silbern die Krone in einer verlorenen Ecke des Kouverts. Dazu solch eine gezierte, selbstbewußte Handschrift.

O Kurt! Sie küßte schnell seinen Brief und las ihn. Er war kurz. „Meine Kleine! Ich habe mit meinem Vater, der mein bester Freund und überhaupt der edelste Mensch auf dieser Welt ist, gesprochen. Das war ich Dir schuldig, mein Engel. Er rät mir, keine Heimlichkeit fortzusetzen, rät mir, trotz der Rücksicht auf Deine unerfahrene Jugend und meine erst noch zu erringende Lebensstellung, Deinem Vater über meine heißen Hoffnungen, meine unverschämten Absichten auf sein Juwel von Tochter zu sprechen. So werde ich ihm also noch von hier aus schreiben, daß ich sein Haus erst wieder zu betreten wage, wenn er mir gestattet, mich um Dich zu bewerben.

Ich halte es nur für eine Form; er kann mir nicht

verweigern, Dich anzubeten. Er wird mein Vorgehen, da wir uns lieben, sicher auch nur loyal und richtig finden. Ich zähle die Stunden bis zum Wiedersehen. In Ungeduld, Sehnsucht und unaussprechlicher Liebe Dein Kurt."

Marta ließ sich langsam auf einen Stuhl nieder. Sie war mehr als acht Tage im Traumland gewesen. Dies war Wirklichkeit, wenn auch wunderschöne Wirklichkeit, so doch ein Ernst, der ihr die Kehle zuschnürte, ihr unbegreiflich bange machte. Was würde ihr Vater sagen?

Vor dieser Frage versank alles andere. Hatte er etwa heute schon Kurts Schreiben erhalten, so konnte sie garnicht hinunter gehen, so mußte sie aus dem Hause rennen, so würde irgend etwas geschehen

Sie fühlte zu deutlich, daß es einen furchtbaren Sturm geben würde, sie sah nur Schweres voraus.

Und dennoch hatte Kurt richtig gehandelt. Sie liebte ihn noch mehr als bisher. Sie fühlte sich gehoben, daß er sie so hoch hielt, ihr kein Verstecken, keine niedrige Heimlichkeit, keine Verstellung zumutete. Ja, das war Liebe, wahre Liebe, die nur an den Andern denkt, kein Opfer fordert . . .

O, was war Maregno mit all seinen schönen Worten und Theorien gegen Kurt und sein schlichtes, männliches Handeln!

Wie konnte sie die beiden Männer überhaupt nur mit einander vergleichen? Vielleicht weil der Brief in der Tasche sie brannte? Nachdem sie Kurts geliebte Zeilen eingeschlossen hatte, machte sie sich an das parfümierte graue Kuvert.

Eine zweite Überraschung: In etwa drei bis vier Wochen käme Maregno durch Berlin, er reise nach den russischen Feiertagen ab. Er müsse sie durchaus allein sprechen.

Wichtigste Projekte. An der Ecke der Siegesallee würde er sie am siebenundzwanzigsten Januar Mittags zwölf Uhr erwarten.

Martas erstes Gefühl war: er könne lange warten. Sie warf den Brief in ein Schubfach und wollte an den Kaffeetisch ins Eßzimmer eilen, kehrte aber noch einmal um, damit sie den Brief lieber sofort im Herd verbrennen könnte, falls in der Küche alles sicher wäre und Niemand sie beobachte. Es gelang ihr.

Alles war feiertagsmäßig verspätet im Hause. Selbst ihr Vater. Wohl eine halbe Stunde saß Marta wartend im Eßzimmer. Ihr wurde schon bang. Die Postsachen waren ihm ins Toilettenzimmer gebracht worden. Vielleicht war Kurts Brief schon eingetroffen?

Als die Eltern zum Frühstück eintraten, war sie ihrer Sache gewiß. Vor Angst wurde ihr schwindelig. Ihr Morgengruß ward nicht erwidert, als Luft wurde sie behandelt.

Hedwig sagte zu ihrem Manne: „Bitte, erreg Dich nicht, es ist schon spät, der Wagen steht vor der Thür.“ Trotz der sogenannten Ferien fuhr der Geheimrat natürlich doch täglich in seine Klinik.

Darauf lasen beide stumm eifrig in der Zeitung.

Marta trank einen Schluck schwarzen Kaffees, da sie unmöglich aufstehen und fortgehen durfte. Zu ihrer Erleichterung erschien Lotte mit der Bonne.

Endlich stand der Vater auf und ging fort. Ein Zweifel war nicht mehr möglich, Kurts Brief war eingetroffen, und als erste Folge zeigte sich ein grenzenloser Zorn gegen sie.

Kaum war der Vater abgefahren, so duldete es Hedwig nicht länger. Schweigen war ihr gegen die Natur. Sie schickte Lotte und die Bonne aus dem Zimmer und

nun ergoß sich über Marta eine Flut von Vorwürfen, ja, von Schimpfworten . . . „Und dieser unverschämte Habehants erdreistet sich, direkt an Deinen Vater zu schreiben . . . an den Geheimrat von Müllen. — Wäre es nicht frech, wäre es einfach lächerlich . . . Ich bin außer mir, daß ich die unschuldige Veranlassung bin, daß solch ein Kerl uns ins Haus gekommen ist. Er glaubt natürlich, Du habest Geld, es imponiert ihm hier bei mir — da will er zugreifen . . . Mitgiftjäger . . . Denn für so dumm halt' ich doch selbst Dich nicht, daß Du Dir einbildest, ein so hübscher Mensch wie Kurt könnte sich aus Dir persönlich etwas machen! Papa wird ihm schreiben, daß Du ein vollkommen unreifes, unausstehliches Mädchen bist, dabei rasend verwöhnt, unfähig Dich in einfache Verhältnisse zu fügen. Jedenfalls denkt der Vater für die nächsten fünf Jahre noch nicht im Traum daran, Dir das Verloben zu gestatten . . . Und mit einem Kurt Rietburg nie und nimmer.“ So ging es weiter.

Marta hatte die Arme auf den Tisch gelegt, den Kopf auf sie und weinte herzbrechend, weinte vor heißer, brennender Sehnsucht nach Kurt.

Kein Wort entging ihr, aber sie konnte nichts entgegen, zu erschüttert, zu verzweifelt, um ihn oder sich zu verteidigen, selbst als Hedwig ihr gemeine Gefallsucht vorwarf und — ihrer Gewohnheit nach — mit jeder Minute maßloser in ihrem Zorn wurde. Sie jammerte nur nach Kurt, nach Kurt.

Gedacht hatte sie wohl an einen Sturm, aber nicht an einen derartigen.

„. . . Und kann ich ihn denn nie wiedersehen?“ fragte Marta schluchzend. Sie empfand nichts anderes mehr als die sehnsüchtige Liebe. Ach, nur noch einmal an seinem Halse hängen, noch einmal seine zarten Lippen an

ihrem Munde spüren — ihr war, als müßte sie vor Sehnen sterben.

Hedwig besann sich, daß Niemand sie so geschickt begleitete wie Kurt und daß sie nicht so schnell Ersatz finden würde. Am 3. erwartete sie Gäste.

„Wiedersehen? Warum nicht?“ erwiderte sie. „Ihr müßt Euch nur die Narrenspossen aus dem Sinn schlagen. Ich werde Kurt den Kopf zurecht setzen. Mit Dir wird Papa noch selbst reden — sowie er Zeit hat.“

Für den Augenblick war Marta getröstet. Wenn sie ihn nur noch einmal wiedersehen durfte! Vielleicht fänden sie dann gemeinsam einen Ausweg.

37.

Aber es kam alles anders.

Zwei Tage lang blickte ihr Vater sie garnicht an. Sie empfand es schmerzlich als Verachtung. Doch es war eigentlich nur das Mißbehagen, in das die ganze Geschichte ihn versetzte und für das er sie verantwortlich machte. Ihm war all so etwas, wie Entscheidungen, Entschlüsse, derart zuwider, daß er sie von sich ab, auf seine Frau zu schieben liebte. Er hatte doch den Kopf mit seinen wichtigen Sachen so voll, es war impertinent, ihn mit den nichtigen Angelegenheiten seiner Familie überhaupt zu behelligen. Impertinent. Ihn, einen Mann der Wissenschaft, den gesuchtesten Frauenarzt, mit solcher Capalie zu ärgern. Dies unfertige Wesen, seine Tochter, an der er noch nie etwas Schönes oder Anziehendes entdeckt, in Verbindung mit Verlobung und Heirat zu bringen, war absurd. Noch unangenehmer aber war ihm, eine

Verantwortung für ein Ja oder Nein zu übernehmen. Hedwig, die seinen Gemütszustand nicht durchschaute — was ihn noch mehr verstimmte — nahm ihm die Entscheidung nicht ab, drängte ihn vielmehr unaufhörlich, mit Marta zu sprechen: Das gehöre sich so.

Diese Sache hatte ihm das ganze Fest, das sonst so ruhig und behaglich hätte sein können, verdorben. Marta war ihm doch eigentlich stets im Wege. Er redete sich auch in einen großen Zorn gegen diesen Lumpen von Rietburg hinein. Der solle ihm nicht wieder ins Haus kommen! Habe dem Mädchen flausen in den Kopf gesetzt. Nun würde noch schwerer als bisher mit ihr auszukommen sein.

Als Hedwig wegen ihrer musikalischen Soiree Einwände machte, schlug der Geheimrat seinen Assistenten Moos vor. Er sei ein tüchtiger Musiker und ein vernünftiger Mensch, nicht so ein Leichtfuß wie dieser Rietburg.

Hedwig machte sich Vorwürfe, daß es auch gerade ein Vetter von ihr sein müsse, der ihnen die Festtage verdorben habe.

Am Abend des zweiten Tages nach Ankunft des Briefes hatte der Geheimrat endlich die nötige Stimmung, um sich von der Last dieses „Reden-Müssens“ mit Marta zu befreien. Er sagte ihr, sie möge mit ihm in sein Zimmer kommen.

In atemloser Angst blieb sie an der Tür stehen. Er setzte sich an seinen Tisch nieder, nahm eine Feder zur Hand und probierte ihre Härte auf dem gepflegten Nagel seines linken Daumens.

„Weißt Du, Marta,“ begann er sanft und tat damit etwas anderes als er eigentlich gewollt hatte, entschieden aber das Wirksamste — „daß Du mir diese ersten Weih-

nachten im eigenen Hause gründlich verdorben hast! Ich bin sicher, daß es Dir leid ist und Du alles tun würdest, um es ungeschehen zu machen! Wir wollen also nicht weiter davon reden, und ich will es zu vergessen suchen . . . Narrenpossen sind es — und Deine Mutter wäre außer sich, wenn sie das von Dir hörte . . .“

„Nur bei solchen Gelegenheiten,“ dachte Marta in plötzlicher Bitterkeit, „wird meine Mutter aus den Nebeln der Vergangenheit ins tägliche Leben gerufen.“ —

„Ich verlaß mich auf Dich, daß diese Torheit zu Ende ist,“ fuhr der Geheimrat fort.

„Papa,“ unterbrach Marta leidenschaft, „ich liebe Kurt . . .“

Er zog die Stirn in Falten: „So ein Wort nimmt ein anständiges Mädchen garnicht in den Mund. Ich wünsche von der ganzen Geschichte nichts mehr zu hören . . .“

„Papa,“ schrie sie auf und fiel in die Knie.

Er ließ sie nicht weiter reden. „Du hast doch Vertrauen zu mir?“

„Gewiß,“ antwortete sie, laut schluchzend und erhob sich mit gewaltiger Selbstbeherrschung.

„Gründe kann ich Dir nicht geben — dazu bist Du zu jung . . . Aber ich gebe Dir die heilige Versicherung, daß es unmöglich ist . . . Triftige Gründe . . . Nun ist's genug mit diesem haarsträubenden Blödsinn. Ich erwarte, daß Du meine vernünftige Tochter bist und keinen Verkehr mit diesem Menschen aufrecht erhältst . . .“

„Papa . . .“ fing sie noch einmal an und legte die Hände wie im Gebet zusammen.

„Geh jetzt,“ sagte er rauh, „ich habe eine wichtige Arbeit zu beenden.“

Marta ging. Ging wie bewusstlos zur Hintertreppe und hinauf in ihre Kammer. Sie setzte sich auf ihr Bett.

Was meinte ihr Vater mit „triftigen Gründen“ — und sie sei zu jung? Gab es noch etwas, was sie nicht erfahren, durchgemacht, durchlitten hatte mit ihren kaum siebzehn Jahren? Manche Siebzigjährige mochte nicht so viel vom Leben wissen! Nur Kinder hatte sie noch nicht gehabt, das hatten Verheiratete vor ihr voraus. Aber ob das so viel älter macht?

Und was sollte nun werden aus Kurt und ihr? Sie liebte ihn, liebte ihn unaussprechlich. Sie sann alle Romanabenteuer durch. Was würde er nun tun? Konnte er sie entführen? Nein, dazu war er nicht reich genug, war zu gut und gewissenhaft. Es blieb für sie nur das Warten das lange, lange Warten. Viele Mädchen hatten fünf Jahre gewartet . . . Nach sieben Jahren brauchte sie des Vaters Einwilligung nicht mehr. Sieben Jahre in dieser Hölle bei Hedwig. Das war schlimmer als die Prüfungen, die Helden im Märchen zu bestehen haben . . . Auch Jakob diente sieben Jahre um Lea, zweimal sieben um Rachel. Aber er sah sie wenigstens in diesem Zeitraum — und er hatte seine Arbeit.

Sie dagegen hatte nur den geschäftigen Müßiggang . . . Ach, dürfte sie wenigstes studieren.

Sieben Jahre . . .

Keinen Augenblick zweifelte sie daran, daß Kurt auch sieben Jahre warten würde. Sie schrieb ihm, alles, was der Vater gesagt, was sie dachte, hoffte, und daß sie auf ihn warten würde, bis das Glück ihnen endlich hold.

Am folgenden Tage entspann sich ein heftiger Wortwechsel zwischen Hedwig und deren Eltern, die aufrichtig empört waren über die Art und Weise, wie Kurts Antrag dort aufgenommen worden. Sie fanden den Mut, Hedwig zu opponieren, ihr die Schimpfworte auf die Familie Rietburg zu verweisen.

Marta war während der Unterredung in ihrer Stube gewesen, sie kam aber zufällig in den Hausflur, als Hedwig gerade ihre Eltern im höchsten Zorn so zu sagen vor die Tür setzte. Marta machte sich, sobald sie konnte, auf, um heimlich zu Winzels zu eilen und dort in zitternder Erregung etwas über Kurt und ihr Seelenheil zu erfahren.

Frau Winzel nahm ganz entschieden Kurts und Martas Partei und ließ das Kind sich bei ihr ausweinen. Hedwig hatte den Rietburgs so gemeine Gesinnung untergelegt, hatte an Kurts Eltern einen Brief geschrieben, der es dem Sohne unmöglich machte, des Geheimrats Haus je wieder zu betreten. Winzels befürchteten sogar eine Forderung . . . Marta war außer sich, um sie sollte kein Blut fließen, eher wolle sie ins Wasser gehen . . . Papa Winzel versprach, die Sache beizulegen, alles wieder in Ordnung zu bringen, sprach auch davon, daß Kurt und Marta sich regelmäßig bei ihnen in Friedenau sehen und sprechen könnten. Marta fing an, sich zu beruhigen.

In den ersten Stunden nach der heftigen Szene mit ihrer Tochter hatte es auch wirklich den Anschein, als würden Winzels sich energisch Martas annehmen. Sie redeten es sich gegenseitig ein. Waren sie doch in ihrem Familiengefühl stark gekränkt worden.

Marta fing an, sich innerlich vorzuwerfen, daß sie Hedwigs Eltern nicht immer richtig beurteilt hatte. Was kommt es denn auf ein bißchen mehr oder weniger Bildung an, wenn das Herz nur auf dem richtigen Fleck und der Sinn für Gerechtigkeit im Menschen lebendig ist. Diese guten Leute nahmen gegen die eigene Tochter Stellung aus reinem Gerechtigkeitsgefühl. Marta strömte über vor Dankbarkeit. Ihr war, als habe sie Elteru gefunden, in den von ihr so feindselig beurteilten Stiefgroßeltern.

Ihr ganzes Herz mit seiner großen Liebe legte sie vor ihnen bloß.

Schon am folgenden Mittag war aber die ganze Sachlage stark verschoben. Hedwig hatte nämlich einen Entschuldigungsbrief mit einem Fäßchen Kaviar und einer Flasche Chablis ihrem Vater gesandt, hatte die Eltern zum Abend eingeladen. „Rudolph sehne sich nach einem Whist mit seinen geliebten Eltern.“

Wenn der berühmte Mann befahl, konnten sie nicht Nein sagen. Hedwig war wegen ihres Zustandes nicht ganz normal, man durfte ihr den heftigen Ausbruch nicht nachtragen . . . Schließlich, Eltern sind doch nur da, um immer wieder zu vergeben. Und Rietburgs standen ihnen nicht so nah . . . Und nun erst Marta . . . Der Geheimrat hatte selbstverständlich über sein Kind zu verfügen und war keinem Rechenschaft schuldig . . . Winkels sandten den Rohrpostbrief, daß sie kommen würden.

Nicht einmal vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seitdem Hedwig vor Diener und Jungfer geschrien hatte, sie wäre froh, die Eltern los zu sein, die ihr nichts als Ärger und Noth machten, und daß sie ihnen rite die Thür gewiesen, da zogen sie schon wieder ein und der Friede war hergestellt. Bei Tisch wurde er mit Champagner besiegelt.

Marta fühlte nur zu genau, was diese Versöhnung für sie bedeutete. Winkels wagten das Mädchen kaum anzuschauen, ein so schlechtes Gewissen hatten sie. Außerdem wollten sie Hedwig nicht kränken, und Hedwig behandelte ihre Stieftochter 'mal wieder wie Luft und erging sich in demonstrativen Schmeichelworten für die Bonne. Dieser Trick war so abgebraucht. Und doch verfehlte er nicht seinen Zweck, Marta zu kränken. So war die ganze Mahlzeit für sie wieder eine Pönitenz.

Nach Tisch saß sie dann in ihrer Dachkammer am Schreibtisch. Aber sie las nichts und schrieb nichts, nahm sich nur immer vor, etwas zu tun. Ihr war zu Sinn, als könne sie nur noch sterben. Alles so hoffnungslos . . . und die brennende Sehnsucht in Herz und Kopf.

So ging es nicht weiter. Sie mußte eine Beschäftigung finden. Ihr fiel eine Pensionsfreundin ein, die angefangen hatte, griechisch zu lernen, nur um die Langeweile zu bannen. Doch ein Lernen ohne Zweck und Ziel schien Marta in ihrer augenblicklichen Stimmung entsetzlich. Und was konnte sie in diesem Hause, in dem sie nie auf eine ruhige halbe Stunde rechnen konnte, überhaupt systematisch treiben? Ohne irgend eine Betätigung aber mußte sie vor Sehnen nach Kurt, von diesem Herzschmerz krank oder verrückt werden. Sie konnte nicht dem Drange widerstehen, ihm einen langen Brief in eines ihrer alten Hefte zu schreiben. Wenn er ihn auch nie bekommen würde, leichter wurde ihr doch zu Mut. Gerade, als sie ihn beendet hatte, wurde sie hinunter gerufen, um für die Damen den Tee zu bereiten.

In ihrer lautlosen Art trat sie ein. Hedwig lachte und scherzte am Kartentisch; nie war ihre Stimme Marta so schneidend und hart erschienen. Dabei war es wieder das Bild einer glücklichen Familie, das sich ihr darbot. Wer zum Fenster hineingeschaut hätte, würde sich wohl gefreut haben an der Behaglichkeit und Innigkeit dieses Heims.

Es war Marta plötzlich, als wäre sie selbst es, die zum Fenster hinschaute, sich und die Anderen aus weiter Ferne, aus den Nebeln der Zeit erblickte, und sie sah ihr Herzblut langsam versickern . . .

Doch nein. Es war Maregno, der spöttisch, höhnisch hereinguckte und sie fragte, ob sie nun endlich das Leben

verstände? Alles Schein und Lüge. Ja, wie oft hatte er ihr das gesagt, wenn sie verwundert um sich geschaut, beim ersten Ausflug in die Wirklichkeit. War in der Tat alles nur Schein, war alles falsch oder wandelbar, wie die Gefinnungen dieser Menschen, die hier um ihren Vater saßen und so tief unter ihm standen?

Denn er war und blieb eine Ausnahme, er war nicht wandelbar, war immer ganz, immer nur er selbst. Harte Felsen-Natur. Die Anderen — freisten um ihn, lebten von ihm.

Maregno . . . Richtig . . . In wenigen Tagen würde er wieder hier sein . . . Ihr graute nicht mehr vor ihm, denn plötzlich brach ein Licht, was sie für Erkenntnis hielt, über sie herein . . . Er würde ihr helfen! Wie oft hatte er ihr gesagt: Ich hab Dich lieb wie Du bist, auch wenn Deine Gefühle gegen mich sind. . . Gegen ihn waren sie nicht. Sie wußte nur jetzt, daß sie nicht für ihn waren, wußte, was er von ihr gewollt hatte . . . Ihn hätte sie so lieb haben sollen, wie sie Kurt hatte. Aber das wäre nie möglich gewesen, nie . . . Maregno aber war ein großer Mann. Einmal hatte er gesagt: seine Liebe enthalte alles, auch das Entsagen.

Ihm wollte sie sagen, wie lieb sie und Kurt sich hätten . . . Er konnte helfen, er war großmütig und würde es auch tun . . . Sie sah in der Ferne etwas rührendes: Maregno gab ihr und Kurt die Möglichkeit, sich schon jetzt ihre eigene Existenz zu gründen.

Am nächsten Morgen wurde sie früh geweckt. Der Baumeister sei da. Zuerst wußte sie nicht, was es heißen

sollte. Dann fiel es ihr ein, Hedwig hatte sich an eine bekannte Baufirma gewandt, um die Etage auf das Haus zu setzen. Marta sollte den Besprechungen beiwohnen.

Ach, hätte sie nur wenigstens ein Wort von Kurt gehabt, aber die Post brachte nichts — oder es wurde unten abgefangen.

Hedwig legte alle ihre Ideen dem Fachmann dar. Er konnte nur darüber lächeln. Denn was sie verlangte, war unausführbar. Jeden Einwand, den der Mann machte, nahm sie jedoch leicht, seine Entgegnungen hielt sie für Beifall so daß sie ihrem Manne beim Frühstück erzählte, der Baumeister hätte ihr nichts als Komplimente gemacht über ihr Genie in technischen Fragen, speziell im Baufach.

Marta hatte davon nichts gehört, widersprach ihr ruhig und betonte die Einwendungen, die der Fachmann geltend gemacht hatte. Da fuhr ihr Hedwig zornig über den Mund, sie hätte überhaupt nicht aufgepaßt, sondern wie ein Mondkalb dabei gefessen. Der Geheimrat war überzeugt, daß seine Frau auch Technisches besser verstehe als irgend ein anderer, und so warf er Marta finstere Blicke zu.

Sie schwor sich, überhaupt zu schweigen bei Tisch, was ging der ganze Bau sie an?

An sie und ihr Herzeleid dachte Niemand. Es war abgetan. Bei Frau Witzel war die Auffassung vollständig verändert. Auch sie fand, daß Kurt, der noch nichts war und nichts hätte, unverzeihlich frech gewesen sei. Und auch Marta sei entschieden leichtfertig gewesen, sie habe Kurt zu dieser Liebe ermutigt

Marta hatte nur noch einen Wunsch. Kurt ein einziges Mal zu sprechen.

Frau Witzel hielt das für unmöglich, nach dem Brief, den Hedwig ihm geschrieben habe. Sie hatte ihn zu grob als Mitgiftjäger bezeichnet. Er könne darauf nur verstummen.

Einige Tage später erfuhr Marta, Kurt habe sich ins Elsaß versetzen lassen. Ihr war, als müsse sie ihm nachwandern; sie schwand förmlich hin vor Leid.

Hedwig sah es nicht, denn sie hatte sich in eine neue Schwierigkeit verrannt. Der Baumeister hatte ihr Plan und Kostenvoranschlag gemacht. Die Kosten übertrafen bei weitem die Summen, auf die sie sich gefaßt gemacht hatte. Der Plan allein forderte schon fünftausend Mark.

In ihrer ersten Enttäuschung schrieb sie der Firma einen so groben Brief, daß es zu einer Klage gekommen wäre, hätte Vater Witzel mit tagelangen Mühen die Sache nicht ausgeglichen. Der Geheimrat durfte von dem allen und den zu zahlenden Summen natürlich nichts erfahren.

Abgeschreckt vom Umbau oder Aufbau war sie trotz dieser Erfahrung nicht. Sie hatte keinen Platz, brauchte mindestens noch acht Zimmer mehr. Also ein anderer Baumeister. Den ganzen Tag wurde von nichts als Plänen gesprochen.

Marta erwartete eigentlich jetzt schon immer einen finanziellen Zusammenbruch. In Saus und Braus wurde gelebt. Und nach Kurts wortlosem Abschied war alles möglich, schien ihr alles möglich auf Erden.

Der Tag des Wiedersehens mit Maregno, auf den sie ihre letzten Hoffnungen setzte, kam heran.

„Du versinkst in all den Lappalien des Lebens, in Familienänkereien, Alltäglichkeiten, Bausteinen — schade um Deinen Verstand. Du mußt heraus — Laß mich nur machen,“ sagte Maregno, als Marta ihm ihr ganzes

Herz ausgeschüttet hatte. Das war auf einer zweistündigen Spazierfahrt gewesen, da sie sich ängstlich geweigert hatte, mit ihm ins Hôtel zu kommen.

Atemlos hatte er ihr gelauscht — nicht weil irgend etwas Faktisches ihn an ihrer Darstellung interessierte. Nein, es waren alltägliche Vorkommnisse, die er fast vorausgesehen; ihn fesselte nur ihre eigene Seele, ihre innere Entfaltung. Liebte sie diesen jungen Mann? Und wenn — wie sollte er sich dazu verhalten? Sollte er, wie sie bat, ins Elsaß reisen, um ihn kennen zu lernen?

Er konnte es nicht fassen, alles in ihm sträubte sich dagegen, daß sie zu einem tiefen Gefühl gereift wäre und dies Gefühl nicht ihm, sondern irgend einem Unbedeutenden, der innerlich und äußerlich zur Masse, zum Durchschnitt gehörte, gelten sollte. Unglaublich. Seiner Logik nach gab es das nicht im Seelenleben.

Was hatte er versäumt, daß ihr Herz, als es sich endlich öffnete, sich nicht ihm allein erschloß?

Hatte er den Bogen überspannt, als er abgereist war? Alles, was er getan, gesagt hatte, war ja nur gewesen, um sie zu reizen, einen Stachel in sie zu bohren. Hatte er nicht genügend Geduld und Ausdauer gehabt? Hatte er denn nicht die ganze reiche Klaviatur seines Könnens vor ihr angeschlagen?

Und sie war einfach dem ersten Kuß eines in seinen Augen braven dummen Jungen verfallen, der anstatt sich das Mädchen einfach zu nehmen, an den Vater schreibt . .

Korrektheit in der Liebe! Ein Widersinn. Er nannte das nicht einmal Liebe.

Aber dem flugen, originellen kleinen Wesen hatte das dennoch imponiert? Es war, um sich die Haare auszureißen.

An sich fetten konnte er sie, konnte sie zu sich locken, jedes Recht des Stärkeren an ihr üben Doch das genügte ihm nicht mehr. Er wollte ihre Liebe gewinnen. Tag und Nacht hatte er es sich ausgemalt, wie ihre Augen bei seinem Anblick aufleuchten, wie sie bis zur feinsten Nervenfaser erbeben sollte vor ihm. Ihr ganzes Sehnen und Denken sollte an ihm haften. Nicht den widerstrebenden zarten Leib, ihr unaussprechliches Ich wollte er besitzen. Hingebend zu ihm aufblicken, wie sie es zum Vater tat, sollte sie; er war eifersüchtig auf alle. Ihre Seele, ihre noch nicht entwickelte Seele mußte er gewinnen, in seiner Hand halten. Ihr Leid und ihre Lust, alles sollte aus ihm allein quillen.

Und sie verstand ihn nicht, verstand ihn noch immer nicht. Immer noch war es März in ihr, und er stand im heißen, gelben August -- die Mittagssonne brannte auf seinen Scheitel und verbrannte ihn.

Nur Flug jetzt, nur gescheut. Sie nicht erschrecken. Keine Zärtlichkeit. „Du mußt zu uns, mußt aus diesen Verhältnissen heraus, in eine andere Lebenssphäre. Hier verkommst Du geistig und seelisch Denk nur an unser Heim Denk an Schott, der Dich unterrichten könnte, wie er mich herangebildet hat, denk an meine alte Rosen Sie fragt jeden Tag nach Dir. Was Deine frische Jugend mir sein würde, wie ich mein eigenes Sein erst in Dir erkenne — das weißt Du! . .“

Marta umschürte es förmlich Hals und Brust: Sie dorthin, nach Petersburg, zu ihm . . Nein, das war zu unheimlich, das konnte sie nicht.

Es war gut gemeint, sie dankte ihm.

Für sie mit dem jungen Assessor zu verhandeln, lehnt Maregno ab.

Drei Tage quälte Marta sich innerlich mit der Angst, Maregno könne sein Projekt ausführen. Aber diesmal rettete die Tante sie, ohne es zu ahnen.

Sie schrieb ihrem Bruder: so gern sie Marta mitnehmen möchte, die Gerüchte von der „bösen Stiefmutter,“ die schon jetzt aufkämen, dürfe man nicht scheinbar bestätigen. Marta müsse seines Rufes wegen absolut unter seinem Dache bleiben.

Der Geheimrat hatte nie daran gedacht, seine Erlaubnis zu solch einem erotischen Plan zu geben. Seine Tochter sollte nicht in den großen russischen Verhältnissen von Lolas Haus verwöhnt werden.

Wenige Tage darauf erhielt Marta einen Brief von Kurt. Er sagte ihr nur, daß er ihren Voratz, auf ihn zu warten, nicht billigen könne. Der Blitz sei in den blühenden Baum gefahren, nun sei er eben vernichtet. Er, Kurt, bliebe ihr herzlichst ergeben aber ohne jede Zukunftshoffnung. . .

Es war furchtbar. Marta litt namenlos. Was war nur geschehen? Sie schrieb ihm und schrieb immer wieder, daß sie ihm durchs ganze Leben die Treue wahren würde. Drei Tage später kam der Brief in einem von ihm adressierten Kuvert uneröffnet zurück. Auf einem Blättchen hatte er dazu geschrieben: „Es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein“ . . . Sie jammerte laut über diesem Blättchen, das sie mit Küssen bedeckte. Hatte man ihm das Ehrenwort abgenommen, daß er ihr nicht mehr schreiben würde? Marta war vollkommen verzweifelt. Daß Maregno dort eingegriffen, daran dachte sie nicht. Und doch hätte sie ihn kennen sollen. . . .

Sie brach auch körperlich zusammen. Acht Tage lag sie im Bett. Hedwig nannte es Influenza. Das ewige Weinen und Schluchzen sei Schwäche, Folge ihres

Nichtessens. Die gutmütige Jungfer besorgte die kümmerliche Pflege. Hedwig fiel es schwer, die kleine Wendeltreppe hinauf zu gehen. Außerdem erklärte sie die Krankheit auch ihrem Manne gegenüber für pure Anstellerei. Nicht einmal Lotte kümmerte sich um die Schwester; sie war jeden freien Augenblick auf der Eisbahn.

Am achten Tage schickte Hedwig der Kranken den Dr. Moos, — er war zum Musikabend bei Müllens — damit „Papa sich nicht etwa selbst zu ihr bemühe.“

Marta war vor allem sehr verlegen, als der Arzt unangemeldet in ihre unordentliche Kammer trat. Seit mehreren Tagen war dort nicht gründlich gereinigt und aufgeräumt worden — keiner kümmerte sich um die Tochter des Hauses und ihr selbst war alles gleichgültig geworden. Da sie fror, hatte sie sich eine alte rosa flanelljacke übergehängt, ihr Haar hing ungepflegt um ihre Schultern — wie taktlos von Hedwig, ihr einen fremden Herrn über den Hals zu schicken.

Dr. Walter Moos war freilich höchst diskret, sah sich nicht um, da er ihr Erröten gleich richtig gedeutet hatte, und fragte nur nach ihrer Temperatur. War er überhaupt „geschickt“ worden? Hatte er es nicht geschickt darauf angelegt, daß sein harmloser Chef ihn zum Berichterstatten hierher entsendet?

Marta hatte „sich nicht gemessen“, d. h. sie hatte keinen Thermometer oben und nicht daran gedacht, ihre Körpertemperatur zu konstatieren. Dr. Moos ging selbst nach unten und brachte ihr kopfschüttelnd einen Thermometer: für eine Doktorstochter fand er sie wirklich zu unerfahren. Aber es schien ihm ein Reiz mehr an ihr.

Er bat sie, bis morgen Nachmittag zwischen drei und vier, wo er wiederkommen würde, zweimal den

Thermometer anzulegen, sich die Ziffern aber auch zu merken. Und an der Thür im Fortgehen meinte er halb scherzend: Opium sei doch diesmal nicht in ihrer Reichweite?

Sein Besuch hatte Marta auf andere Gedanken gebracht. Es tat ihr eigentlich wohl, daß er sie an die Opium-Vergiftung erinnert hatte. Vielleicht war es nicht ganz ohne Absicht geschehen? Sie war schon einmal ganz verzweifelt gewesen und hatte es dennoch überwunden. . . Freilich, damals war Kurt, der Sonnenstrahl, in ihr Leben getreten. Und jetzt . . . Sie mußte wieder weinen. Konnte sie denn nie mutig tragen, was doch ertragen werden mußte?

Am nächsten Morgen stand sie auf. Anfangs fühlte sie sich schwindlig, fühlte eine solche Leere im Kopf, daß sie sich immer wieder hinlegen mußte. Um zwei Uhr aber ging sie nach unten, in das Oberlicht-Zimmer; sie wollte nicht, daß der Doktor noch einmal in ihre kleine Kammer kroch.

„Ach, da bist Du ja wieder,“ sagte Hedwig, halb spöttisch, halb ärgerlich. Und weiter sagte sie nichts, nicht ein Wort der Teilnahme. Sie konnte es nicht vertragen, daß jemand anders als sie krank war im Hause. Es gehörte zu ihren Prärogativen. Auch außerhalb des Hauses, im Bekanntenkreis, war das, was andere erlitten, nie von Bedeutung, nie der Rede wert, nur was sie selbst befiel, war interessant, wurde übertrieben, aufgebauscht.

Sie erging sich jetzt in Lobpreisungen des Assistenten, Dr. Moos. Sie nähme ihn zum Hausarzt. Papa hätte nie Zeit, man müsse sich schämen, ihm mit Kleinigkeiten zu kommen, aber kuriert müssen die doch auch werden. Sie hätte eine Stelle am Fuß, die ihr bei jedem Auftreten weh täte. Papa lache, wenn sie darüber klage, Dr. Moos

jedoch hätte ihr gleich einen Verband angelegt, der den Schmerz behoben. Heute käme er wieder, um den Fuß anzusehen. Er hätte schon von Röntgen-Durchleuchtung gesprochen . . .

Gleich darauf erschien der Doktor. Er bat Hedwig, sich in ihr Zimmer zu legen, während er noch ein paar Fragen an Fräulein Marta richten wolle. Marta fühlte wohl, er wollte mit ihr allein reden und wunderte sich über die Sicherheit, mit der er seinen Willen durchsetzte. Martas Temperatur war unter sechsunddreißig gewesen. Er zählte ihre Pulsschläge, sah ihr Zahnfleisch an, hob die Lider hoch und verschrieb ihr dann eine Art Eßkur. „Wieder etwas vorgefallen?“ fragte er halblaut, während er schrieb und warf ihr einen Blick aus seinen warmen und doch durchdringenden Augen zu. „Ich meine, so etwas wie damals vor der Opium-Affäre“ — —

„Ich hab' Einen lieb, und die Eltern erlauben es nicht . . .“ stieß sie, wie gebannt von seinem Willen, heraus.

Er schrieb an dem Diätzettel weiter und schaute nicht wieder auf. „Dachte ich mir . . . Das kommt öfters vor“ . . . entgegnete er dann ruhig. „Ich zum Beispiel hab' auch Jemand lieb, und der will mir das, scheint's, auch nicht erlauben . . .“

Marta wurde dunkelrot. Es klang wie eine Frage. Er schrieb weiter. Was für ein langer Diätzettel!

„O Sie . . .“ begann sie, als das Schweigen gar zu peinlich wurde . . . „Sie stehen viel zu hoch, als daß man bei Ihnen an so etwas denkt . . .“

„So!“ meinte er und schrieb immer noch mehr. Vielleicht zeichnete er auch nur Striche auf ein leeres Blatt.

Die Jungfer kam und meldete: die Gnädige Frau sei so weit und erwarte den Herrn Doktor.

„Also ich steh' zu hoch? Weiter nichts?“ sagte er,

sich erhebend und ohne die Antwort abzuwarten. „Zu hoch? Das ist eine merkwürdige Auffassung.“ —

Marta kam sich kindisch, treulos gegen ihren Kurt, sogar schlecht vor, als sie im Oberlichtraum sitzen blieb und wartete, bis Dr. Moos wieder zurückkommen würde. Sie wußte nicht recht, was sie ihm sagen wollte, es drängte sie nur, ihm zu erklären, wie vollkommen Kurt und sie zusammengehörten, und daß sie ohne ihn wahrscheinlich sterben müßte. Für den Doktor hätte sie daneben warme Sympathie, sie sei ihm dankbar, schaue zu ihm auf . . . Es sei aber Freundschaft, nicht Liebe. Mit Kurt verstehe sie sich besser, sie paßten zu einander . . . Vor Dr. Moos käme sie sich klein, unwürdig vor . . . Er sei ja so anders, leiste schon großes, fast so viel wie Papa . . . bald würde auch er Professor und ein berühmter Mann sein . . . Zu hoch stand er über ihr . . . Und dann die Sehnsucht nach Kurt.

Das alles wollte sie ihm sagen. Als er jedoch kam und vor ihr stehen blieb, immer mit dem fragenden Blick, sagte sie garnichts.

„Befolgen Sie nur hübsch meine Vorschriften,“ wiederholte er, „und vor allen Dingen nicht mehr weinen! Morgen um dieselbe Zeit komme ich wieder. Vielleicht haben Sie bis dahin auch eine stichhaltigere Erklärung als dieses . . . „zu hoch“ gefunden.“

Es klang leise, aber wohlthuend spöttisch und überhebend. Fast, als hätte er sagen wollen: „Sie sind doch ein kleines Schaf.“

Er hatte sich den Paletot schon übergeworfen, grüßte sie noch einmal und eilte davon . . . Er war sehr schön. Ein Apoll . . . dachte Marta. Nein, der Vollbart paßte nicht zu jenem Griechengott . . . Vielleicht glich er mehr dem Aeskulap? . . . Jawohl, nun hatte sie es . . .

Aeskulap selbst, das war er. Sie mußte nur nicht seinen Götterweg kreuzen, durfte ihn nicht, zu seinem Verderben, auf ihre Erde ziehen, an die Niedrigkeit binden. Nein, nein, er war zu hoch für sie. Sie hatte instinktiv gleich das richtige Wort gefunden: zu hoch für ihre kleine irdische Erscheinung.

Wenn sie nur den Mut hätte, ihm das einmal auseinander zu setzen. Aber immer nur hinterher, immer nur mit sich allein fand sie die passenden Ausdrücke.

Am folgenden Tage kam Dr. Moos nicht. Er war unerwartet, in Vertretung des Geheimrats, auf ein Schloß bei Posen gerufen worden, wo man die Hülfe eines Spezialisten brauchte.

Acht Tage blieb er aus. Hedwig war außer sich. Sie vermißte ihn noch mehr bei der Musik als bei ihrem Fuß, den der Geheimrat unterdes verband. Marta hielt gewissenhaft seinen Diätzettel inne und hatte auch kein einziges Mal geweint. Erleichtert ward ihr diese Vorschrift durch den glücklichen Zufall, daß sie drei Tage hinter einander in ihre Vorlesungen gehen konnte. Freilich, an Kurt dachte sie jeden Augenblick, von früh bis spät. Sie war auch überzeugt, daß das nie, nie anders werden könne, bis an ihrfühles Grab. . . Doch hörte sie nichts von Kurt; der Name Rietburg wurde im Hause nicht mehr ausgesprochen.

Nun war bereits der Monat Februar angebrochen — nur knappe drei Monate noch, dann war das drohende Gespenst, das Hedwigs Zustand für alle geworden, verschleucht.

Als Dr. Moos endlich wiederkam, um sich nach seinen Patientinnen umzusehen, sagte er zu Marta: er hätte trotz tiefen Nachdenkens den Sinn ihres Ausspruchs: „Zu hoch zum Liebhaben“ nicht erfaßt. Ob sie

ihm nicht eine deutlichere Erklärung geben könne. Vielleicht habe sie ihm, ohne ihn kränken zu wollen, mitteilen wollen, daß er ihr nicht zusage? Sie protestierte eifrig. Sie wisse Niemand, den sie so gern zum Freunde haben wolle . . . Sonst aber sei sie nicht frei . . . ihr Herz sei verschenkt.

Er wechselte die Farbe; sein dunkles, lebensvolles Kolorit wurde fahl. „Also im Ernst? Ich dachte, es sei mehr ein Scherz, eine Tändelei gewesen . . .“

„Mir war es Ernst,“ entgegnete sie. „Aber ich habe jeder Hoffnung entsagen müssen.“ Er brachte sie unvermerkt dazu, daß sie ihm alles erzählte, was mit Kurt zusammenhing — sie wollte ihn ja zum Freunde haben.

„Wollen Sie mir gestatten, in ein paar Monaten einmal wieder anzufragen, ganz freundschaftlich, wie es mit Ihnen steht?“ sagte er schließlich. „Als Arzt möchte ich Ihnen vorschreiben, wenn Sie gesund werden wollen, mit aller Willenskraft gegen Ihre Erinnerungen anzukämpfen“ . . . setzte er hinzu. „Das ist schwer — fast unmöglich. Ich weiß es selbst . . . Aber, versuchen muß man es . . .“

Etwas brannte Marta noch auf der Zunge. Sie hatte in den letzten Tagen so oft daran denken müssen, daß sie nicht so rein war wie andere Mädchen — gar so viel war über sie hingebraust, sie mußte auch die Last von Maregnos Heimlichkeiten tragen, ohne je ihr Herz befreien zu können. Denn alles, was sie sagen mußte, würde Maregno belasten, vielleicht, wie sie in ihrem phantastischen Kopf meinte, zu Blutvergießen führen . . .

Darum sagte sie tonlos: „Was auch geschieht . . . Ihrer kann ich nie mehr würdig werden.“

„Wenn man von einem Manne irrtümlicher Weise so

hoch denkt — wäre dieser Mann doch ein Narr, wollte er verzweifeln“ . . . erwiderte er, aufatmend.

Marta wußte eigentlich nicht, was sie in diesem Gespräch zugesagt hatte. Es war doch eine Art Pakt zwischen ihnen abgeschlossen worden . . . Ein stillschweigendes Übereinkommen.

Schon am folgenden Tage hatte er sich, um sie abzufangen, die Stunde freigehalten, in der sie zu ihrer Vorlesung ging, und führte sie ins Museum. Da saßen sie bei den Ägyptern auf einer roten Bank. Marta kam sich sehr erwachsen vor, als er ernsthaft über die Meisterwerke mit ihr plauderte. Er wußte so viel, und dann fuhr er mit ihr bis an die Ecke der Straße. Es erinnerte an Maregno — und doch war nichts Heimliches, nichts Drückendes an diesem Zusammensein, wenn sie auch zu keinem davon sprach.

Dr. Moos hatte sich einen Stundenplan angelegt, genau wie ein Schuljunge, auf dem war vermerkt, wo und wann er sie sehen konnte. Und wenn er auch noch so geheßt war, er machte es fast immer möglich, daß sie die Zeit, die sie außerhalb des Hauses zubachte, unter seiner Obhut blieb.

Außerdem rief ihn täglich die Berufspflicht zu Frau Hedwig. Sie ertrug ihren Zustand sehr ungeduldig; er war aber unbegrenzt erfindungsreich, um ihr Erleichterungen zu verschaffen.

Hedwig war überzeugt, daß ihres Mannes Assistent hoffnungslos in sie verliebt sei. Infolgedessen wurde er mindestens einmal in der Woche zur Tafel zugezogen. Auf diese Weise sah er Marta unaufhörlich, teilte ihr Denken schon nach wenigen Wochen, sah ihr tief ins Herz und verbrannte fast vor leidenschaftlicher Liebe für sie. Gewißigt durch Kurt Rietburgs Erfahrungen in diesem

Hause war er fest entschlossen, einen andern Weg einzuschlagen — wenn ihm nur erst das Herz dieses Kindes gehören würde. Noch glaubte sie, mit jeder Faser an Kurt zu hängen. Aber ihre Gedanken teilte sie Dr. Moos mit. Hatte sie ihm doch sogar schon die Gretchenfrage nach seinem Glauben an Unsterblichkeit einmal schüchtern, so nebenbei, gestellt.

Sehr erschrocken war sie freilich gewesen, als er ohne jedes Zögern, ohne Bangen von seiner festen Überzeugung der definitiven Endlichkeit, der Auflösung der Persönlichkeit in unzählige Atome gesprochen hatte. Ihr graute vor einer ewigen Nacht. Seiner Erklärung, auch diese Vorstellung sei unreal, sei pure Phantasie, begegnete sie mit einem nichtverstehenden, vagen Blick. Sie konnte all die angelernten Vorstellungen von Zeit und Ewigkeit, Himmel und Hölle noch nicht abschütteln. Sie irrte herum zwischen Welten fremder, heterogener Gedanken.

39.

Am dritten Mai wurde ein Zwillingsspaar geboren, zwei ganz gesunde, gut entwickelte Knaben.

Schon Mitte April hatte Hedwig ihre Mutter gebeten, zu ihr ins Haus zu ziehen; zugleich waren Lotte und die Bonne nach Friedenau gesandt, weil Hedwig wochenlang stündlich das Ereignis erwartete.

Marta hatte die Erlaubnis erhalten, im Haus zu bleiben. Von Winkels schreckte Hans sie ab, und hier konnte sie sich vielleicht bei der Pflege nützlich machen.

Zwei Söhne! Hedwigs Stolz kannte keine Grenzen. Natürlich glaubte sie, mehr gelitten zu haben als je eine

Frau; aber nun war sie belohnt. Nicht nur der erhoffte Knabe, gleich zwei. Ja, sie war ein in jeder Beziehung außerordentliches Wesen, und ihr Mann hatte Recht, wenn er ihr das in der Erregung der Stunde immer wieder sagte. Sie faßte seine Worte am zweiten Tage, als Marta an ihr Bett kommen durfte, zur Erbauung der Tochter und Frau Winkels in den Ausdruck zusammen: „Rudolph hat mir gestanden, daß sein wahres Leben erst begonnen hat, seit er mich kennt. Alles verdankt er mir.“ —

Marta hatte die Selbstüberwindung, ein Lächeln auf ihren Zügen zu bewahren. Bei der nächsten Gelegenheit verließ sie jedoch das Krankenzimmer.

Sie hatte sich innig gefreut, als die kleinen Brüderchen zur Welt gekommen waren, hatte vorher aufrichtig um Hedwigs Leben gezittert, ihr jede Leidensgröße zugestanden. Tief erschüttert hatte es sie auch, daß ihr geliebter Vater nun Söhne habe, die seinen Namen durch ferne Zeiten tragen durften, ihm dauernde, unpersönliche Unsterblichkeit sicherten — was Töchtern nicht vergönnt war . . . Aber mußte sie dies mit einem solchen bitteren Vorwurf gegen ihre eigene Mutter bezahlen? Ihre Mutter hatte auch einen Sohn gehabt, ihn aber in seinem zweiten Jahre hingeben müssen. Vielleicht wußte Hedwig das nicht. Jedenfalls war es gemein, ein Unglück für eine Schuld anzusehen.

Hedwig war aber gemein! In dem ungezügeltsten Übermut dieser Wochen, in denen sie wie eine orientalische Kaiserin von ihrem Lager aus schaltete, keine Einrede mehr duldete, unter dem Hinweis, daß der geringste Widerspruch nicht nur ihr, sondern den Kindern schaden würde, entfalteten sich die üppigsten Triebe ihrer Natur, die niedrigen.

Sie nährte mit Unterstützung einer Amme die Zwillinge, sie wiegte sich auch deshalb in einer schrecklich zunehmenden

Selbstbewunderung. Ihre stets maßlosen Pläne und Wünsche wuchsen ins Unermeßliche.

Der Neubau hatte schon im April begonnen. Es war nun ganz etwas anderes geworden als eine Erweiterung der Villa, es war ein Haus neben dem Hause. Damit der Geheimrat nicht gestört würde, sollte die Verbindung zwischen den Häusern erst im Sommer, wo er mit Frau und Kindern abwesend sein würde, hergestellt werden. Hedwig hatte einen Baumeister ganz nach ihrem Herzen gefunden, der ihr nach dem Munde redete. Der Garten war nun freilich verkleinert; aber da Hedwig der Zwillinge wegen die gute Jahreszeit doch nie in Berlin bleiben würde, hatte das plötzlich keine Bedeutung mehr. — Noch vor wenig Monaten war die Größe des Gartens der Hauptreiz der Villa gewesen. — Jedes Argument, das gestern stichhaltig gewesen, wurde heute hinfällig — und umgekehrt. Es konnte einem schwindeln bei den stets wechselnden, sich widersprechenden Gesichtspunkten. Marta dachte darüber nach, wie es nur möglich sei, daß jedes Ding so viele Seiten habe. Wagte sie aber einmal daran zu erinnern, daß Hedwig gestern apodiktisch das Gegenteil von heute behauptet habe, so erging es ihr schlimm. „Unverschämtheit“, „Frechheit“ war das mildeste Wort. Meist wurde sie sofort aus dem Zimmer geschickt, mit der Weisung, sich erst wieder blicken zu lassen, wenn sie bessere Manieren gelernt habe.

Sowie Hedwig etwas anderes einfiel, vergaß sie ihren ganzen Jörn. Oft wurde Marta eine halbe Stunde, nachdem man sie herausgeworfen hatte, wieder geholt, nur weil die Amme das blaue Seidenband für Siegfried oder Frohlieb — so hatte Hedwig ihr Knaben benannt — verlegt hatte, und Marta ein Genie fürs „finden“ besaß. Manchmal rief man sie auch nur, damit sie die schlafenden

Engelchen bewundern sollte — wenn gerade niemand anders zur Hand war, dem Hedwig ihr Entzücken mittheilen konnte.

Marta war überrascht, wie zärtlich Hedwig als Mutter sein konnte. Ob es standhalten würde? Es war ja nichts von Dauer in ihr, weder Ansichten noch Gefühle.

Vor der Geburt der Kinder hatte sie gesagt, die gesellschaftlichen Pflichten, die sie bisher vernachlässigt hätte, würde sie vor allen Dingen nachholen — „das Balg“ sollte sie nicht daran verhindern, das Leben zu genießen und ihre Stellung mustergültig auszufüllen. (Was sie auch immer tat, für „mustergültig“ hielt sie es.)

Jetzt gab es überhaupt kein Leben, kein Interesse außer den Zwillingen. Selbst am neuen Haus war nur der Teil wichtig, der für die Kinder bestimmt war. Alles, was es an Luxus gab, was für Kinder erdacht und erfunden, was die Technik konstruiert hatte, sollte in den drei sonnigen Sälen, die ihren Knaben bestimmt waren, angebracht sein. Diese Kinder waren natürlich, man sah es an untrüglichen Zeichen — Genies. Auch sahen sie, wie Hedwig behauptete, dem Vater so ähnlich, wie noch nie Kinder ihren Vätern ähnlich gesehen hatten. Selbst Lotte war als Kind des Hauses vollständig abgesetzt, aus Hedwigs Gedächtnis gestrichen. Was war ein Mädchen gegen ihre Söhne!

Lotte blieb also, zu ihrer und Mademoiselles Freude, immer noch in Friedenau.

Jedoch plötzlich — es war so vier Wochen nach Geburt der Zwillinge — entdeckte es Frau Wintzel:

Der noch nicht sechzehnjährige Hans hatte eine richtige Liebesbeziehung mit der achtzehnjährigen Bonne. Man fand sie eines schönen Tags auf seinen Knien sitzen —

Natürlich wurde „die Person“ sofort mit Schimpf

und Schande davon gejagt — und sie hatte gehofft, sich eine Lebensstellung zu sichern.

Der arme Hans, der den Tücken „solch Einer“ zum Opfer gefallen, wurde vom Vater scharf zur Rede gestellt, im übrigen aber mehr bedauert als beschuldigt. Hedwig war der Meinung, ihre Mutter sei an allem schuld, sie verstehe nicht, einen Sohn zu leiten, zu beaufsichtigen. Sie behandle ihn immer noch wie ein Kind. — Dies seien die Folgen ihrer Blindheit! Hedwig schlug vor, Hans in eine Erziehungsanstalt zu geben, die Kosten würde sie tragen. Denn auch auf der Schule kam er nicht vorwärts, und dafür waren natürlich einzig die Lehrer verantwortlich; sie hatten ihm alle Freude an den Büchern mit ihrer dummen Pedanterie ausgetrieben. Er, ein so eminent begabter Junge, sei durch das blödsinnige System des Unterrichts nie zur Entfaltung seiner geistigen Kräfte gelangt. Daß er schließlich auf Allotria verfalle, wundere Niemand — jedenfalls wunderte es seine weise Schwester nicht. —

Lotte sollte nun Martas Händen anvertraut werden. „Zu irgend etwas könne das große Mädchen doch schließlich auch einmal zu brauchen sein“ — meinte Hedwig.

Seit Jahr und Tag hatte sie Martas stets schwache Autorität bei Lotte mit aller Macht untergraben — jetzt sollte sie aber vorhanden sein, sich von selbst verstehen.

Auch Winkels meinten: die arme Hedwig könne sich doch nicht totquälen mit fremden Kindern, hätte mit den eigenen vollauf zu tun. So viel wie eine Bonne würde Marta mit Gottes Hülfe, da sie sich selbst für so gebildet hielt, schließlich doch auch verstehen.

Sicher hätte sie es gekonnt, in einem fremden Hause. Aber nicht hier, wo alles so verfahren war. Lotte hatte sich von der Französin eine schnippische Art der älteren Schwester gegenüber angewöhnt, sie verachtete im Grunde

ihres sehr egoistischen, frühreifen Herzens Marta, der sie garnichts zutraute.

Welch lange, geduldige Arbeit wäre nötig gewesen, um nur erst wieder die natürliche Basis der schwesterlichen Beziehung herzustellen.

Die Beaufsichtigung der Kleinen, die sich ihr überlegen glaubte, wurde zu einer stündlichen Pönitenz für Marta, der Unterricht, den sie zu erteilen versuchte, zu nutzloser Qual. Lotte erklärte, sie könne und wolle bei Marta nichts lernen.

Es war ein mangelndes Gleichgewicht in allem, was Hedwig anordnete, womit sie zu tun hatte. Von der einen Seite ward im Hause fürstlicher Luxus entfaltet, auf der andern litt man direkt Mangel. Die Töchter des Hauses in ihrer Bodenkammer hatten nicht einmal die nötige Bedienung. Marta putzte für sich und Lotte öfters die Stiefel, da bis mittags keiner der zahlreichen, freilich allwöchentlich wechselnden, immer von Hedwig gehezten Dienstboten sich dazu bereit fand. Die Leute hatten es auch bald heraus, daß sie sich gegen „die Fräuleins“ ungestraft alles erlauben durften.

Als die Zwillinge sechs Wochen alt waren, unternahm der Geheimrat mit seiner Frau die erste Ausfahrt. Es war ein großer Feiertag fürs Haus. Die Leute erhielten Geldgeschenke, die Eltern Winkel mit Hans waren zum Frühstück geladen. Auch Walter Moos war anwesend. Es fiel ihm schwer, seine Liebe vor Marta und vor seinem Chef zu verbergen, denn seit er Marta nicht mehr allein sprechen konnte, war sein Zustand fast unerträglich geworden. Seit Geburt der Zwillinge hatte sie ihren Besuch der Vorlesungen einstellen müssen, und seit die Bonne fort war, kam sie nie ohne Lotte auf die Straße.

Am Abend dieses Tages mußte der Geheimrat mit seinem Assistenten zu einer Operation nach Köln reisen, darum war das Mahl auf zwei Uhr festgesetzt worden.

Hedwig war derart mit sich zufrieden und strahlend, daß sie nach ihres Mannes Abreise, als Marta nach oben gegangen war, um Lottes Zubettgehen zu beaufsichtigen, sie noch einmal zu sich herunter rief. Was sie recht wollte, ob sie jemand suchte, vor dem sie prahlen könnte, ob sie nur den Drang verspürte, das Mädchen zu demütigen, wußte sie selbst nicht.

Es war im großen Gartenzimmer, dessen Tür zur breiten Terrasse offen stand. Das wunderbare Juni-Grün leuchtete in seiner zarten Jugendschöne noch licht in den Raum.

Blühende Gewächse standen draußen an der Balustrade der Terrasse — ein Bild wie aus alten Schlössern. Es frappierte Marta. Sie hing mit den Augen daran, fast als hätte sie es in dieser Stimmung der scheidenden Sonne schon einmal vor langen, langen Jahren gesehen. Oder als sage es ihr etwas besonderes, raune ihr etwas zu — sie wußte aber nicht was. Sie mußte nur grübeln und sich verwundern über die zauberhafte weltentrückende Farbenwirkung . . . Ein Grün wie in fernen Meeren, wie im Feenlande.

„Hat Papa Dir nicht noch etwas für mich aufgetragen?“ schlug Hedwigs Stimme ihr hart ans Ohr.

Marta hatte ihren Vater bis zum Potsdamer Bahnhof geleitet.

„Nein, er war sehr eilig. Wir kamen fünf Minuten vor Abgang des Zuges; Dr. Moos noch nach uns, so daß Papa besorgt und erregt war und zu keinem Abschiedswort kam.“

„Weißt Du, was mir Papa heute bei der Ausfahrt noch einmal gesagt hat? — Es ist wohl das Schönste, was einer Frau zuteil werden kann: Sein Leben hätte überhaupt erst begonnen, als er mich kennen gelernt habe . . .“

Es krampfte sich etwas in Marta mit scharfem Schmerz zusammen, heiß stieg es ihr in die Stirn. Jetzt wußte sie, warum Hedwig sie hatte rufen lassen. Ihre Eitelkeit und Selbstgefälligkeit brauchte ein Auditorium. Sie sah in das unbeschreiblich schöne Sommergrün und sann.

Ihr Schweigen verstimmte Hedwig offenbar. Sie hatte auf eine piquierte Antwort gerechnet, um noch mehr zu sagen, noch viel mehr, sie platzte sonst an unbefriedigter Eitelkeit. Flüchtig beobachtete sie das Mädchen, das, die Lippen leise geöffnet, vor ihr stand, mit dem Blick in die Ferne, und deren glänzende Zahnschmelzen sie, da sie auf einer Chaiselongue lag, von unten erblicken mußte. Hedwig selbst hatte keine guten Zähne, so reizte es sie jedesmal, wenn sie die Perlenreihe der kleinen Zähne Martas vor Augen hatte. „Du mußt nächstens mit Lotte zum Zahnarzt gehen,“ sagte sie, fast unwillkürlich das Gespräch auf das bringend, was ihr gerade durch den Kopf ging, „Lottes Zähne müssen nachgesehen werden. Ihr müßt vorsichtig sein, denn Deine Mutter hatte, wie alle Kränklichen, sehr schlechte Zähne . . . Die Anlage vererbt sich.“

Marta sah sie kalt und drohend an.

„Meine Mutter? Nicht daß ich wüßte . . .“

„Ich glaube sogar, sie hatte ein paar falsche Zähne“
— fuhr Hedwig fort. Es war eine dreiste und bewußte Lüge.

Marta kannte sich nicht mehr vor Zorn. Bei jeder Gelegenheit, oft ohne Gelegenheit — denn auch diese war bei den Haaren herbeigezogen — mußte sie dulden, daß ihre Mutter herabgesetzt wurde.

„Ich bitte Dich, den Namen meiner Mutter nicht mehr in den Mund zu nehmen. Sie war ein Engel . . .“

Hedwig lachte höhnisch auf: „Dann ist sie ja jetzt, wo sie hingehört . . . Auf Erden verstand sie jedenfalls nicht, ihren Platz auszufüllen . . .“

Hedwigs Zorn kannte, wenn er geweckt war, keine Grenzen. Und jeder Widerspruch weckte ihn sofort. Aber auch Marta hatte jetzt jede Besinnung verloren. Die Absicht war zu deutlich.

Sie packte Hedwig bei beiden Armen und schrie: „Nimm das Wort gegen meine Mutter zurück oder ich . . .“

Hedwig fuhr unentwegt fort: „Daß Du es nur ein für alle Mal weißt, Dein Vater hat mich schon bei ihren Lebzeiten geliebt, vom ersten Augenblick an, wo er mich erblickt, und wenn Deine Mutter nicht zur Zeit gestorben wäre, so hätte er sich von ihr scheiden lassen — weil er ohne mich nicht leben kann . . .“

Sie kam nicht weiter. In einem Anfall von Besinnungslosigkeit und Jähzorn hatte Marta sich auf sie geworfen, um ihr den Mund, den bösen Mund zuzuhalten . . . Hedwig hatte eine Klingel an der Chaiselongue und bei Martas erster Bewegung läutete sie Sturm.

Die Amme stürzte zuerst herein. Marta hatte sich beim ersten Geräusch schon wieder aufgerichtet, sie zitterte aber am ganzen Körper.

„Sie sind Zeuge, daß meine Stieftochter mich eben erwürgen wollte . . .“

„Hedwig,“ schrie Marta wie irr, „Du rast . . .“

Aber in ihrer maßlosen Wut hörte und sah Hedwig nichts. Der Diener trat jetzt ein. „Führen Sie Fräulein Marta in ihr Zimmer und schließen Sie sie dort ein . . . Ich bin sonst meines Lebens nicht mehr sicher,“ wütete sie. „Ins Gefängnis sollst Du, sowie Dein Vater kommt . . .“

„Gnädige Frau,“ warf die Amme beschwichtigend ein. „Der Kleine kriegt ja ganz vergiftete Milch, wenn Sie sich so aufregen.“

„Ich geh schon allein,“ wandte Marta sich leichenblaß zum Diener. „Sie brauchen sich meinetwegen nicht zu bemühen . . .“

Sie warf noch einen Blick durchs Fenster auf die Terrasse — draußen ein Bild des Friedens, der Harmonie . . . Dieser Hohn, dieser Hohn . . . Also darum hatte sie es vorhin so anstarren müssen . . . Zum letzten Mal . . . Zwei Tränen stürzten ihr aus den Augen und rannen unabgetrocknet über ihr Gesicht.

Dann ging sie ganz steif, wie erfroren, durchs untere Stockwerk bis zur Hintertreppe und in ihr Zimmer. Sie dachte nur Eins: Es ist vorbei . . . Sie nahm den Hut und einen Mantel aus dem Schrank, begab sich die Treppe hinab bis auf die Straße. Entfliehen, schnell entfliehen. Als sie unten war, kehrte sie aber noch einmal um. Im Portemonnaie hatte sie fünfzehn Mark . . . es war viel für sie, aber vielleicht würde es doch nicht reichen? So nahm sie ein kleines Armband und eine Brosche aus ihrer Kommode. Die goldene Uhr hatte sie bei sich . . .

Gern hätte sie Lotte noch geküßt, ach wie gern . . .

Aber das hätte sie verraten können . . . Und Eile war not . . . Entdeckung konnte Gefängnis bedeuten . . . Entsetzlich : Gefängnis . . . Sie war verloren, wenn sie nicht entfloh.

Die Dienstboten kümmerten sich nicht um sie. Die waren Hedwigs Wutanfälle gewohnt . . . Jedes Mädchen, das neu zuzog, hörte es schon vom andern, daß in dem Hause nichts als Toben und Wüten war. Dabei herrschte aber so große Unordnung, daß jeder, der es ein bischen verstand, herrlich leben konnte. —

Marta sagte sich, sie habe doch wirklich nicht daran gedacht, Hedwig ein Leid anzutun, nicht im entferntesten. Sie habe nur den bösen Mund zuhalten wollen . . . Aber das würde ihr niemand glauben, wenn Hedwig etwas anderes behauptete, vor allem der Vater nicht! Und auf ihn kam es ihr an, er war für sie Herr über Leben und Tod.

Merkwürdig! Nachdem Hedwig das Wort „erwürgen“ einmal ausgesprochen hatte, mußte Marta immer daran denken, daß es eigentlich das Richtigeste gewesen wäre. Sie war ein Feigling, daß sie das schamlose Weib, das ihre Mutter verläumdet, ihren Vater bloßgestellt, nicht hatte erwürgen wollen. Nein, gewollt hatte sie es nicht, auch nicht im Traum je daran gedacht . . . Doch das Leben, wie es war, die Menschen, wie sie sie jetzt kannte, würden ihr jedenfalls Unrecht geben. Ihr Herzensrecht war nie zur Geltung gekommen. Unterlegen war sie überall. Weil sie schwach war. Die Schwachen müssen unterliegen, untergehen; sie sind nichts nutz auf Erden . . . Sie sah das alles ein, als wäre sie hundert Jahr alt, während sie halb bewußtlos dort am Wasser entlang schlich, müde, wie nach langer Krankheit. Sie wollte zum Bahnhof, zu irgend einem Bahnhof. Und dann, wohin? Sie kannte nur einen Ort, wohin sie ziehen

möchte; zu Kurt, ins Elsaß. Aber das ging nicht. Sie sann nach . . . Zur Tante nach Wien . . . Nun, da alles vorbei war, da sie nie mehr ins Elternhaus zurück konnte, würde die Tante sich vielleicht ihrer annehmen? Wenigstens fürs erste? Sie hatte freilich gelernt, an allem zu zweifeln . . . Ach, wie würde Kurt erschrecken, wenn sie plötzlich vor ihm stünde. Sie hatte so ein sicheres Vorgefühl, daß er keinen Lebenskampf liebte, nichts Außergewöhnliches. Wenn er erführe, daß sie dem Elternhaus entflohen sei, aus Angst vor Verfolgung! . . . Wäre Dr. Moos in der Stadt, vielleicht würde sie jetzt zu ihm gehen . . . Aber es wäre unedel . . . Er war ihres Vaters rechte Hand . . . er käme in schwere Berufs- und Gewissenskonflikte, wenn sie um seinen Schutz bäte . . . Und er war ja fort mit dem Vater . . . Sie kam nicht einmal in die Versuchung, sich an ihn zu wenden. Geld hätte er ihr jedenfalls gegeben. Und Geld brauchte sie vor allem . . . Ihre Uhr versetzen? Mamas Uhr . . . Es wäre schändlich. Vielleicht ließ sich das vermeiden? Wie macht man das überhaupt: etwas versetzen?

Sollte sie nicht lieber zu den noch ahnungslosen Winkels fahren und sich dort Geld holen? Einen Augenblick lockte es sie, doch es schien ihr nachher zu unehrlich. „Vorpiegelung falscher Tatsachen“ hieß es in der Zeitung . . . Und gerade zu Hedwigs Eltern gehen? Nein, doppelt unehrlich wäre das.

Es wurde immer später. Vielleicht versäumte sie so den besten Zug. Wie weit kommt man wohl dritter Klasse mit fünfzehn Mark? Und wo sind Versatzämter? Wenn sie einen Schutzmann früge, würde er sie wohl gleich arretieren? Wie oft hatte sie das gelesen, daß man den Namen eines Menschen auf der Wache festgestellt

hätte . . . Sie würde ihres Vaters berühmten Namen in den Polizeibericht bringen . . . Unmöglich.

Sie raffte ihren Mut zusammen und ging in die Lützowstraße, wo noch einige Läden zu ihrer Freude offen waren. Sie hatte Glück. Der erste Juwelier bot ihr für das goldene Armband und ihre Broche, die sie vorgab, verkaufen zu wollen, da sie gar so altmodisch wären, dreißig Mark. Gefostet hätten die Sachen mindestens das Fünffache, sagte er ihr ganz aufrichtig . . . Aber mehr als dreißig könne er ohne Risiko nicht dafür geben.

Sie war es zufrieden, war sogar sehr zufrieden. Nun hatte sie ihr Reisegeld bis Wien. Beruhigt begab sie sich zu Fuß zum Anhalter Bahnhof. Zehn Uhr fünfunddreißig ging ein Zug ab, der auch eine dritte Klasse hatte.

Sie war noch nie dritter Klasse gefahren, und es kam ihr wie eine Heldentat vor. Die Angst, daß ihr Jemand nachgeschickt worden, sie zurückgeholt werden könnte, schwand allmählich. Wer sollte sie hier vermuten? Vor morgen früh würde man im Hause kaum ihre Abwesenheit bemerken. Sie brauchte sich wirklich nicht zu ängstigen. Und doch sah sie sich immer forschend um.

Unbehelligt konnte sie endlich — nach fast zweistündigem Warten — in ihr Kupee steigen. Es war ein volles Kupee; lauter bekümmerte Menschengesichter um sie herum, in denen sie bang spähte.

Wie schwer mußte doch das Leben sein, daß kein einziges, nicht mehr junges Antlitz andere Runen als die von Kummer und Sorge trug? Gab es denn Niemand auf der weiten Erde, der ebenso viel gelacht wie geweint, dem die Freude, die Sonne des Seins, das Antlitz verflärt hatte?

Nein . . . In der dritten Klasse jedenfalls nicht. Sorge, Kummer, Angst lag auf jedem Gesicht. Ganz

junge Frauen waren allerdings nicht unter den Mitreisenden — die ganz jungen mochten wohl, wie sie selbst, äußerlich faltenlos sein . . . Aber was davon zu halten war, das wußte sie am besten.

Es war eigen, wie aufmerksam sie die Andern ansah, immer als müsse sie an ihnen ihr kommendes Schicksal erlernen.

Die Sommernacht war kühl; trotz ihres Mantels fror Marta. Der Schlaf wollte gar nicht kommen und auch keine Spur von Hunger. Was war das nur? War es Erregung? Aber nein. Sie war ja ganz ruhig. Sie dachte schließlich sogar nichts mehr, als nur müde und träge, eingelullt vom gleichmäßigen Rollen der Räder: Nun ist alles vorbei, vorbei, vorbei . . .

Es war, als käme sie über das Wort nicht fort, als sei es ein Berg, gegen den sie anstürmte und von dem sie immer wieder hinabglitt: alles vorbei . . .

Als interessiere es sie nicht, was hinter dem Berge läge. Alles war ja vorbei . . . Auch die Landschaft, die Bäume vor den Fenstern flogen vorbei . . .

Sie hatte ihrem Vater zur Seite stehen wollen — und so hat es geendet . . .

Vielleicht träumte sie das Ganze nur. Sie selbst war es ja garnicht, die da saß!

Sie packte mit der einen Hand die andere an, betastete Arm und Brust . . . doch . . . Sie war es . . . leibhaftig saß sie dort, sie Marta Müllen . . . In einem Kupee dritter Klasse, inmitten fremder Menschen, die sie nicht kannten, nicht auf sie achteten, die wie sie ein Billet nach Wien genommen hatten und dorthin fuhren. Das war die einzige Gemeinsamkeit, die sie an die Nachbarn band, die sie überhaupt noch auf Erden hatte . . . Ein gemeinsames Billet — wohin? . . . Zum Grabe . . . Ja,

das war die große Gemeinsamkeit. Die des Todes . .
Daher sind die Menschen wohl meist so traurig ?

Solch eine helle Nacht. Ganz unnatürlich hell.

Am Ende war es doch nur ein schwerer Traum,
der sie umsing ? Als Kind war sie einmal im Neben-
zimmer aufgewacht — der Mond hatte sie aus dem Bett
getrieben. Und wie furchtbar war sie dort erschrocken
— im Nachthemd im grellen Mondschein mitten im
Wohnzimmer. Und es hatte zwei geschlagen . . Grausig . .

Auch jetzt krampfte sich's am Herzen, als fralle sich
dort ein Raubvogel ein . . Es war die Angst . .

Bisher war sie wohl ohne Bewußtsein gewesen, hatte
alles unter einer dunklen Blutwelle, im Halbschlaf getan ?

Wie war sie überhaupt dazu gekommen ? Warum
hatte sie es getan ?

Um Gottes Willen! . . .

Die Angst packte sie mehr und mehr, griff ihr an
die Kehle. Sie fror nicht mehr . . Nein . . Ihr war
siedeheiß. Wie hatte sie es nur unternehmen können ?
Wie sollte es enden ? Sie konnte ja nicht, sie hielt es
nicht aus. Sie mußte zurück, sie sehnte sich tot nach
ihrem Vater.

„Vater, Vater“, formten ihre Lippen, stammelte sie
wie ein Gebet. O, tausendmal lieber von ihm mißhandelt
werden als ihn nie wiederssehen, nie . . Sie ächzte und
stöhnte im Getöse des ächzenden Zuges . . Wie der
Zug ächzte! . . Litt er auch ?

Sie stand auf . . Einen Augenblick war ihr, als
müsse sie die Tür aufreißen. Aber sie setzte sich wieder.
Schwindel und Übelkeit überkamen sie. Zum Sterben
übel ward ihr. Sie schloß die Augen und legte den Kopf
fest an die Bretterlehne . . Hätte sie sich nur einen
Augenblick ausstrecken dürfen . . Sie konnte nicht weiter.

. . Was hatte sie nur zur Flucht getrieben? . . Irrsinn? Betäubung? . . Wenn sie doch aus dem Zuge springen könnte, dann wäre all die Angst, aller Schrecken für immer vorüber . . Aber sie konnte sich nicht einmal rühren.

„Lieber Gott“ . . murmelte sie . . „lieber Gott“ . . bis zum „hilf mir“ . . kam sie nicht.

41.

Es war eine Art Ohnmacht, aus der sie wieder erwachte, als der Zug auf der nächsten Station brüst anhielt.

Sie sah erschrocken auf den leeren Perron. Zwei Uhr zwanzig zeigte die große Uhr. Dann blickte sie um sich. Alle Mitreisenden schliefen . . Nirgends Hilfe. Sie wußte nicht mehr aus und ein . . Sie dachte nichts, sie fühlte nichts als grenzenlose Verlassenheit und ein Weh, ein unerträgliches Weh. Die Tränen rannen, rannen stromweis über ihr Gesicht, und ihr Mund formte immer nur den einen Satz: „Ich kann nicht . . ich kann nicht.“

Was hatte sie getan in irrer Gedankenlosigkeit? Was sollte aus ihr werden? Wie war sie dazu gekommen? Was treibt denn den Menschen mit sicherer Gewalt etwas zu unternehmen, was er sich nachher selbst nicht erklären kann? . . War das ihr unbewußtes Weser von dem Maregno immer gesprochen hatte, oder war nur blinde Torheit, Mangel an Selbstüberwindung?

Im Augenblick, wo Hedwig so wegwerfend geliebte tote Mutter gesprochen hatte, war all legung ausgeschaltet worden, hatte sie nur Mut, der Verzweiflung gehabt.

Und nun kam die Überlegung, kam zu spät.

Hätte sie nicht sagen oder wenigstens denken können:
„Was Du sagst oder nicht sagst, berührt meine hohe,
heilige Mutter nicht.“

Ja, das hätte sie gekonnt. Sie hätte sich schweigend
abwenden müssen Aber sie hatte es doch eben nicht
vermocht. Sie hatte anders gehandelt. Und jetzt mußte
sie durchs Leben die Folgen tragen.

Das war wohl, was man Schuld nennt? . . . Freilich,
schuldlose Schuld. Es war über sie gekommen wie das
Unbezwingliche, wie der Tod. Der Tod ist doch auch
keine Schuld?

Aber kommt nicht jede Schuld so über den Menschen?

Jedenfalls, jetzt mußte sie die ihre tragen. Daran
war nicht zu rütteln und zu rühren: Trag die Verantwortung
dessen, was Du getan hast! Und wenn Dein Tun auch
nur ein Erdulden war. Die Form, in der die Schuld
über Dich kommt, ist so wechselvoll wie die große Natur
selbst.

Marta ging ihr kurzes Leben zurück: Ihr war immer
das stumme Erdulden auferlegt worden Damals,
unter Maregnos heißen, irren Liebesungen hatte sie das
erste Schuldgefühl kennen gelernt. Auch nur passive Schuld. . .
Ihr fehlte die nötigste Kraft: die Kraft sich zu wehren.
Das hatte sie damals bitter empfunden.

Und diesmal? Diesmal hatte sie sich gewehrt . . .
Aber wiederum war das Schuldgefühl, die entsetzliche,
scholle Angst da.

Wohin sollte sie sich innerlich retten? Was war Recht?

Was soll der Mensch denn machen? Rettungslos ver-

strickt in Netzen eines uralten Gewebes, das vor

gesponnen, nach seinem Tode noch fort-

und dem man nur entrinnt, wenn man in wilder

Kraft es zerreißt und sich bewußt ins Chaos zurukwirft. Dazu hatte ihr die Kraft gefehlt. Sie hatte nichts zerrissen — war nur durch die Maschen durchgeglitten . . . Lag jetzt am Boden . . . Wie damals nach Maregnos Angriff — und nach dem kurzen Gluk mit Kurt. — — —

Gab es denn keinen Freund, keinen Helfer, der für sie die Gewebe zerriß, oder sie am nackten kahlen Boden hielt und schtzte? Einen. Ja . . . Aber jetzt war er ihr auch verloren. Sie würde seinen hohen Lebensflug nur hemmen, war seiner unwürdig geworden . . . Auch auf die Freundschaft mußte sie verzichten . . . Alles verloren

Wie lang war die Nacht. Erst eine halbe Stunde vergangen seit jener Station. Und die Gedanken jagten, hezten sich so, daß sie glaubte, Ewigkeiten durchlebt zu haben, im Sphrennebel von Stern zu Stern geirrt zu sein.

Es zeigte sich ein Streifen Morgen. Aber was nzte er ihr. Abend und Morgen zeigten für sie keinen Unterschied mehr. Es war zu spät; nichts mehr gut zu machen. Zurück konnte sie nicht; und sie sah keine Bahn vorwärts in irgend ein Leben — konnte sich kein Leben denken ohne ihren Vater, ohne ihre Vergangenheit. Sie versuchte, es sich auszumalen: Im Widerstreit zu ihm, verflucht, verstoßen von ihm . . . Nein, niemals. Sie liebte ihn, und das konnte sie nicht. . . Es war das Einzige, was sie nicht konnte. Sie hatte Kurt entsagen gelernt — Wie ein süßer Frhlingstraum lag die Erinnerung an ihn hinter ihr; weit, weit fort, wie ein Weihnachtsbaum der Kinderzeit, mit seinen duftenden Lichtern und dem leisen Hunger nach Zuckersachen, der um ihn weht.

Dem Vater entsagen? Nein, eher sich selbst.

Wo war nur Recht und Unrecht, wo Wahrheit, wo

Lüge auf Erden? Wenn doch Einer es ihr sagen könnte. Sie hatte nur das Rechte tun wollen und doch so kläglich Schiffbruch erlitten Kann das der Sinn des Lebens sein, sich nur quälen, nur leiden? Wozu ist denn die Sonne da, wozu sind all die Blumen? Es lag eben nur an ihrer eigenen Unvollkommenheit. So durfte das Dasein nicht sein, immer nur Verzweiflung.

Der Traum vom Himmel . . . War er nur erdacht, weil kein Mensch sonst das Leben ertragen würde? . . . Aber sie glaubte längst an keinen Himmel, an keine Hölle, außer der auf Erden. Und die war schlimm genug: In ihr und um sie herum, überall Hölle . . .

Wieder sah sie forschend auf die Schlafenden. Und ein Ekel vor dem Tier Mensch ergriff sie . . . Wie widerwärtig waren diese Wesen. . . Ihr schauderte vor Abscheu. Gurgelnde Laute stieß der eine beim Schlafen aus, der andere lag mit offenem Munde da, aus dem Speichel tropfte; eine Frau verzog das ganze Gesicht, daß sie wie ein Affe aussah . . . Und das waren Wesen, die sie, Marta, mit Menschenliebe umfassen sollte, waren ihres Gleichen. Jetzt, wo sie ausgestoßen war von den Ihren, sollten solche Fremde ihr Heimat und Familie sein.

Die Erinnerung an das goldige Grün, das vom Garten ins Zimmer geleuchtet, an die Terrasse mit den blühenden Blumen stieg vor ihr auf. Sie durfte nicht daran denken, es war doch nie ihr Heim gewesen, fremd war sie dort, ungern geduldet, genau wie hier im Kupee, wo der Nachbar sich im Schlaf immer mehr und mehr Raum von ihrem Platz nahm, wo Jeder nur an sich, nicht an die Andern dachte.

Nur der Vater Sie schluckte, um nicht laut zu schreien. Lieber ersticken an ihren Tränen Der

Vater, dessen ganzes Leben im Dienst der Menschheit stand . . . nicht des Einzelnen allein. Ach, warum hatte er ihr nichts gegönnt von all seiner Größe? Warum nie auch um sie den weiten Mantel seines Geistes geschlagen.

Wieder eine Station. Noch zwölf Stunden bis Wien. Würde diese Fahrt nie enden?

Ein bohrender Schmerz in den Stirnhöhlen machte ihr jedes Geräusch, jeden Stoß zur Qual. Und sie konnte nicht aussteigen und die Fahrt unterbrechen, ihre Geldmittel würden nicht dazu reichen. Sie mußte vorwärts.

Sie suchte an der Mutter Schwester, an Tante Anna zu denken, versuchte sich ihre Ankunft auszumalen. Wenn man nur kein hartes Wort für sie hätte, ihr war, als könnte sie das nach dieser Fahrt nicht ertragen.

Die Sonne war aufgegangen. Wie schön ist sie doch — selbst vom schwarzen Kupeefenster aus gesehen . . .

Sie machte sich klar, daß jetzt die Grenze käme. Der Zug hielt. Sie hatte kein Gepäck, also ging die Zollbehörde sie nichts an. Fröstelnd hüllte sie sich in den Mantel und ging in die Restauration, wo sie eine Flasche Selterswasser bestellte; ein unerträglicher Durst quälte sie. Man brachte ihr einen Siphon. Papa hatte immer davor gewarnt, solch oft faules Wasser, das nachlässig bereitet war und lange in der Sonne gestanden hat, zu trinken. Aber der Durst trieb sie. Sonderbar, während sie es trank, schmeckte es ihr faul und war ihr, als hätte sie eine böse Krankheit in sich geschlürft. Ja, was die Vorstellung alles macht!

Endlos schien der Aufenthalt. Nun ging es aber hinein nach Oesterreich. Die Mitreisenden schickten sich an, weiter zu schlafen. Sie konnte kein Auge schließen. Es regnete. Die Sonne war bewölkt, aber es wurde

Tag, voller Tag. Grell und hell ließ er alles erkennen. Die Mitreisenden und die Gegend. Nur in sie hinein drang kein Strahl. Ganz stumpf schien sie sich geworden. Stunde auf Stunde verrann . . . Viele Stunden, bis sie endlich sich der Hauptstadt näherten.

In ihr erwachte dabei wieder die Angst, wie die Verwandten sie aufnehmen würden . . . Nichts anderes schien sie mehr sehen, hören, fühlen zu können. Die Mitreisenden zeigten sich die Türme der Kaiserstadt, nannten die Vororte. Nichts interessierte Marta. Es war beinahe, als sei sie blind und taubstumm.

Endlich die Bahnhofshalle. Sie folgte dem Strom. Ein Wagen. „Kein Gepäck?“ Nein. Sie nannte die Adresse der Tante: Sebastiangasse 97.

Wie im tiefen Traum, nichts sehend, nichts hörend fuhr sie und fuhr, sie merkte gar nicht wie lange. Ob so wohl Einer fühlt, der zum Richtplatz fährt, dachte sie einmal. Eigentlich dachte sie aber nicht mehr. Die Entscheidung war da.

Der Wagen hielt. Sie hatte an der Grenze ihren kleinen Rest Geld in österreichische Währung eingewechselt, konnte also zahlen. Fünf Kronen. Teuer, durchfuhr es sie, sehr teuer. Dann stieg sie die Treppe hinauf. Ein einfaches älteres Haus, fast wie in einer kleineren Stadt. Ob sie richtig war? Ja, schon eine Treppe hoch stand auf einfachem Porzellschild der Name.

Es hätte eine Beruhigung sein sollen. Nun war sie da, war in Sicherheit Aber die Angst hinderte sie, die Glocke zu ziehen. Mehrere Sekunden stand sie da . . . Ihr war, als würde sie durch die Glastür beobachtet. Vielleicht war es nur Einbildung, denn es schwindelte ihr vor den Augen. Plötzlich öffnete sich die Tür, ohne daß sie geflingelt hatte.

„Ja wirklich . . . Du Du“

Es war Tante Anna. Sie hatte am Fenster gestanden, da ihr Mann sie zu einem Spaziergang abholen wollte. Da war die Droschke vorgefahren, und sie hatte eigentlich ihren Augen nicht getraut.

Als sie jetzt aber in Martas Gesicht blickte, sagte sie kein Wort weiter, wartete keine Silbe ab, umschlang das zitternde Mädchen und zog es schnell über den Flur fort in ihr Zimmer.

„Marta, was ist geschehen?“ Marta konnte nicht sprechen. Es kamen über ihre bebenden Lippen wohl Laute, sie wurden aber in ihrem Weinen erstickt. Die Tante klingelte und bestellte eilig starken Tee, sie stürzte ins Nebenzimmer und brachte Wein — Marta trank, trank das ganze Glas aus.

Draußen klingelte es. Marta fuhr zusammen. Frau Peetz sah es und verschloß die Thür, nachdem sie ihrem Manne etwas zugerufen. „Es ist der Onkel.“

„Ach so, der Onkel,“ wiederholte Marta. „Wird er auch nicht böse sein?“

„Aber im Gegentheil . . . Er wird sich sehr freuen . . .“

Wie viel besser war Tante Anna als ihre Briefe, dachte sich Marta. Vor einem Jahre hatte sie geschrieben, sie wünsche nicht mehr von ihrer Nichte zu hören. Und jetzt hatte sie nicht einmal gefragt, woher sie komme und weshalb, sondern sie einfach in die Arme geschlossen.

Marta ahnte nicht, wie sie aussah, sonst hätte sie sich nicht gewundert, daß man sie nach nichts fragte.

Nun kam der Onkel doch herein, durch die andere Thür, und sagte, Marta sei wohl die ganze Nacht gefahren, hätte nichts gegessen, litte am Ende gar an der Reisemigräne Tante Annas, die auch ihre eigene Mama

gehabt habe . . . Kein Wunder, daß sie sich schlecht fühle . . .

Erstaunt, sie zu sehen, schienen sie nicht. Oder verbergen sie es? Wußten sie etwa schon etwas? . . . Zu Bett sollte sie sich legen.

Aber nein; nachdem sie den starken Tee getrunken, hörte das Zittern auf. Und da konnte sie es sagen, alles, alles . . . Daß sie entflohen, weil Hedwig ihr mit Gefängnis gedroht, und daß es wirklich nicht wahr sei, sie habe Hedwig nicht erwürgen wollen — obgleich es vielleicht mutiger gewesen wäre, sich zu wehren . . . Aber das könne sie eben nicht . . . Und dabei fing sie wieder an, krampfhaft zu schluchzen.

Tante Anna nahm sie fest in ihre Arme und sagte, jetzt solle sie nicht weiter davon sprechen. Erst in einer Stunde, oder morgen, oder übermorgen.

„Nicht wahr, Du wirst mich verbergen?“ fragte Marta wieder wie irr. „Wenn sie mich suchen sollten mit der Polizei.“

„Von all dem ist nicht die Rede, Kind, Du bist hier absolut sicher, im Ausland, in meinem Schutz“, sagte der Onkel und ging fort, um einen Arzt zu holen.

Er war sehr ängstlich, da seine Frau kränzlich war, und er hatte Sorge, daß Marta einen Nervenchof erhalten habe. Tante Anna suchte für Marta ein Nachthemd aus ihrem Vorrat und brachte sie dann im kleinen Fremdenzimmer zur Ruh.

Da lag sie nun still im schmalen weißen Bett. Tante Anna saß daneben mit einem Buch in der Hand.

Der Onkel hatte gemeint, es würde Tante Anna

schlecht bekommen, wenn sie heute nicht an die Luft ginge, sie hatte aber unwillig den Kopf geschüttelt.

Sie fragte nach nichts, lauschte nur gespannt, sowie Marta etwas sagte. Der Arzt hatte ausdrücklich vorgeschrieben, daß man die Kranke ruhig sprechen lassen solle, sie aber nicht dazu auffordern. Nur, was ihr ein Bedürfnis sei, was sie beschäftige, solle sie zu ihrer Erleichterung mitteilen.

Sie fieberte. Der Zustand ihres Herzens flößte ihm Bedenken ein. Trotz des Fiebers verordnete er darum starke Kost.

Alle zehn Minuten steckte der bebrillte Onkel mit dem vollen, runden Gesicht und dem beweglichen Mund, um den der Humor zuckte, seinen Kopf zur Tür hinein, „nur um zuzusehen . . .“

Wie er es zum vierten Mal wieder tat, mußte Marta laut lachen.

„Er ist zu drollig, der Onkel, wenn er über und unter den Gläsern so vorsorglich nach Dir schaut, Tante Nanni.“ — Der Professor nannte seine Frau nicht Anna, sondern Nanni. — Marta sprach das unwillkürlich nach.

Wie eine Erlösung wirkte dies Lachen. Tante Anna warf ihr Buch fort und sagte zu ihrem Manne: „Du bist doch der beste Doktor, nun ist unser Kind wieder normal.“

Sie küßte Marta und fuhr dann fort: „Eins, Kleine, muß ich Dich nun aber doch fragen: weiß man zu Hause, daß Du zu uns gefahren bist?“

„Nein.“

„Glaubst Du nicht, daß man sich um Dich ängstigen wird . . .“

Wieder fing das krampfhaftes Schluchzen und ein Zucken im Gesicht an. „Nein! Um mich ängstigt sich

Keiner!" Gleich bekam sie einen Schluck Medizin und Onkel und Tante beruhigten sie: sie sei absolut sicher, habe nichts zu befürchten.

Dann gingen sie beide einen Augenblick ins Nebenzimmer. „Wie Recht hatte der Arzt,“ meinte Frau Peetz, „nichts fragen. Das Gehirn scheint überreizt. Ich hätte es nicht tun sollen . . . Aber müssen wir nicht ein Wort schreiben? Der Bestie, der Hedwig, gönne ich zwar die Angst. — Aber schließlich, dem Rudolph müssen wir wohl mittheilen, daß seine Tochter in Sicherheit ist? . . . Sie suchen sie sonst in der Spree oder Gott weiß, wo . . . Die Polizei wird schon in Kenntniss gesetzt sein!“ . . .

„Laß sie suchen, sie verdienen es nicht besser,“ meinte der Gatte, der keine Lust hatte, dem Schwager zu schreiben, mit dem nie gut Kirschenessen gewesen. Es schien ihm auch wirklich nicht nötig. Frau Anna setzte sich aber wieder in Martas Zimmer und schrieb. Eigentlich war es ihr nicht unlieb, bei dieser Gelegenheit ihrem Schwager einmal unverhohlen ihre Meinung zu sagen. Nur die Anrede machte ihr Bedenken. Das „Du“ wollte nicht mehr aus der Feder. So schrieb sie einfach: „Sie haben Ihr armes Kind, meiner geliebten Schwester Tochter, nicht vor den rohen Insulten Ihrer herz- und gewissenlosen zweiten Frau zu schützen gewußt und damit das Vaterrecht auf Marta verwirkt. Sie hat sich zu uns geflüchtet. Mein Mann und ich werden ihr fürs Erste Obdach gewähren.“

Mehr zu sagen, wagte sie nicht. Die ganze Zukunft Martas schien ihr zu unsicher. Sie konnte sich auch nicht ohne weitere Überlegung verpflichten, die Kleine ganz bei sich zu behalten. Sie mußte in Martas Interesse handeln; ihr Recht an den Vater, an sein Vermögen, an eine Versorgung durch ihn galt es zu wahren. Das

ging doch nicht, obgleich Hedwig es sicher anstrebte, daß ein Vater alle Pflichten gegen seine Kinder abstreift — nur weil eine zweite Frau alles für sich haben will.

Frau Anna kam sich mehr als gütig gegen den Pflichtvergessenen vor, daß sie ihm überhaupt eine Mittheilung zukommen ließ. Sie rechnete aus, daß 36 Stunden Gewissensangst doch mindestens über Hedwig verhängt worden wären, selbst wenn sie die Flucht erst am Morgen bemerkt hätte. Wenig genug der Strafe! Vor morgen vormittag durfte ihr Brief nicht zur Post — das war gewiß. Doch nein! Es wäre ihrer unwürdig . . . Nicht bewußt quälen, nicht 'mal den Feind. Sie sandte den Brief sofort. Der Onkel saß unterdessen unruhig an seinem Schreibtisch über einem Korrekturbogen.

Es war doch ein wirkliches Abenteuer in seinem stillen Gelehrtenleben. Diese Störung schien ihm jedoch außerordentlich angenehm. Wie anders wäre das Dasein verlaufen, wenn er Kinder gehabt hätte! So dachte der Sechzigjährige. Und wie wunderhübsch war Marta in den fünfviertel Jahren geworden, seit er sie nicht gesehen . . . fein und vornehm hatte sie immer ausgeschaut, darauf besann er sich wohl; jetzt jedoch war etwas, was man garnicht übersehen konnte, aus ihr geworden. Ganz etwas Apartes. Freund Mosleiter, mit dem er immer von den Fakultätsitzungen nach Hause ging, und der sehr viel von Frauenschönheit verstand, würde einfach entzückt sein über dies Mädchen. Und wie nett würde es für ihn sein, zu dem Gartenfest nächste Woche ein Töchterchen mitzubringen. Gewiß spielte sie auch Tennis. Er würde sie von den Plätzen immer abholen. Ganz jung fühlte er sich bei diesen Gedanken. Ob die Kleine musikalisch war? Er war es in hohem Grade, war mehr Musiker als Chemiker, und seine Frau unterschied

nicht einmal Dur von Moll. Marta sah aus, als sei sie musikalisch — vielleicht konnte er sie weiter ausbilden?

Wie stolz war er, daß er sie vorhin zum Lachen gebracht, während der Doktor ihre Tränen mit all seinen Medicinen nicht hatte stillen können. Seine Frau freilich hatte die gute Wirkung durch ihr Gefrage wieder verdorben . . . Anna war zu pedantisch und wollte immer alles genau wissen. Hätte sie nicht mit dem Brief nach Berlin warten können? Gewissenhaft gegen Leute, die es garnicht verdienten! . . . Eine ausgezeichnete Frau im übrigen! Er gratulierte sich täglich zu ihr!

Marta schlief nicht, trotz der Medicamente. Die Frage der Tante ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Sie rechnete aus, daß der Vater noch in Köln sei, daß ihr Schicksal überhaupt erst entschieden werden könnte, wenn er zurückgekehrt. Bisher hatte sie ja keinen Grund gehabt, sich zu ängstigen. Was die Wintzels taten oder nicht taten, war ihr gleichgültig — Nur der Vater, auf den Vater kam es an . . .

„Tante“, fragte Marta und sah auf die Decke des Zimmers. „Ich möchte Dich etwas fragen: Gibt es Gerechtigkeit auf Erden?“

„Nein,“ erwiderte die Tante ohne jedes Zögern, so daß Marta sich erschrocken im Bett umdrehte, um zu sehen, ob sie etwa nur scherze.

„Aber warum sagt man uns das nicht, sowie man anfängt, uns etwas zu lehren? Warum stopft man uns voll mit Lügen von Jugend auf?“

„Aus Bequemlichkeit, glaub ich. Auch ich hab oft darüber nachgedacht. Frägt ein Kind: Warum ist dies oder das, so sagt man, um jede Erklärung zu vermeiden: Weil der liebe Gott es so gemacht hat . . . Ebenso bequem ist das Vertrösten auf Gerechtigkeit . . . Früher

erwartete man sie nur drüben, — jetzt, wo das drüben zweifelhaft wird, ist der Größenwahn soweit gediehen, daß wir sie hienieden schon besitzen wollen . . .“

„Du bist sehr flug“, sagte Marta ganz erschüttert. „Warum hab' ich nicht unter Deinem Einfluß aufwachsen dürfen! . . .“

„Deine Mutter war viel flüger als ich. — Sie starb nur zu früh für Dich . . .“

„War Mama ebenso — — — frei, wie Du?“

„Wie frei? Ich bin doch nicht freier als jeder denkende Mensch?“

„Ich meine: frei, daß sie nicht alles, was bestand, für richtig hielt, sondern auch tadelte, auch verurteilte. Bei Hedwig und Frau Witzel ist es schon ein Verbrechen, nicht alles, was in Staat und Welt geschieht, zu billigen, sich eine Kritik zu erlauben. Sie verlangen, daß man immer nur applaudiert, bei dem, was sie tun und was Autoritäten tun . . .“

„Aber, Marta, das sind ja überhaupt keine Menschen mit Lebensauffassung! . . . Dein Vater ist in den gewöhnlichen Troß, wovon zwölf genau ein Duzend machen, hineingeraten! . . . Das ist's ja, was wir ihm nicht vergeben können . . .“

Marta schwieg einen Augenblick: „Aber ihn sieht das nicht an, . . er bleibt groß.“

Frau Peetz konnte eine Verhimmelung ihres Schwagers nicht vertragen. Sie haßte ihn. Sie mißgönnte ihm auch seine Erfolge. Sie begriff nicht, daß Constanzes Kind noch an dem Manne hing, der ihrer Schwester im Grabe solche Schmach durch diese Wiederverheiratung angetan hatte.

„Jeder wird von seiner Umgebung hinauf- oder hinabgezogen. Das, was Du Dir vorstellst, was Dein

Vater sei — ein Geistesheros — ist er gar nicht. Ein erfolgreicher Arzt, wie es deren Duzende gibt.“ —

So sprach man von ihm! Wenn auch alles, was ihre Vorstellung ihr sonst vorgemalt hatte, falsch gewesen war, die Meinung über ihren Vater war nicht nur ihre Vorstellung, war ihr eigenes Sein. Und dessen kann man sich doch nicht entäußern? Nur durch den Tod . . . So lange sie lebte, würde der Vater ihr ein Halbgott bleiben.

„Wenn es keine Gerechtigkeit gibt,“ begann sie wieder . . .

Die Tante schwieg.

„Hedwig hat kein Gewissen, das hab' ich längst erprobt . . . Wo soll mir also Recht werden?“

„Recht wird Dir nie werden, Marta, nicht bei diesen gewissenlosen Menschen — auch nicht vor der Welt. Weil Du schwach und arm bist. Rechne nicht darauf . . .“

„Dann will ich lieber sterben.“ —

Frau Anna trat ans Bett und streichelte das weinende Kind.

„Derweil bist Du bei uns und wirst erkennen, daß Du bisher in lauter Illusionen, besonders über Deinen Vater, gelebt hast . . . Fortan kann zwischen Dir und ihm nur das Gesetz entscheiden.“

„Das Gesetz?“ fragte sie erschrocken. „Ich das Gesetz anrufen gegen meinen Vater? Lieber in die Donau!“

Ste saß aufrecht im Bett und zitterte am ganzen Körper. Frau Anna sah, daß sie eine miserable Krankenpflegerin war und daß sie ihrem Haß gegen Müllen keine weiteren Worte geben durfte; sonst brächte sie das Kind um.

Aber es verminderte ihre Wärme für Marte; solche Kindesliebe schien ihr verächtlich.

Was war denn das für eine demütige Menschenseele,

immer noch in heißer Liebe an dem Vater hing, der ihr nichts als Schlechtes angetan, der nie ein Herz für sie gehabt hatte? Solche Liebe ist Fetischismus; sie muß bekämpft, ausgerottet werden, damit das Herz gesundet.

Am nächsten Morgen stand Marta auf. Sie schlich zwar mehr im Hause herum als daß sie ging, aber sie sah doch mit großem Interesse diesen Mechanismus eines kleinen einfachen Haushalts. Ein einziges Mädchen besorgte alles. Marta hätte es nicht für möglich gehalten, daß trotzdem alles so wunderschön und adrett aussah.

Die Tante war von früh an fertig angezogen, kümmerte sich um vieles selbst, machte sogar die Tür auf, als das Mädchen fortgegangen war und ein Student zum Onkel kam.

Der Onkel arbeitete in seinem freundlichen Zimmer; nur zwei Stunden „las“ er im Institut.

Als er fortging, begleitete Marta ihn bis zur Tür. Als er wiederkam — sie hatte es zufällig vom Fenster aus gesehen — lief sie ihm trotz ihres Schwächegefühls entgegen, die halbe Treppe hinab. Er fing sie in beiden Armen auf und lachte vor Vergnügen; sie war ihm dafür unaussprechlich dankbar.

Nachher fragte Marta Tante Anna, warum sie dem Onkel nicht immer entgegenliefe, es mache ihm augenscheinlich so viele Freude.

„So etwas ist zwischen uns nicht Sitte — ich finde es auch nicht richtig. Ein Mann soll seiner Frau entgegen eilen — nicht umgekehrt.“

War Tante Anna kalt? Sie nannte ihren Mann nicht mit Vornamen Otto, sondern immer „Peek“, was abweisend und unästhetisch klang, auch nicht zu ihm paßte.

Onkel Otto mußte eine weiche, überschwängliche Natur sein, das merkte man besonders wenn er am Flügel saß. Tante Anna blieb dann im Nebenzimmer am Fenster, mit einer Handarbeit. Marta setzte sich ihm gegenüber auf einen Sessel, und sie dachte bei schönem Klavierspiel immer noch traurig an Kurt.

Am Abend, nach dem sehr einfachen Achtuhr-Essen (auch das Mittagessen hatte nur aus zwei Gängen bestanden) nahmen Onkel und Tante auf dem großen Sopha in Onkels Arbeitszimmer Platz, jeder in einer Ecke. Marta sollte sich zwischen sie setzen. Der Onkel las beim Schein der Hängelampe erst aus der Zeitung, dann aus einer Wochenschrift vor. Das war so seine Gewohnheit, seit mehr als dreißig Jahren. Da er sehr kurzichtig war, hielt er das Blatt nah vors Gesicht, was seinem auch sonst nicht sehr ausdrucksvollen Vorlesen entschieden Abbruch tat. Nach einer Weile nickte Tante Anna bei der Monotonie des Vortrages ein. Dies mußte auch zu den Gewohnheiten des Abends gehören, denn Onkel Otto schielte zu ihr hinüber und verstummte allmählich. Die Tante schlief jetzt ganz fest. Da winkte der Onkel Marta, sie möge ihm etwas näher rücken. Augenscheinlich wollte er ihr leise etwas sagen, ohne die Tante zu wecken. Lautlos rückte Marta an ihn heran, er winkte und winkte, bis ihr Kopf schließlich an seiner Schulter lag. Da war er's zufrieden, schlang den Arm um ihre schwächliche Taille und flüsterte ihr ins Ohr: „Martachen, Du darfst nie mehr von uns fortgehen!“

„Nein, Onkel Otto, wenn Ihr so gut seid, mich zu behalten.“

Tante Anna schlief fest, sie schnarchte jetzt sogar etwas.

„Martachen,“ fing er wieder an. „Ich fürchte, lange

bleibst Du doch nicht. Du bist zu reizend . . . dann kommt Einer und holt Dich fort . . . Und o, wie ich ihn beneide.“

Er zog die Kleine noch näher an sich.

Mit der einen Hand hatte er sie unters Kinn gefaßt und strich an ihrem Kinnbacken entlang. „So feine, zarte Knöchlein — Ja, das ist Deine aristokratische Abkunft — ein Kaffeekind, durch und durch!“ —

Marta lächelte ihn an. Es war lieb von ihm . . . Und doch . . . Sie dachte an Maregno. War es wieder das? O Gott, nur das nicht . . . Sie würde es nicht aushalten . . . Noch einmal? Der Tante Eifersucht . . . Schon heute, als sie ihm entgegen gelaufen, hatte sie einen kühlen Luftzug verspürt. Anders als bei Tante Lola, ganz anders. Hier stand eine feste Frauenwürde vor ihr . . . Aber es war dennoch im Grunde das Gleiche.

„Martachen,“ begann er flüsternd von Neuem. „Sag mal: ist schon Einer da, der ein Recht hätte, Dich von uns zu holen?“

„Nein,“ sagte sie leise, stockend. Sie dachte an Walter Moos, sie fragte sich, ob sie nicht im dunklen Hintergrund ihrer Seele die Hoffnung hege, er würde mit starker Hand sie aus den Wirrnissen ihres Lebens heben?

„Nein, Keiner hat ein Recht“ . . . wiederholte sie dann.

„Gott sei Dank,“ entgegnete Onkel Otto und drückte sie fest an sich.

Tante Anna wachte aus ihrem Schlummer auf. Onkel Otto zog seine Hand zurück, um die Zeitschrift wieder vom Tisch zu nehmen. Marta verharrte aber mit Absicht in ihrer Lage: mit dem Kopf an Onkels Schulter.

Die Tante schien dem Umstand gar keine Beachtung zu schenken. Sie begann zu stricken, und er zu lesen.

Der zweite Tag verlief wie der erste. Nur — da Marta ruhiger war, fragte die Tante sie über die letzte Szene mit der Stiefmutter, über das ganze Leben im Hause aus. Und Marta erzählte sowohl bei Tisch, wie auch Nachmittags ihr und dem Onkel stundenlang. Tante Anna hat ihren Mann, nach dem Spaziergang bei einem befreundeten Justizrat vorzusprechen. Sie hätte ein paar Rechtsfragen Marta betreffend notiert, über die er Auskunft geben möchte. — „Ehe die Bombe platzt“, sagte sie. Denn noch war die Nachricht nicht in Berlin angelangt, wenigstens hier in Wien keine Antwort erfolgt.

Abends mußte Marta sich wieder dicht neben den Onkel setzen. Aber heute war sie selbst so abgespannt, daß sie zugleich mit der Tante, während ihr Haupt an seiner Schulter ruhte, einschlief. Oder tat sie nur so, um all sein zärtliches Geflüster nicht zu beantworten? Sie sollte ihm versprechen, sich nie zu verheiraten, sollte Chemie studieren, seine rechte Hand werden.

In der Nacht klingelte es stark. Alle wachten auf. Ein Telegramm. Natürlich. Aber nicht das Erwartete. Eins aus Petersburg. Mit der eigentümlichen Weisung Maregnos, Marta Müllen möge sich, falls sie in Wien, vom Hauptpostamt einen sehr wichtigen Brief, der dort unter Adresse seines Hauslehrers lagere, sofort abholen.

Marta zitterte am ganzen Körper. Tante Anna, die ihr diese Depesche an's Bett gebracht hatte, verstand es nicht. Wozu so viel Vorsicht? Marta ahnte es. Damit nicht zufällig ein Anderer sich den Brief holte, war der Name Schotts nicht einmal genannt.

Was war dies für eine neue Komplikation? Brach alles zugleich über ihr zusammen.

Morgens um sechs Uhr zweites Telegram, diesmal an den Onkel:

„Meine Tochter hat umgehend zurückzukehren, sich auf Gnade oder Ungnade mir bedingungslos zu unterwerfen. Ist sie morgen nicht hier, ergreife ich die mir durchs Gesetz gegebenen Zwangsmaßregeln.“ —

Onkel und Tante standen sofort auf. Dies war die Kriegserklärung.

43.

In der Müllenschen Villa hatte Martas fortgehen keine Beachtung gefunden. Um zehn Uhr wurde das Haus verriegelt und verrammelt. Die Köchin traute der Vorsicht des Dieners nicht. „Männer sind immer leichtsinnig.“ Der Herr war verreist — da sah sie selbst lieber noch einmal nach. Sie las alle Einbruchs- und Raubmord-Geschichten, war infolge dessen sehr ängstlich. — Ihr, im Souterrain, würde es zuerst an den Kragen gehen.

Da kam die Jungfer zufällig herunter, um sich ein Glas Limonade zu holen. „Jesses,“ sagte sie, „schon alles zu? Ich glaub’ das Fräulein ist noch nicht zurück, und Sie haben uns schon verbarikadiert! —“

„Längst zurück. War überhaupt nur fünf Minuten fort; schien ihr wieder leid geworden . . . Ich sah sie selbst zurückkommen,“ entgegnete zuversichtlich die Köchin.

Die Jungfer tat noch ein übriges und fragte den Diener. Der schwor fest und steif, das Fräulein sei oben in ihrer Dachstube.

Lotte hatte sich gewundert, daß Marta sich nicht um sie kümmerte. Sie war daher später als sonst in’s Bett

gegangen, hatte sich aber mäuschenstill verhalten, um kein Ärgernis zu geben.

Erst als sie am nächsten Morgen spät aufwachte und Martas unangerührtes Bett sah, überfiel sie ein unangenehmes Gefühl: sie hatte also ganz allein geschlafen. Gut, daß sie es nicht gewußt. Marta, die glückliche, hatte die Nacht sicher in Friedenau verbracht. Bei Großmama war es viel netter als zu Haus. Da war doch immer etwas los, schon mit Hans. Hier durfte man nicht mehr nucksen -- der Zwillinge wegen. Marta war zudem mit ihrem Aufgepasse schlimmer als zwei Fräuleins.

Da Niemand sich um sie kümmerte, holte Lotte sich eine Puppe und ein Bilderbuch in's Bett. Sie hatte die feste Absicht, für's erste nicht aufzustehen. Sie konnte sich ja garnicht allein waschen oder gar baden und frisieren. Eine Sehnsucht nach Mademoiselle erwachte in ihr. Mademoiselle hatte von früh bis spät mit ihr gelacht, sie nie allein gelassen. Und die hatte man fortgeschickt, weil sie sich abends mit Hans amüsierte! . . . Was war eigentlich dabei? Nun hatte sie Marta auf dem Hals. Mit der gab's nichts zu lachen und zu spotten, die spielte Niemand einen Schabernack. Widerlich ernst war die. Hans hatte Recht: immer ein Leichenbitter-Gesicht. Wenn sie nur jetzt nicht gleich wieder erscheinen wollte und ihr allen Spaß verderben! . . .

Hedwig hatte eine schlechte Nacht gehabt, weil eins der Zwillinge Koliken bekommen und viel geschrien hatte. Die Amme mit dem zweiten Zwilling war ins Nebenzimmer umgezogen, damit kein Duett im Schreien begänne. Hedwig machte Marta und den von ihr verursachten Ärger für des Kindes Unwohlsein verantwortlich. Die Amme hielt es für gänzlich überflüssig, zu gestehen, daß sie gegen jedes Verbot eine große Portion roher Kirschchen

gegessen und selbst heftige Beschwerden gehabt habe. Es war bequemer und angenehmer, daß alles auf Fräulein Marta geschoben wurde. Nur zur Beruhigung ihres Gewissens, als Hedwig gar zu arg schimpfte, meinte die Amme: So etwas käme bei kleinen Kindern auch 'mal ohne jede Veranlassung vor . . . Hedwig wollte sich nicht beruhigen und beschloß, die eben entlassene Wärterin noch auf einige Monate weiter zu engagieren, damit sie hinfort besser behütet sei. Durch diese „dumme und freche Liese“, die Marta, wolle sie sich ihre Nachtruhe nicht wieder stören lassen.

Bereits gegen vier war aber die Störung überwunden, und Mutter und Kind schliefen prächtig bis in den Tag hinein. Der Kleine war sogar besonders herzlich beim Aufwachen. Die Jungfer, die Amme, selbst die Köchin mußten ans Bett der gnädigen Frau kommen, um sie und die beiden Knäblein von neuem zu bewundern. Sie tändelte und schäkerte mit ihnen herum, ließ sich von allen wiederholen, daß es noch nie in der Welt zwei solche Prachtjungen gegeben habe. Sie sahen wie Vierteljahrsfinder aus.

Heute wollte sie sie zum ersten Mal selbst baden. Kurz, sie war so voll von sich, daß sie an nichts anderes dachte.

Um elf Uhr wurde ihr ein Telegramm ihres Mannes gebracht: Die Operation habe eben stattgefunden, sei glänzend gelungen. Morgen früh sei er heim. Dann folgten einige Aufträge für den zweiten Assistenten, da Moos noch drei Tage in Köln bleiben müsse.

Hedwig ließ sofort Marta rufen. Sie sollte telephonieren und ein paar Karten schreiben . . . Ihren Groll hatte sie verschlafen; zu allen Bestellungen war Marta zu gebrauchen.

„Wo bleibt sie denn?“

Fünf Minuten vergingen. Hedwig wurde ungeduldig, da der Assistent nur bis zwölf telephonisch in der Klinik zu erreichen war.

Endlich erschien die Jungfer: Sie habe es gestern Abend schon bemerkt, aber die Andern hätten es besser wissen wollen . . . und schließlich sei sie nur bei der gnädigen Frau engagiert und kümmere sich nur aus Gefälligkeit um die Fräulein.

„Aber was ist denn los?“ unterbrach Hedwig ärgerlich. „Halten Sie mich doch nicht mit Ihrem Gewäsch auf. Wer verlangt denn, daß Sie sich um meine Töchter kümmern?“ . . .

„Wenn aber ein Unglück geschehen ist, bleibt es doch auf mir sitzen, weil ich hier im Haus war, und ich hab so viele Feinde . . .“

„So hören Sie doch endlich auf. Was ist denn geschehen?“

„Fräulein Marta ist fort, seit gestern Abend. Als die Köchin zuriegelte, sagte ich . . .“

„Halten Sie Ihren Mund,“ stieß Hedwig barsch heraus. Dann setzte sie sich. Sie fühlte eine Schwäche in den Knien. „Meine Tochter wird bei meinen Eltern geblieben sein . . . Ich entsinne mich jetzt . . . Ich hatte es ihr erlaubt, wenn es zu spät würde . . . Mich wundert nur, daß sie noch nicht da ist . . . Wo ist Lotte?“

„Fräulein Lotte liegt noch im Bett . . .“

„Sie soll sich schämen! Gehen Sie hinauf und helfen Sie ihr beim Anziehen. Vorher aber fragen Sie telephonisch bei meiner Mutter an, wann meine Tochter heut früh aus Friedenau abgefahren ist . . . Sie muß jeden Augenblick hier sein . . .“

Hedwig verspürte einen starken Schwindel. Besonders als sie auf die große Uhr sah: Elf Uhr fünf und zwanzig

Minuten Sie legte sich wieder ins Bett, ließ den Diener an die Tür rufen, trug ihm die Bestellungen auf und klingelte dann nach ihrem zweiten Frühstück. Die Hauptsache war, daß sie ihre Gesundheit pflegte.

Zwischen sieben und acht hatte sie den Auftritt mit Marta gehabt. Um acht hatte sie schon im Bett gelegen . . . Die große Uhr konnte mit einem Druck der Birne, die an ihrem Bettposten hing, elektrisch erhellt werden. Das hatte sie um halb Neun einmal getan Also war das Mädchen seit siebzehn Stunden fort. Natürlich aus Bosheit. Aus purer Schlechtigkeit. Na, der wollte sie die Wahrheit sagen über ihre bodenlose Rücksichtslosigkeit!

Das Frühstück erschien. Die Köchin brachte es selbst. Da „etwas los“ war, wollte sie auch dabei sein.

„Sehr unrecht von Fräulein Marta, der Gnädigen Frau solch einen Schrecken zu verursachen. Aber ängstigen Sie sich nur nicht, auf meiner letzten Stelle, da“ Nun erging sie sich in der Erzählung einer ganzen Reihe von analog sein sollender Fälle, in denen jedoch die Analogie fehlte. Hedwig ließ sich dabei das reichliche und gewählte Frühstück außerordentlich schmecken. Die Köchin ruhte nicht, ehe die Gnädige Frau all die lukullischen Gerichte verzehrt hatte. Es war eine Freude zu sehen, wie es der Frau Geheimrat schmeckte. Sie tats aber auch der Zwillinge wegen!

Dies Lob und das Frühstück taten Hedwig wohl. Sie erwartete jetzt ganz beruhigt die Antwort aus Friedenau. Sie lautete, die Frau Obersteuerrat würde selbst kommen.

„Aha! Sie fürchtet sich, diese Ausreißerin,“ dachte Hedwig. „Na, sie soll mich kennen lernen! Den Gefallen, mich um sie zu ängstigen, tu' ich ihr nicht . . .“

Und doch . . . Im Unterleib verspürte sie es ganz deutlich . . . Etwas Furchtbares, was sie nicht hoch kommen lassen wollte: Wenn dies verrückte, verfluchte Mädchen sich ein Leids angetan hätte . . . O, sie wußte schon, was sie Rudolph sagen, wie sie es ihm darstellen mußte . . . Aber es wäre doch ein fataler Augenblick . . . Und das Aufsehen! . . . Natürlich mußte man sofort dafür sorgen, daß ein paar Zeitungen richtig instruiert würden . . . Ihr Vater mußte das in die Hand nehmen . . .

Unten in der Küche und am Telephon gab es eine lebhafte Debatte unter dem Hauspersonal. Frau Winzel hatte telephoniert, sie wisse nichts über Martas Verbleib. Die Köchin hatte darauf die Ansicht geäußert, davon könne die Geheimrätin den Tod haben, wenn sie die Wahrheit erführe, und sie hatte nach Friedenau geantwortet, Frau Winzel müsse sofort zu ihrer Tochter kommen, es sei ein Unglück geschehen.

„Der Alten schadet ein bischen Angst nicht,“ meinte sie. „Der fährt's nicht gleich in die Milch!“ Die Umstehenden belachten dies wiehernd als höchst drolligen Witz.

Daß „etwas los“ war im Haus, gab allen eine vermehrte Lebensfreude. Die Köchin ging wieder, stolz auf ihre so oft bewährte Diplomatie, zur Herrin und gab ihr die beruhigende Nachricht. Hedwig trug ihr dabei auf, die Wärterin um jeden Preis wieder zu beschaffen. Auf das Honorar käme es ihr nicht an, sie zahle gern das Doppelte, denn ihre Gesundheit wäre unbezahlbar. Ihrem Manne könne sie ja auch keine größere Freude machen, als daß sie sich schonte und sich ihm erhielt.

Es wurde ein Uhr, ehe Frau Winzel vor der Villa eintraf.

Lotte spielte allein im Garten, natürlich in dem Teil, wo der Bau erst fertig gestellt wurde. Denn da gab es etwas

zu sehen. Sie lief der Großmama, da sie sie zufällig erblickte, bis ans Gitter entgegen.

Frau Winzel war atemlos: „Was ist denn mit Marta?“

„Ist sie nicht bei Dir? Von hier ist sie seit gestern Abend fort . . .“

„Und Mama?“ unterbrach sie das Kind.

„Ich weiß nicht . . . ich glaube, sie liegt noch im Bett . . .“

Die Köchin hatte aufgepaßt, da sie doch die wichtige Rolle, die Schwiegermutter von allem in Kenntnis zu setzen, keiner anderen überlassen wollte. Lotte jedoch sollte das nicht mit anhören. So machte sie von der Hintertür aus, im Rücken des Kindes, die merkwürdigsten Zeichen.

Frau Winzel beeilte sich, ins Haus zu kommen, und gebot Lotte, weiter draußen zu spielen.

Die Köchin begann ihre Rede wieder mit den analogen Fällen, dann aber berichtete sie ziemlich getreu, wie gestern Abend — sie hatte es durch die offene Gartentür bis in ihr Zimmer gehört — ein heftiger Wortwechsel zwischen der gnädigen Frau und Fräulein Marta stattgefunden habe.

Lange habe der Zanf nicht gedauert, denn gleich habe es stark geklingelt, und der Diener sei hinaufgeflogen. Er habe die Amme schon im Zimmer gefunden. Die Gnädige Frau, sehr aufgeregt, habe dem Fräulein mit Gefängnis gedroht und dem Diener befohlen, das Fräulein hinaus zu führen. Fräulein Marta wäre aber ganz allein fortgegangen . . .

Darauf sei nichts, absolut nichts mehr vorgefallen. Gnädige Frau habe sich zu Bett bringen lassen. Fräulein Marta sei zur Hintertür hinausgegangen, sei dann gleich zurückgekommen und habe sich in ihr Zimmer begeben. Sie,

die Köchin, habe nicht gesehen, daß sie zum zweiten Mal das Haus verlassen — doch die Jungfer behauptete es. Beim Kaffee heut früh sei es Niemand aufgefallen, daß Marta nicht da war. Der Eine habe immer geglaubt, der Andere habe sie bedient.

Erst als die gnädige Frau nach ihr verlangt, habe man gemerkt, daß Fräulein Marta seit gestern abend um halb acht verschwunden war.

„Um Gottes Willen! Um Gottes Willen!“ stieß Frau Winzel hervor, „seit gestern Abend halb acht!“ . . . und sie fiel auf einen Küchenstuhl.

Gegen die Vorausssage der Köchin schien es ihr doch in die Beine gefahren zu sein.

„Ich muß mich erst fassen, ehe ich zu meiner Tochter gehe . . . Was glauben Sie denn? Hat man ihr Zimmer durchsucht?“

„Mein Zimmer? Wie käme man dazu? Ich muß schön bitten . . .“

„Aber nein! Martas Zimmer. Vielleicht hat sie eine Nachricht zurückgelassen?“

Frau Winzel stieg mit der Köchin hinauf in Martas Stübchen. Die Durchsuchung verlief resultatlos.

Unten klingelte Hedwig, ob ihre Mutter noch nicht da wäre?

„Ich muß hinein,“ sagte sie. „Muß ihr einreden, daß Marta bei uns ist — sonst können die Zwillinge dran glauben . . .“

Frau Winzel trat sanft und vorsichtig ins Schlafzimmer, bat ihr „gutes Kind“, sich nur ja nicht zu erregen. Es wäre alles in Ordnung, Marta wäre bei ihr, und sie hielte es für besser, wenn sie noch ein paar Tage dableibe; sie wäre nicht ganz wohl . . .“

„So! Und ich soll Lotte auf dem Hals behalten? Das geht nicht. Das unverschämte Ding soll wenigstens ihre primitivsten Pflichten erfüllen!“ —

Sie fuhr fort, auf Marta zu schimpfen. Frau Winzel erbot sich, Lotte mitzunehmen. Aber sie saß auf Kohlen. Jeder Augenblick mehrte die Gefahr. Wenn es klingelte — und es klingelte oft beim Geheimrat von Müllen — glaubte sie, man brächte die Leiche des Mädchens . . .

Wenn sie nur erfahren könnte, ob Marta Geldmittel bei sich habe, ob sie etwa nach Petersburg zu ihren Verwandten entflohen sei — freilich, ohne Paß käme sie nicht über die russische Grenze . . . Dabei plauderten die beiden harmlos, hauptsächlich über die entzückenden Zwillinge . . . Seit Wochen, ja seit Monaten, hatte Frau Winzel solch einen verzweifelden Blick in Martas Augen gesehen . . . Wie entsetzlich, wenn sie solche Schande über ihr Elternhaus gebracht hätte! Keinen Augenblick ging ihr der Gedanke durch den Kopf, daß ein bitteres Unrecht an Marta geschehen wäre, daß ein junges Menschenherz sich vielleicht im Schmerz verblute. — —

Frau Winzel trieb es nach Haus, zu ihrem Manne, mit ihm mußte sie beraten, was zu tun sei.

44.

Herr Winzel telegraphierte sofort nach Petersburg: „Die werden wir bald haben“, sagte er dabei zu seiner Frau. Ihm schien es einleuchtend, daß Marta nur bei Nordheims sein konnte, — sein Scharfsinn hatte sie sofort entdeckt. Viele habe bloß wieder törichte, sentimentale Frauenängste. Hatten Hedwig und Marta sich nicht alle Augenblicke

gefabbelt? Zwischen Verwandten geht das nun 'mal nicht anders. Nach den großen Verhältnissen Petersburgs sei Marta schon lange der Sinn gestanden, seit sie einmal in Wiesbaden Blut geleckt. Daß sie unmöglich dort schon angelangt sein könne, bedachte er im ersten Augenblick nicht. Eine Stunde darauf fiel es ihm freilich ein.

„Nur nicht übertreiben“, predigte er seiner Frau unaufhörlich. Behaglich war aber auch ihm nicht zu Sinn, er konnte keinen Augenblick stillsitzen. Besonders als die telephonische Nachricht aus der Hohenzollernstraße einlief: durch Unachtsamkeit der Leute sei Lotte ins Zimmer der gnädigen Frau gelaufen und diese habe nun erfahren, daß Fräulein Marta nicht in Friedenau, — daß sie verschwunden sei. Die Köchin hat um Verhaltungsmaßregeln, und ob ein Telegramm an den Geheimrat abgeschickt werden solle oder nicht.

Frau Witzel begab sich nun mit Instruktionen ihres Mannes zu ihrer Tochter zurück. Auf keinen Fall nach Köln telegraphieren. Der Geheimrat kehre ohnedies so schnell wie nur möglich heim. Wozu ihn vor der Zeit erregen. „Diese Kröte, diese infame Kröte!“ Mit Absicht hatte sie es sich so eingerichtet, — während des Vaters Abwesenheit . . . Alles fein überlegt, um die gute Hedwig zu quälen . . .

Witzels warfen sich gegenseitig vor, diese „Kanaille“ nicht bei Zeiten durchschaut zu haben, gut und freundlich mit ihr gewesen zu sein. Schließlich wußten sie nicht, ob sie nicht eigentlich wünschten, man möge diesen Störenfried tot auffinden. Die Angst vor dem Odium, das auf die Stiefmutter fallen würde, war aber doch größer als der Haß: Lebendig finden müßte man sie, um sie durchpeitschen zu können, für all die Qual, die sie den Anderen bereitet hat . . .

Das blieb freilich für's erste ein frommer Wunsch.

Hedwig gab vor — im Gegensatz zu allem, was ihre Mutter erwartet hatte — völlig unbesorgt zu sein. Mit der nächsten Post würde von der niederträchtigen Heuchlerin schon eine Nachricht einlaufen. Den Gefallen würde man ihr nicht tun, sich zu ängstigen.

Als aber die zweite Nacht anbrach und keine andere Nachricht einlief, als die aus Petersburg, daß Nordheims seit Wochen nichts von Marta gehört hätten, verlor Hedwig doch etwas ihre Fassung. Sollte sie sich nicht vor Ankunft des Geheimrats an die Polizei wenden? Damit sie vor ihm nicht gleichgültig schiene.

Sie fing an, sich zu ängstigen. Es war doch schließlich seine Tochter.

Hedwig war entschlossen, die Szene, die sie mit Marta gehabt, anders darzustellen. Ihr war nämlich die Androhung des „Gefängnisses“ aufs Gewissen gefallen. Sie fühlte, daß dies Wort das dumme Mädchen fortgetrieben hatte. Und darum läugnete sie es jetzt vor sich selbst: sie hatte garnicht „Gefängnis“ gesagt. Keine Macht der Welt würde sie dazu bringen, das einzugestehen. Wenn Marta sich das Leben genommen, war alles gut und schön, dann hatte sie gewonnen Spiel. Selbst wenn die Dienstboten etwas gehört haben sollten — ungebildeter Leute Geflatsch zählte nicht vor ihrem Manne. Etwas Schriftliches von Marta könnte und würde sie vernichten. Falls Marta noch lebte und ihr einmal gegenübergestellt würde, war sie entschlossen, jede Behauptung des Mädchens als freche Lüge zu bezeichnen. Diese Vorsätze beruhigten sie.

Also, warum sollte sie nicht die Polizei benachrichtigen? Nützte es nichts, so schadete es auch nicht. Vater Winkel mußte sofort zur Morgue.

„Wenn man so das Recht auf seiner Seite hat, dann braucht man sich doch nicht zu schämen, die Hülfe des Staats zur Auffindung einer Unzurechnungsfähigen, einer Irrsinnigen in Anspruch zu nehmen,“ meinte sie zu ihrer Mutter.

Mit jeder Stunde, die verging, wurde Hedwig ausfallender und überhebender. Selbst Frau Witzel wunderte sich, wie gehässig ihre Tochter sein konnte. Wirkte die Angst so auf sie? Aber Angst konnte es kaum sein, denn Hedwig schlief fest, fast die ganze Nacht durch. Frau Witzel dagegen warf sich herum und quälte sich mit entsetzlichen Vorstellungen. Vielleicht war dem Mädchen ein zufälliges Unglück geschehen, vielleicht war sie gegen ihren Willen irgendwo eingefangen? Es war doch ein hübsches Mädchen — und es war schließlich immerhin ein Menschenleben, das auf dem Spiele stand. Ein Menschenleben, das ist doch etwas . . . Auch weitsichtiger als ihre Tochter war Frau Witzel. War Marta der schlechten Behandlung wegen entflohen, so konnten die Folgen ihres Tuns nachwirken. Die Mitmenschen vergessen einer Stiefmutter nichts, die öffentliche Meinung ist nicht so schnell tot zu kriegen . . .

Mit der Frühpost kam ein Brief an Marta, keiner von ihr. Der Diener überreichte Frau Witzel — weil die Frau Geheimrat noch schlief — den Brief an Fräulein Marta. Er war aus Rußland. Im ersten Augenblick wunderte sich Frau Witzel, daß Nordheims noch schrieb, denn sie sollten doch schon wissen . . . Aber dann machte sie sich klar, daß dieser Brief am Tage vor Martas Verschwinden aufgegeben sein mußte, sonst hätte er nicht heut schon ausgetragen werden können. Also hatte das Schreiben keine Bedeutung, konnte keinen Fingerzeig enthalten.

Sie ließ den Brief auf Martas Zimmer tragen.

Nur ganz zufällig erwähnte sie mittags zu ihrer Tochter dieses Schreiben aus Rußland.

Hedwig ließ es sich sofort kommen, und erbrach es ohne einen Augenblick des Zögerns.

Schon beim Lesen der ersten Zeilen stieß sie Laute aus, die bald wie Schadenfreude, bald wie Wut klangen. . .

Sie japste förmlich, als sie die vier Seiten des Briefes gelesen hatte. „So etwas!“ Besseres hätte ihr der Zufall nicht in die Hände spielen können „Diese Marta!“ . . . „Sie war ja eine Dirnel!“ . . . „Eine ganz gemeine Dirnel!“ . . . „Solch ein Brief . . .“ „Und dieser Kerl der Maregno . . .“ „Diese Schamlosigkeit . . .“ stieß Hedwig heraus.

Nun war alles gut. Alles andere hinfällig Hiermit hatte sie ihren Mann in der Tasche. Ob nun Marta lebte oder tot war — für ihren Vater war sie tot, war sie eine Verfehlmte.

Doch . . . Sie las noch einmal. Dieser Bube sprach auch von ihr Sollte das den ganzen Brief, diese sicherste Waffe, unbrauchbar machen?

Sie drehte und wandte das Papier Durchstreichen? . . . Unmöglich. Ihr fiel etwas Besseres ein. So ließ es sich machen: die Hälfte des einen Blattes abreißen — nur so beinah die Hälfte Sagen, sie hätte den Brief in der ersten Empörung ins Feuer . . . wo aber? . . . ins Herdfeuer? . . . geschleudert. Nein — mit einem Schwefelholz im Salonkamin entzündet — Um ihrem Rudolph die Schande zu ersparen. — Ja, das war ein kluger Einfall: Ihr erster Gedanke wäre gewesen, ihn zu schonen. Doch dann hätte sie den Brief, ehe er Feuer gefangen, aus dem Kamin herausgerissen — dabei war das eine Stück hängen geblieben Und zwar

hätte sie das getan, um kein Geheimnis vor ihm zu haben Gemeinsam könnten sie alles tragen, auch das Schwerste . . . Es brächte sie einander nur näher. Ja, so etwas wirkt stark auf Männer.

Sie war mit ihrem Plan fertig. Jede Spur von Angst, Marta könne ihr noch je eine böse Stunde bereiten, war vorüber. Zwischen Rudolph und seiner Tochter stand sie jetzt wie ein Fels — fest genug hatte sie wohl immer gestanden . . . Dennoch . . . Doppelt hält besser. Diesmal hätte das Vaterherz sich rühren können. Das war nun pariert.

Hedwig schickte Vater Witzel auf den Bahnhof, um ihren Mann auf das vorzubereiten, was ihn erwartete. Er sollte wenigstens schon wissen, daß Marta verschwunden sei, daß sie jedoch nicht auf der Morgue läge, und die Polizei ihr eifrig nachforsche.

Nur das Wichtigste in ihren Augen, den Liebesbrief Maregnos, diesen sittenlosen, scheußlichen, mit Zeichnungen erläuterten Brief des Schurken an Marta, den wollte sie selbst ihm geben. Sie wollte ihm zeigen, welches Geistes Kind das Wesen sei, das er Tochter genannt, das an ihrem reinen Tisch gefessen hatte . . . Die Luft schien ihr verpestet, wo solch ein Abschaum der Menschheit gehaust.

In immer größere Empörung redete Hedwig sich hinein, als stünde ihr Mann schon vor ihr oder als müsse sie ihre Rolle vorher einmal proben.

Mit ihren süßen Zwillingen im Arm wollte sie, eine Madonna, ihm entgegen treten . . . Der abgerissene Fetzen am Brief, der war es, der ihren Haß so steigerte, sie so ruhmredig machte, als müsse sie einen Gegner niederschreien.

Frau Witzel verstand sie nicht. Ihr, der nüchternen Frau, kam sogar einmal der keizerische Gedanke: das Mädchen könne doch eigentlich nichts dafür, wenn ihr

Onkel ihr einen so unanständigen Brief schriebe . . . Als sie diese Ansicht äußerte, war Hedwig nah daran, sie zu steinigen.

Um sechs Uhr abends kam der Geheimrat, abgesspannt von der heißen Fahrt und einer noch an demselben Morgen vollzogenen zweiten Operation (bei einer anderen Patientin) in Berlin an. Die Kunde seiner Anwesenheit hatte sich in Köln verbreitet gehabt und so war er förmlich belagert worden während seines Aufenthalts. Fast hätte er noch den Zug veräußt durch die Schuld eines Kollegen. Zu Hause stünde doch alles gut? Die Zwillinge gesund? Er freue sich auf sein Bad und seine schöne Häuslichkeit.

Vielleicht darum wagte Witzel nicht, ihm etwas zu sagen . . . trotz Hedwigs Auftrag, . . . Ihm war außerdem bange, der Geheimrat könnte in der ersten Erregung ihn im offenen Wagen laut anschreien. Im Zorn kannte er keine Rücksicht, und er, Witzel, haßte diese Szenen vor versammeltem Publikum.

So etwas wie Martas Flucht teilt man nur bei geschlossenen Türen mit . . . Eigentlich war es töricht von Hedwig gewesen, ihrem Manne nicht noch nach Köln in einem Expresßbrief alles zu melden. Das wäre wahrhaftig das einzig Richtige gewesen. Dann hätte er es mit sich selbst abgemacht und ergöffe nicht seinen Zorn auf Unschuldige.

Um überhaupt etwas zu sagen, fragte Vater Witzel seinen Schwiegersohn, wann der Assistent zurückkäme?

„Morgen oder übermorgen.“

„Sehr angenehmer Mensch . . .“

„Ja, und außerordentlich tüchtig.“ Damit fuhren sie schon in die Hohenzollernstraße ein.

Hedwig stand am Fenster, einen Zwilling im Arm, neben ihr die Amme mit dem zweiten.

Lächelnd stieg der Geheimrat aus. Im Flur stand Lotte. „Du, Papa, weißt Du schon von Marta?“

„Nein. Was?“ fragte er gleichgültig und ging weiter, um schneller zu Hedwig zu gelangen.

Sie dachte, er wüßte bereits alles und freute sich über seine Fassung. Zärtlicher noch als sonst flog sie ihm an den Hals. Er wandte sich dann um, zu den in seinem Zimmer angehäuften Briefen und Karten. In dem selben Augenblick trat der Diener ein und präsentierte drei neue, eben eingetroffene Briefe. . . . Zufällig ergriff er die zuerst. Darunter war einer aus Wien. Hedwig hatte ihren Arm durch den seinen geschlungen und schaute mit ihm in den Brief — die Kinder waren mit Amme und Wärterin ins Spielzimmer geschickt. Hedwig kannte die Handschrift nicht, wohl aber er.

„Na nu?“ sagte er, noch eh' er geöffnet. „Von Anna?“ . . .

In demselben Augenblick las er schon — trat heftig zurück, so daß Hedwigs Arm aus dem seinen fiel und donnerte im hellsten Zorn, mit dröhnender Stimme:

„Was heißt denn das? Was ist geschehen?“

Winzels, die angstvoll in der offenen Thür zum Nebenzimmer gestanden hatten, schlossen rasch die Thür von außen.

Ob er Hedwig so angedonnert hatte, ob er nur über die Sache so außer sich, wodurch sie plötzlich zu seiner Kenntnis gelangt war, wurde ihnen nicht ganz klar. Jedenfalls war es das Klügste, sich zu retten. Die Hedwig brauchte ihren Schutz nicht, die schützte sich schon selbst!

Hedwigs Berechnungen waren durch den Brief aus Wien vereitelt worden, der fast gleichzeitig mit ihrem Manne eingetroffen war. Denn ihre Basis, den russischen

Brief, konnte sie nicht in irgend einen Zusammenhang mit Frau Peetz's beleidigenden Zeilen bringen. Der Geheimrat sagte auch sofort, als sie den Brief Maregnos aus der Tasche zog: „Das ist eine Sache für sich, über die sprechen wir später . . . Weshalb ist sie davon gelaufen?“

Das Lügen fiel Hedwig nicht schwer, war ihr sogar erste Natur, aber das Faktum war nicht zu ändern, daß sie sich erst zu verteidigen hatte, ehe sie Anklägerin wurde. Und das verdarb ihr schon die Laune . . . Sie schrie und wütete nun auch, ohne Rücksicht auf ihre Mutterpflicht. Der Geheimrat kannte auch nur Eins in diesem Augenblick: Seinen Zorn über die ihm vor der ganzen Welt angetane Schmach . . . Er setzte sich hin und schrieb die Depesche, ohne Überlegung, in fieberhafter Hast. Seine Tochter mußte zurück. Er mußte sie hier vor sich sehen — und sollte er sie dann im Zorn mit eigenen Händen töten. Er war für sie in seinem inneren Bewußtsein Herr über Leben und Tod.

Das Andere, was Hedwig immer vorbrachte, hatte dagegen nur einen geringen Wert. Mit Schmutz gab er sich nicht ab. —

Aus des Geheimrats Depesche, die dem Diener zur sofortigen Beförderung eingehändigt wurde, ersah das ganze Haus, daß Fräulein Marta sich kein Leids angetan, daß sie nicht als Wasserleiche angebracht werden würde. Sie war einfach zur Schwester ihrer rechten Mutter entflohen.

Etwas wie Enttäuschung machte sich in den Küchenregionen geltend. Die Spannung wich. Es bildeten sich jedoch zwei Parteien, die mit einander wetteten — ob sie wiederkommen würde, ob nicht.

Papa Winkler eilte zur Polizei, damit die Nachforschungen jetzt eingestellt würden; die Gesuchte sei in Wien aufgetaucht.

Ganz unerwarteter Weise meldete sich am nächsten Morgen schon des Geheimrats Assistent Dr. Moos. Er hatte noch zwei Tage bei der Operierten ausharren sollen. Sie war aber, menschlicher Voraussicht entgegen, trotz aller Pflege, trotz der Anwesenheit dreier tüchtiger Ärzte, im Laufe des Nachmittags, bald nach des Geheimrats Abreise, verschieden. Ein unerklärlicher, höchst peinlicher Fall. Die Herren sprachen einige Zeit über die möglichen Ursachen dieses Todes nach einer so glänzend gelungenen, vollkommenen Erstirpation.

Darauf wollte Dr. Moos, der die Nacht durch gereist und direkt von der Bahn zu seinem Chef gefahren war, sich nach Hause begeben. Der Geheimrat bat ihn, noch zu seiner Frau hinüberzugehen und den einen der Zwillinge zu begutachten. „Wir haben viel Kummer gehabt“, setzte er hinzu, wandte sich dann ab und entließ ihn.

Ein Unbehagen froch über Dr. Moos. „Viel Kummer?“ Er hatte sich gefreut, zurück und zu ungewohnter Stunde ins Haus zu kommen. Im Flur, im Oberlichtraum, am Frühstückstisch, irgendwo würde er Marta sehen und ein paar Worte mit ihr wechseln können. Eine Ahnung belehrte ihn, daß der „Kummer“ mit ihr zusammenhängen müsse. Kaum im Flur, winkte er sich den Diener heran und fragte: „Nun? Was gibts?“

Dr. Moos war Liebling des Dienstpersonals. Der Diener blickte sich um; als er niemand erspähte, machte er dem Doktor ein Zeichen, in den Seitenflur zu treten.

. . . Da erfuhr er es. . . Erfuhr, daß sie zwei Tage gemeint hätten . . . Er hörte nichts mehr . . . „Wo?“ „In Wien“ . . . „Bitte Adresse . . .“ — —

Der Diener wußte sie natürlich, hatte ja des Geheimrats Depesche zum Telegraphenamte getragen.

Bisher, in all den Monaten hatte sich Dr. Moos

nie verraten. Keiner im Hause ahnte seine Leidenschaft für Marta.

. . . Jetzt . . . Jetzt war ihm alles gleichgültig. Er fragte nicht nach der Frau, nicht nach dem kranken Zwilling . . . er wußte garnicht mehr, daß etwas wie sein Chef auf Erden existiere . . . Er war vor der Haustür . . . Spornte den wartenden Droschkenkutscher an. — In seine Wohnung . . . Geld holen . . . dann zur Bahn. Unterwegs suchte er im Kursbuch, verglich die Uhr . . . frühzug nicht mehr zu erreichen . . . Aber irgend eine Möglichkeit fortzukommen, mußte er doch noch finden. Sollte er telegraphieren? Nein . . . Was sollte er ihr sagen? Er wußte selbst nicht, was . . . Er wußte nur, daß er sie sehen, sie betasten mußte, sich überzeugen, daß sie lebte . . . Nichts anderes auf der Welt hatte Wert oder Sinn . . . Seine Marta — hatte man auf der Morgue gesucht! . . . Schweiß trat ihm auf die Stirn. . . er wankte förmlich, als er seine Treppe hinauf stieg . . . Und er war ahnungslos in der Ferne gewesen! Dieser ganze Widersinn des Lebens! Wie ein Schuldiger kam er sich vor, daß dem Kinde, das er liebte, etwas so Schreckliches hatte geschehen können.

Auf dem Bahnhof neues Entsetzen. Vor nachmittags vier Uhr siebenundzwanzig kein Zug, die Morgenzüge alle fort. Er hätte den Bahnhof in die Luft sprengen mögen. Gab es keine Möglichkeit schneller nach Wien zu gelangen? Nicht über München? Auf einen Umweg kam es nicht an . . . Er stürzte ins Auskunftsbüreau.

Nein, früher als morgen sechs Uhr gelangte er auf keinem Wege hin. Also bis 4 Uhr 27 warten. Er fuhr in seine Wohnung. Es ging ihm durch den Kopf, ob er Martas Vater jetzt um ihre Hand bitten solle? Aber das Beispiel seines einstigen Nebenbuhlers schreckte

ihn ab. Und erst mußte er Martas sicher sein. Hatte er ihr Ja, dann . . . mit oder ohne des Vaters Erlaubnis. Wäre es ohne, so ginge er ins Ausland. — Was war ihm seine Karriere, was das Vaterland, im Vergleich zu dem geliebten Mädchen! . . . Er dachte an England. Gelernt hatte er ja vieles. Er besaß sogar schon eine Art Ruf durch seine Veröffentlichungen . . . Wäre es nicht England, so könnte es die Schweiz oder Italien sein . . . Er würde sich mit ihr schon eine Zukunft erringen. Nur sie erst haben — nur sie! Sie loslösen vom Vater, von all dem Wust ihrer engen Vorurteile, ihrer eigenen Gewissenhaftigkeit. — Das war seine Lebensaufgabe, das Werk, an das er sein Leben setzen wollte. — Denn sie war sein Leben. Nichts bestand außer ihr und neben ihr.

Und jetzt, da alles in ihm vor der Angst, sie zu verlieren, in ihm frei geworden, begriff er nicht, wie er es sich monatelang hatte gefallen lassen, zu dulden und zu hoffen, anstatt zuzugreifen.

Jetzt war er mutig genug, es zu tun. Auch gegen ihren eigenen Willen. Auch wenn sie sagte: „Ich denke noch immer an Kurt.“ — Er würde ihr erwidern: „Das macht mir nichts, ich werde mit Dir an Kurt denken, Du bist mein, mit Deinen Gedanken, Deinen Gefühlen, mit allem.“

Nachdem Marta ihres Vaters Telegramm gelesen hatte, wagte sie nicht mehr, des Onkels Haus zu verlassen. Denn auf der Straße, so sagte Onkel Otto, könne man sie aufgreifen und nach Berlin schleppen.

Sollte im Hause sich ein Polizist zeigen, war der Hausmeister bereits unterrichtet. Er würde ihn hinhalten bis Marta durch die hintere Pforte zu des Onkels Freund, dem Rechtsanwalt, entkommen wäre.

Schließlich kam die Tante auf den guten Einfall, ihr Mann solle lieber mit dem ihm bekannten Reviervorsteher sprechen.

Hofrat Peek war eine so populäre, so geachtete Persönlichkeit, der Fall war so wenig wichtig für die Wiener Polizei, daß ihm gern versprochen wurde, was er verlangte: Sollte aller Voraussicht entgegen ein Befehl kommen, würde der Hofrat eine halbe Stunde vor der Ausführung privatim benachrichtigt werden.

Alle Sachleute, die der Onkel befragte, meinten, Martas Vater habe nur gedroht, er würde gewiß nicht die nötigen Schritte tun, die zur Auslieferung führen konnten.

Marta wurde durch die unausgesetzte Angst so elend, daß der Zustand nicht länger währen durfte. Sie schleppte sich nur so hin.

Den telegraphisch von Maregno angekündigten Brief hätte sie von der Post holen sollen. Sie war aber nicht im Stande, es zu tun. So vertraute sie sich dem Onkel an. Unter „Schott“ sollte er auf dem Amt fragen. Und es lieber Tante Anna garnicht sagen. Tante würde Beziehungen zu ihres Vaters Verwandten nicht billigen. Tante Anna war so ein ganzer Mensch in ihrem Tun, so großartig; anders als sie, Marta, die immer noch hoffte, Papa würde einmal einsehen, daß ihr ein Unrecht geschehen sei, und dann würde alles wieder gut werden. Tante Anna konnte mit Menschen und Dingen einmal fertig werden — sie nicht.

Natürlich ging Onkel Otto zur Post und brachte seinem Martachen den Brief.

Sie riegelte sich ein, ehe sie ihn erbrach. Dann las sie: „In fliegender Eile, kleines törichtes Mädchen, zur Nachricht, daß ich Dir einen etwas tollen Liebesbrief (aber der Sommer und die Liebe machen toll) nach Berlin geschrieben habe. Er muß bald nach Deiner Flucht dort eingetroffen sein. Aber Marta, wie konntest Du entfliehen! So etwas tut man doch nicht! Dich so ins Unrecht zu setzen! Aus dem Vaterhaus davonlaufen! Du bist ja fürs Leben bemakelt. Keiner wird glauben, daß nicht gewichtige Gründe in Dir (d. h. in Deinem weiblichen Organismus) vorlagen! . . . Natürlich steh ich trotz dieser Dummheit zu Deiner Verfügung. Brauchst Du Geld? Inliegend ein russischer Paß. Mein Haus kann ich Dir freilich nicht anbieten . . . Lola weigert sich, Dich aufzunehmen . . . Und Skandal, Scheidung usw. muß ich für den Augenblick, meiner Stellung wegen vermeiden. Aber ich finde Dir ein behagliches Unterkommen . . . Und such in den Besitz des Briefes zu gelangen, der noch nach Berlin gegangen. Es standen auch noch unartige Dinge über Hedwig darin . . . Wenn Dein Vater die gelesen, wäre es mir peinlich. Denn mit Deinem Vater läßt sich nicht spaßen. Na, Du töricht Kind, das verdanke ich Dir! Wie konntest Du! Das kommt davon! Warum hattest Du mich nicht wenigstens vorher benachrichtigt? Ich hätte ja alles für Dich getan! Immer Dein!“

Marta blickte fast verständnislos vor sich hin . . . Es war ihr, als sage er sich los von ihr. Er, der ihr mehr Dinge, als sie behalten und verstanden, versprochen und zugeschworen hatte . . . Immer wieder zugeschworen . . . Aber sie war so elend, daß es sie kaum noch erbitterte. Sie war unschuldig an seinem verfänglichen Brief, und

dennoch machte er sie dafür verantwortlich . . . Ist das das Leben? Maregno mißbilligte ihre flucht . . . Was war sie denn, daß alle sie mißbilligten? Selbst Tante Anna wollte sie umändern, wollte aus ihr herausholen die Liebe zum Vater, die einen Teil ihres Seins ausmachte. Sie forderte das innere Lossagen nach dem äußeren . . . Auch Onkel Otto forderte etwas von ihr: daß sie versprach, immer bei ihm zu bleiben . . . Doch das konnte sie nicht. Sie sah jetzt mit geschärften Sinnen in Tante Anna hinein. Lieber verbluten würde sich diese stolze Frau, als je merken lassen, daß sie litt, weil die Nichte, die sie aus Barmherzigkeit aufgenommen hatte, ihr das Herz des Gatten stahl. Und Marta wollte nicht stehlen, wollte dieses Herz garnicht besitzen.

Gibt es denn nur Lieblosigkeit oder Begehren für die Männer? Gibt es auf Erden nicht auch die Liebe, die nichts verlangt, die nur gibt? Die Liebe, die sich fragt: bin ich zu des Andern, des Geliebten, Glück erforderlich? Wenn Nein — so entsage ich.

Marta wußte aus ihrer ersten Erfahrung bei Maregno, daß sie bald fort mußte aus Onkel Ottos Haus. Aber wohin? Sollte es doch die Donau sein? Sollte sie dort ihr Heim finden? War das der Zweck ihres Lebens? Sinnlos, sinnlos! . . . Und Walter Moos? Er rührte sich nicht. Walter Moos war ihres Vaters Assistent, nahm ihres Vaters Partei. Augenscheinlich mißbilligte auch er sie. Sie hatte es sich wohl ausgerechnet — er mußte längst alles erfahren haben. Seit Mittwoch sollte er zurück in Berlin sein . . .

Tante Anna hatte einmal auf ihre Frage gesagt: Das Leben sei ein zur Blüte Streben. — Vielleicht war sie, Marta, nur ein Krokus, der blüht, ehe er Blätter hat . . . Vielleicht war ihr Leben vollendet, ehe es recht

begonnen. Ein zur Blüte Streben . . Sie aber fühlte sich lange abgeblüht, als hätte sie in einem Jahre ein Jahrhundert durchlebt . . Das gibt es — nicht nur im Märchen, wo die Zeitendauer schwindet. Das gibt es auch im Leben, in der Wirklichkeit.

Sie hatte Onkel Otto um Gift gebeten: Lieber sterben, als zurück zu Hedwig. Dies Gefühl hatten Onkel und Tante gebilligt. Das Gift aber nicht. Tausend Auswege gäbe es, sie bis zur Mündigkeit zu verbergen. Onkel Otto rechnete mit Entzücken nach, daß sie erst in drei Jahren, drei Monaten mündig würde . . .

Marta dachte an die Donau und an Dr. Moos . . Ihr blieben vor ihren verschleierten Sinnen nur diese beiden Möglichkeiten.

Drei Tage wollte sie noch warten, obgleich ihr jede Stunde ein Tag schien. Nur noch drei.

Und da klingelte es stark, energisch . . .

Eine ungewohnte Zeit. Morgens sieben Uhr. Marta war aber schon auf, war fertig angezogen . . . Sie wußte nicht, ob sie sich überhaupt gestern Abend ausgezogen hatte. Rasch band sie ihren Mantel um, setzte den Hut auf. Dies starke Klingeln morgens um sieben Uhr konnte für sie nur eine Bedeutung haben: Es war die Meldung, daß sie entfliehen müsse. Man hatte ihre Rückkehr durch die Polizei verlangt. Nun mußte sie sich verstecken. Und dabei fühlte sie sich so krank, die ganze Nacht kein Auge geschlossen und immer dies Fiebergefühl, heiß und kalt zu gleicher Zeit . . .

Noch immer kein Bescheid . . Sie wagte sich nicht zu zeigen. Sie horchte an ihrer Tür. Der Onkel war auf . . Zweier Männer Tritte hörte sie. Kein Zweifel mehr. Also nun fort . . Sie schlich in den Salon, weiter ins Eßzimmer . . Und da sah sie durch die Tür . .

Walter Moos mitten im Zimmer stehen . . Sie delirierte . . es war das Fieber . . Das konnte doch nicht Wahrheit sein?

Laut schluchzte sie auf.

Wortlos umfing er sie.

Er sah es gleich, er fühlte es. Hohes Fieber . . . Nur ruhig, ganz ruhig . . . „Was wolltest Du wissen, mein Herzenskind? Erst legen wir Dich sacht ins Bett.“ Die Temperatur war sicher über 39 . . Diese glänzenden Augen. Und sie zitterte und fror . . „Nur nicht weinen.“ Es war ja alles gut. Sich nur nicht ängstigen . . . Ob er des Vaters Verzeihung bringe? Das war es, was sie wissen wollte. Arme Kleine!

„Aber natürlich.“ Alles wäre gut, alles.

Und sie war jetzt seine kleine Braut?

Sie nickte nur und versuchte zu lächeln.

Solch einen Augenblick hatte er sich zur Verlobung gewählt!

Da plötzlich, da sagte sie aber ganz ruhig: „Du bist das Leben, nicht wahr?“ und sah ihn klar und groß an.

Wie sie dazu kam, verstand er nicht. Er wußte ja nicht, daß sie sich Tag und Nacht die quälende Frage nach dem Leben vorgelegt. Ihm klang es nur hold und beseligend . . . Und doch fürchtete er, es sei im halben Delirium gesagt.

Natürlich war die Krankheit von diesem faulen Wasser unterwegs entstanden. Wohl Hunderten hätte es nicht geschadet. Aber ihr in dieser Erregung hatte es den Typhus, wochenlange Krankheit gebracht.

Dr. Moos in seiner wohlthuenden klaren Art, die ihn als Arzt so unvergleichlich machte, sagte sofort, was der Patientin bevorstand, wollte die beste Kranken-Anstalt zu

ihrer Unterkunft in der Stadt suchen. Aber davon wollte Tante Anna durchaus nichts wissen. Alles könnte hier im Haus beschafft werden, Krankenschwester, Bäder. Nein, fort ließe sie das Kind ihrer Konstanze nicht. Und nun erst der Onkel. Wie er das Wort Kranken-Anstalt nur hörte. Um Gottes Willen. Er und seine Frau kannten keine Angst vor Ansteckung, und besser könnte es nirgends sein für die Kleine als bei ihnen.

Walter Moos aber mußte zurück nach Berlin, die Sache mit dem Vater persönlich in Ordnung bringen. Übermorgen früh würde er wieder bei Marta in Wien sein. Und dann ginge er keinen Augenblick mehr von ihrer Seite. Nie mehr.

Es war alles so anders gekommen. Ihm schien die Lösung mit dem Elternhaus durch die Krankheit erleichtert. Die Krankheit selbst würde sie schon überstehen, er war voller Hoffnung . . . Und der Vater würde sofort versöhnt sein, Mitleid mit dem armen kleinen Wesen würde sich regen. Er telegraphierte ihm, daß Marta am Typhus danieder läge. Solch eine böse Nachricht wollte er nicht gern mündlich überbringen. Dr. Moos glaubte auch, im Telegramm für den Vater ein paar beruhigende Worte dazu setzen zu müssen. Tante Anna lächelte nur.

Als Dr. Moos bei seinem Chef vorfuhr — wieder direkt vom Bahnhof kommend —, empfing ihn dieser nicht selbst. Aber die Gnädige lasse bitten.

Der Chef hatte seine Frau beauftragt? Das war eigentümlich — mehr als eigentümlich . . .

Es war im Oberlicht-Raum, in demselben, wo er vor fast sechs Monaten Marta zuerst gefragt hatte. Doch zu Erinnerungen blieb ihm keine Zeit.

Ohne Begrüßung stürmte Hedwig mit den Worten hinein :

„Aber hören Sie, mein Mann ist außer sich. Ohne seine Erlaubnis, ohne Urlaub sind Sie vorgestern fortgereist. — Er hatte große Operationen. Pflichtvergessen war es von Ihnen, wir sind ganz außer uns . . .“

Sie hatte immer die taktlose Art, sich mit ihrem Manne, auch in Berufssachen, zu identifizieren . . .

„Und wozu? Um sich in unsere Familienangelegenheiten zu mischen! Herr Doktor, wer hätte das von Ihnen gedacht! Sie wußten wohl nicht . . .“

„Ich wußte alles, gnädige Frau. Aber Sie scheinen nicht zu beachten, daß Marta schwer krank ist . . .“

„Diese Komödie! . . . Und wenn selbst, ob sie lebt oder stirbt, für uns ist sie tot. Unser Frohlieb war durch Martas Schuld auch am Rand des Todes . . .“

„Gnädige Frau . . .“ unterbrach er fassungslos.

Hedwig hörte in ihrer aufgespeicherten Wut keinen Einwurf. „Mag sie wie ein Hund verrecken, diese widerliche Heuchlerin, diese Straßendirne . . .“

Auch Dr. Moos' große Selbstbeherrschung drohte zu zerbrechen: „Gnädige Frau, Sie sprechen von meiner Braut . . . Ich war gekommen, Herrn Geheimrat um die Hand seiner Tochter zu bitten . . .“

Sie war starr. Dann brach sie in ein höhnisches Gelächter aus. „Diesen Kehrlicht . . .“

Sie stürzte in das offen stehende Nebenzimmer . . . Ob ihr Mann das billigen würde oder nicht . . . Er hatte zwar gesagt: „Dieser Brief existiert für mich nicht.“ Er hatte sie gewarnt, daß seiner Tochter Name schließlich auch der seine sei . . . Alles, alles war in diesem Augenblicke vergessen . . . Dieser erste Assistent ihres Mannes, dieser schöne Mensch, von dem sie fest überzeugt gewesen, er sei ihr mit Leib und

Seele ergeben, er war wie Mareguo in den Schlingen dieser Scheinheiligen . . .

Sie holte Nordheims Brief an Marta heraus und reichte ihn Moos.

„Was soll ich damit?“ fragte er, das halbabgerissene Blatt in der Hand umdrehend. „Was hat das mit Marta zu tun?“

„Der Brief ist an sie . . . Lesen Sie ihn nur . . . Sehen Sie sich die Zeichnungen an . . .“

Er warf einen Blick hinein, einen einzigen. Dann wollte er den Brief in der Hand zerknittern, ihn in tausend Stücke reißen . . . Liebe ist Vertrauen . . . Doch selbst vertrauende Liebe kennt Eifersucht. Er hatte nur noch Ein Gefühl: Sie fragen. Ihr ins Auge schauen. Jetzt brauchte sie nicht wie damals zu fürchten, daß sie Jemand belaste . . . Alles fiel ihm ein . . . alles bekam einen neuen Sinn . . . Würde sie ihm aber solche Frage verzeihen können? Würde er nicht ihrer unwürdig, wenn er überhaupt nur an ihr zweifelte? Und was würde er tun, wenn . . .? Den Schurken umbringen. Und sich selbst nachher.

„Ich frage nur meine Braut selbst“, antwortete er laut und wollte das widerliche Schreiben in die Brusttasche stecken.

„Den Brief her“, schrie sie. „Dieser Brief soll mir noch dienen . . . Den Brief heraus — oder ich rufe die Diener, schicke zur Polizei . . .“

Es durchfuhr ihn, wie er diese Furie ansah, der Gedanke, der Brief sei gefälscht.

Aber eine andere Überlegung brach sich in ihm Bahn . . .

„Wenn Sie und Martas Vater so wenig die Elternpflichten übten, daß Sie Ihr armes Kind nicht einmal

vor brutalen Attentaten bewahren konnten — dann trifft Sie die schwerste Schuld . . . Mir macht das alles nichts, was Sie auch sagen und beweisen wollen. Ich liebe Marta und vertraue ihr blind . . .“

„Dann, ja dann sind Sie ihrer würdig!“ stieß sie wutschäumend heraus. „Über den Brief her, den Brief her . . .“

Er trat einen Schritt zurück, zerriß ihn, ehe sie ihn daran hindern konnte in kleine Streifen, warf ihr einige vor die Füße und steckte die anderen, die meisten, in seine Tasche . . . „Bestie“ murmelte er . . . „Bestie“ zischte es zwischen seinen Zähnen hervor . . .

„Hinaus“, tobte sie, „fort aus meinen Augen. Sie werden's noch spüren, was es heißt, die Frau Ihres Chefs beleidigt zu haben . . .“

„Er ist nicht mehr mein Chef, ich möchte ihm persönlich meine Entlassung unterbreiten.“

„Das möchten Sie wohl! Diese Ehre wird er Ihnen nicht erweisen . . . Hinaus . . .“ Sie machte eine theatrale Geste zur Tür hin. „Hinaus!“ schrie sie noch einmal, nicht mehr Herrin ihrer Stimme.

Er wandte sich um und wortlos, grußlos verließ er das Haus.

Er wollte zu Fuß in seine Wohnung gehen.

Plötzlich merkte er, daß er die falsche Richtung eingeschlagen hatte und an einem der Gewässer des Tiergartens stand. Er zog die Briefstreifen aus der Tasche, zerriß sie in noch kleinere Fetzen und warf sie ins Wasser. Ein solches Gefühl inneren Zornes wie gegen diese Frau hatte er noch nie im Leben empfunden. Zum ersten Mal verstand er, wie ein gesitteter Mensch, zum Jähzorn gereizt, töten könnte.

Der Haß dieser Frau auf ein unschuldiges Kind wirkte so verheerend in ihm nach, hatte ganz unbekannte Instinkte in ihm geweckt. Wie hatte er so lange blind sein, sie nicht erkennen können?

Er mußte das Meer oder hunderte von Meilen zwischen sich und diese Peiniger seines Kleinods setzen, wenn...

Ja, wenn sie nur erst wieder gesund wäre... Über dem Gedanken an ihre Lebensgefahr vergaß er alles. Wenn sie nur erst die tückische Krankheit überwunden hätte... Das Herz wollte ihm springen vor Angst.

Und dennoch... Warum die Angst?

Unter dem großen grünen Laubdach umfing ihn, den jetzt entwurzelten Mann, eine wunderbare Ruhe, ein Gefühl sicheren Glücks.

Wenn sie sterben sollte, würde er ihr folgen... Und dann gab es für sie Beide keine Sorgen mehr. Sie wären im Tode vereint.

Wenn der Tod sie aber verschonte, so gab es auch keine Sorgen, kein Leid mehr.

Er liebte sie und besaß sie für immer. Und Liebe, wahre Liebe, ist ja das ewige Glück.

Ende.

**BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI**



Von **Mite Kremnitz** sind u. a. folgende Romane
und Novellen erschienen:

Ausgewanderte, Roman. 2. Auflage.

Elina, Novelle

Zwischen Kirche u. Postorat, Novelle.

Astra, Roman (mit Carmen Sylva) 6. Auflage.

Herr Baby, Eine Kindergeschichte.

Aus zwei Welten, Roman (mit Carmen Sylva)
7. Auflage.

Am Hofe von Ragusa, Roman.

Fatum, Roman.

Mann und Weib, Novellen.

In der Irre, Novellen (mit Carmen Sylva)
4. Auflage.

Aus der rumänischen Gesellschaft,
zwei kurze Romane. 2. Auflage.

Rache, Novellen (mit Carmen Sylva) 4. Auflage.

Mutterrecht, Novellen.

Der rote Streif, 3. Tausend.

Siegerin Zeit, Roman.

Marie, Fürstin Mutter zu Wied.
Ein Lebensbild.

Carmen Sylva. Eine Biographie.

„Concordia“, Deutsche Verlags-Anstalt

Hermann Ehbock in Berlin W. 30, Münchenerstr. 8.

Mite Kremnitz, Eine Hilflose.

Roman.

Preis geheftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—

Urteile der Presse.

„Vossische Zeitung“, Berlin. Die Bücher der Mite Kremnitz sind die seltenen Bücher einer seltenen Frau. Nicht daß sie sich vor der Welt verschloße. Eine starke, immer lebenswahre Phantasie, die Vielfältigkeit der Darstellungsobjekte, die pragmatische, sichere, allem Lyrischen abholde Darstellung macht die Erzählung jedem gebildeten Leser genussreich. In Allem, was Mite Kremnitz gestaltet, finden die, die suchen können, ihre freien und schönen Lebensanschauungen. — Sie verbindet in ihrem Schaffen ungemein reizvoll das männliche und weibliche Element zu einer edlen Eigenart.

„Danziger Neueste Nachrichten“. Ein gutes und feines Buch ist Mite Kremnitz' Roman „Eine Hilflose“.

Mite Kremnitz,

Was die Welt schuldig nennt.

Preis geheftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—

Urteile der Presse:

„Literatur-Anzeiger“. Die vorliegenden Novellen gehören zu den besten, was die moderne psychologische Erzählkunst geschaffen hat. Sie haben Innenwerte, die sich mit einem unbeschreiblichen Reiz dem Leser an die Seele legen, sie sind aus den Blüten eines schönen leidenden Herzens erblüht. — Die Erzählung belebt eine geradezu dramatische Spannkraft, die aber aus den einfachsten und größten Problemen, nicht etwa von der Häufung äußerlicher Momente kommt.

„Breslauer Zeitung“. Ganz wenige Personen werden uns in den Erzählungen vorgeführt, aber mit großer Meisterschaft analysiert die Verfasserin das Seelenleben. — Mite Kremnitz gehört zu unsern besten Frauenschriftstellerinnen.

VERIFICAT
1987